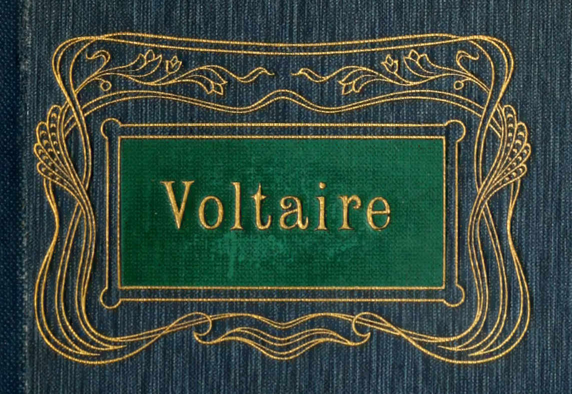

Voltaire

Popper (Lynkeus),

VOLTAIRE.

VOLTAIRE.

Eine Charakteranalyse,
in Verbindung mit Studien zur Ästhetik,
Moral und Politik

von

Josef Popper (Lynkeus).



Dresden 1905.
Verlag von Carl Reißner.



Druck von H. Klöppel, Quedlinburg.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Was den Verfasser bewog, dieses Buch zu schreiben 1
Fernere Absichten bei dessen Abfassung 2
Einige Worte über eine ältere Schrift des Verfassers über Voltaire 4
Man ist seit langem — und besonders heute — mit Voltaire's Schriften unbekannt, und unrichtige landläufige Urteile werden ohne Kontrolle hingenommen 5
Gustav Freytag und das Konversations-Lexikon über Voltaire . . 6
Brunetière's Meinung: Voltaire sei nur ein Vulgarisator 9
Goethe's Meinung: Er habe keine Tiefe 12
Man kann selbst das Größte leisten, ohne Tiefe zu besitzen . . 13
Über Tiefe bei Schriftstellern und Dichtern 14
Schiller's Vorwurf: Voltaire habe als Dichter »kein Herz abgedrückt« 16
Entgegenstehende Tatsachen 16
Über die Wertlosigkeit einer aprioristischen Ästhetik 16
Auch habe Voltaire zu wenig Ernst 21
Solche Naturen wie Voltaire werden leicht mißverstanden . . . 22
Tatsachen, die seinen unübertroffenen Ernst beweisen 23
Wie man sich gewöhnlich einen Pessimisten vorstellt 29
Voltaire als Pessimist und die drei Arten, in denen bisher der Pessimismus auftrat 30
Voltaire als Dichter 33
Objektive Wertlosigkeit eines jeden absprechenden ästhetischen Urteils 37
Eine jede ästhetische Zustimmung hat für den Künstler eine tiefe ethische Bedeutung 38
Im allgemeinen wird das ästhetische Gefallen oder Mißfallen viel zu sehr als wichtige Angelegenheit behandelt 40
Bei Kunstwerken berechtigen nur tatsächliche ästhetische Wirkungen zu ihrer Wertschätzung 41
Emil Faguet tadelt Voltaire's literarische Urteile 44
Voltaire's Ansichten über Shakespeare 45
Voltaire's Ansichten über Rabelais 53
Man kümmert sich um Luxusgefühle viel mehr, als um die wichtigsten und notwendigsten Kulturbestrebungen 57
Die kulturfeindlichen Mächte sind heute wieder in voller Tätigkeit. Beispiele 58
Schiller's ungerechter Angriff auf Voltaire wegen der »Pucelle« . 64
Voltaire's Behandlung dieses Stoffes ist ästhetisch ebenso berechtigt wie die Schiller'sche, und dabei von ungleich größerem Nutzen 69

Seite

Wie Shakespeare die »Jungfrau von Orleans« behandelte 71
Anführung einiger neuerer Werke über Voltaire 73
Aussprüche über ihn 76
Über die verschiedenen Methoden, Voltaire zu tadeln oder zu degradieren 85
Carlyle's Tadel Voltaire's 86
Hettner's Vorwürfe 89
Weitere Tadelsworte Carlyle's 89
Rosenkranz weist den Vorwurf, Voltaire sei nur ein Spötter, zurück 93
Was ferner Carlyle an Voltaire nicht recht ist 93
Über Voltaire's Künste der Pseudonymität 96
Über die Lust und den Wert, Märtyrer zu sein 98
Eine Predigt Carlyle's über das Lügen 102
Warum man Voltaire seine Vorsichtsmaßregeln vorwirft, und anderen nicht 104
Jean Jacques Rousseau's Verhalten als Verfolgter 106
Zuletzt wird er ein Denunziant 108
Überstrenge Tugendforderungen führen meist zu den derbsten Untugenden 109
Verhalten Rousseau's und Voltaire's der Kommunion gegenüber . 110
Auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen soll Voltaire keinen Ernst gezeigt haben 114
Selbst in seiner Geschichtsschreibung nicht 116
Kein Geschichtsschreiber entgeht dem Tadel 122
Auch der Geist und Witz Voltaire's bietet Carlyle einen Grund zum Tadel 127
Voltaire hätte statt deren »Humor« haben sollen 127
David Strauß tadelt es, daß Voltaire »flackert«, anstatt »ruhig zu leuchten« 130
Französische monarchistische und klerikale Gegner Voltaire's behaupten tatsächlich Unrichtiges und verdächtigen mittelst gewandter Entstellungen seine edelsten Absichten 131
Über die Art von Voltaire's Tätigkeit in der Calas-Affäre . . . 135
Gegnerschaft Lessing's gegen Voltaire 139
Wie Strauß das Verhältnis beider Männer beurteilt 141
Voltaire und Friedrich der Große 144
Voltaire und Maupertuis 145
Voltaire und Bankier Hirsch 147
Verhalten Friedrich's gegenüber Voltaire 151
Voltaire's Verhalten gegenüber Friedrich 153
Charakteristik Friedrichs des Großen in seinem Privatverkehr . . 161
David Strauß' mystischer Respekt vor dem Königtum 163
Voltaire lebte in jüngeren Jahren gerne an Höfen, war aber nie ein Höfling 164

Seite

Friedrich der Große wäre ohne die französischen Philosophen ohne Bedeutung für die europäische Kultur und nicht mehr als ein tüchtiger preußischer Landesvater gewesen 172
Als Gegenstück Friedrich's: Bismarck 176
Voltaire's Verhalten Friedrich's Kriegsunternehmungen gegenüber 181
Wie Strauß Voltaire's Tadel zurückweist und Friedrich's Raubkriege mittelst der Theorie vom deutschen Entwicklungsdrang rechtfertigt 182
Strauß' Rechtfertigung wird von Friedrich selbst widerlegt . . . 184
Über die Methode, Deutschland für Preußen zu substituieren . . 186
Ein kleiner Exkurs in die Geschichte Preußen's 187
Wie Treitschke Strauß noch übertrumpft 194
Und wie er Friedrich den Großen charakterisiert 194
Wie der Historiker Johannes Müller Friedrich rechtfertigt . . . 197
Wie Carlyle über den König von Preußen spricht 198
Über korrupte politische Ansichten und Maximen bei Historikern und praktischen Politikern 201
Die heutigen Europäer als tugendheuchelnde Normannen . . . 202
Über das Kriegs- und Friedensproblem 203
Voltaire's Drängen zu Zivilisations-Kriegen 204
Lösung des Kriegs- und Friedensproblems 209
Menschen mit religiösen Überzeugungen sind fast immer Freunde des Kriegs 212
Grundbedingungen der moralischen und politischen Gesellschaftsordnung, wie sie sein soll 218
Versöhnende Betrachtung über Friedrich den Großen und sein Verhältnis zu Voltaire 219
Über das Große, sich Aufgaben zu selbstlosen Zwecken zu stellen 224
Über Pflichterfüllung 226
Friedrich's und Voltaire's unerhörte Beharrlichkeit in Verfolgung selbstgestellter und selbstloser Aufgaben 229
Was dem Verfasser bei Voltaire vorübergehend oder bleibend mißfiel 233
Über seine Kampfesweise gegen Feinde und Neider 234
Die Affären: Maupertuis, Hirsch, Grasset und Saurin 234
Das Verhältnis zu Katharina II. 251
Bemerkungen über eine gewisse Schreibweise Voltaire's 254
Rousseau's Verhalten gegenüber Friedrich dem Großen 263
Über einen ethischen Grundfehler in unserem politischen Denken 265
Voltaire war weder aristokratisch gesinnt, noch mißachtete er das arme Volk 267
Nach allem ist Voltaire einer der besten und edelsten Menschen aller Zeiten gewesen 273
Über das Große, das in der Eigenschaft der Güte liegt 275
Über die Art des Intellekts und der ganzen Persönlichkeit Voltaire's 281

Seite

Über die Rolle der großen Männer und der großen Massen in der Kulturgeschichte 282
Über Verstandesgenie's und Genie's der Phantasie und des Gemüts 285
Einige hervorragende Beispiele 286
Rousseau's Einfluß 289
Auch in der neueren Musik bemerkbar. Beethoven 291
Rousseau und Voltaire als Politiker 292
Über Vernunfts- und Gefühlspatriotismus 296
Auch das schönste oder erhabenste Gefühl darf nicht zum Anlaß genommen werden, die physische Integrität irgend eines Menschen in der Welt zu verletzen 297
Sowohl Verstandes- als Gemütsgenies sind für den Fortschritt der Menschheit notwendig 300
Großer Verstand ist mit Güte wohl vereinbar. Julius Cäsar . . 301
Über die forcierte Phantastik während des europäischen Mittelalters 303
Entwicklung des Aberglaubens zur Religion und endlich zur Kirche 304
Eine Hauptursache des erschöpften Nervensystems der Europäer 306
Die geistige Bekämpfung des Mittelalters von mehreren Seiten aus 309
Die Geister mit teilweiser Furchtlosigkeit 309
Voltaire hatte vor gar nichts Furcht 310
Voltaire's Reinheit bezüglich religiöser Gefühle 314
Voltaire wird als philosophischer Denker unterschätzt 318
Seine Behandlung des Problems der Willensfreiheit 319
Wie dieses Problem vollständig zu erledigen ist 320
Voltaire's Einsicht in die Wertlosigkeit aller Metaphysik 322
Grund der Antipathien gegen Voltaire: Josef de Maistre, Napoleon 324
Voltaire ein höherer Siegfried 327
Seine Naivetät 327
Voltaire: ein naives Welt-Kind 328
Das leicht weinte 331
Das auch gut war 334
Was von Voltaire's angeblichem Geiz und seiner finanziellen Geschicklichkeit zu halten ist 335
Er war tapfer im Kampfe und doch gutmütig 340
„Dem Übel nicht wehren“ — ist eine schädliche Maxime . . . 343
Kurze Geschichte der Beziehungen Voltaire's zu J. J. Rousseau . 351
Voltaire's Milde und Nachsicht Rousseau gegenüber 367
Sein lebhafter Sinn für Freundschaft 369
Kurz gefaßte Charakteristik Voltaire's nach der Art seines Intellekts und nach seiner ganzen Individualität 377

Anhang.

Zwei Gedichte Voltaire's 378
Über ein musikästhetisches Problem 382

Empört über die beharrliche und fast allgemein herrschende Ungerechtigkeit in Beurteilung des Charakters eines großen und guten Mannes und über die Undankbarkeit in der Wertschätzung seiner Verdienste um die Menschheit, verfaßte ich diese Schrift über Voltaire.

* * *

Eine andere Schrift, die ebenfalls Voltaire behandelt und im Jahre 1878 zu seinem hundertsten Todestage als Einleitung zu meinem Buche: Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben *) publiziert wurde, hatte in der Hauptsache den Zweck, die geistigen Eigentümlichkeiten Voltaire's hervorzuheben und den Charakter seiner Denk- und Schreibart in das richtige Licht zu setzen. Die jetzige Darstellung geht mehr auf seinen moralischen Charakter und auf die Art seiner Beziehungen zu seiner Umgebung, und verfolgt das Ziel, das Naturell jener merkwürdigen, so wenig verstandenen Persönlichkeit bis zur Anschaulichkeit deutlich zu machen.

Es lag also hier eine Aufgabe der praktischen Psychologie im Falle einer welthistorischen Figur vor; und es sei jetzt schon gesagt:

Durch die Lösung dieser Aufgabe, welche mit aller nur möglichen Objektivität durchgeführt wurde, ergab sich die volle Berechtigung, namentlich den moralischen Charakter Voltaire's, sowohl in seinem Privatleben als auch in seinen kulturhistorischen Beziehungen, in ein weit höheres Niveau

---

*) Im Jahre 1903 in dritter Auflage bei Carl Reissner erschienen.

jener frühere Aufsatz über Voltaire in dem Werke: »Das Recht zu leben« usw. erschien, und im Ablauf dieses langen Zeitraums hat sich die Befriedigung des Verfassers über seine Darstellung immer mehr erhöht; denn er sah immer deutlicher, wie notwendig es gewesen war und noch immer ist, die gangbaren Ansichten über Voltaire's Individualität zu ergänzen, zu korrigieren oder zu bekämpfen.

Bornierte Philister und Tugendbolde, fanatische Kirchengläubige wie geistesschwache Religionsschwärmer, enragierte Chauvinisten und Nationalisten, okkultistische Anbeter menschlicher Torheiten, die sie des menschlichen Geistes »Tiefen« nennen, einseitige produktive Künstler, wie ebensolche nichtproduktive Kunstgemüter, von ihrer eigenen Wichtigkeit über alle Gebühr eingenommene Gelehrte, aber auch vollkommene Ignoranten — sie alle, meist ohne Sinn für den Ernst des Lebens und ohne Gerechtigkeit im Urteilen, sind als Anschwärzer Voltaire's aufgetreten und treten noch heute so auf.

Es wurde daher in jener früheren Darstellung versucht, bei allen diesen Kategorien von Menschen den Sinn von den kindischen Ansichten und von den Vorurteilen der Fibel, der Lehrkanzel und des Salons, wenigstens einigermaßen, auf den furchtbaren Ernst des Lebens und zur Gerechtigkeit im Urteilen hinzulenken.

Mit Recht hat man von jener meiner Darstellung gesagt, sie sei sehr enthusiastisch gehalten. Sie mußte es auch sein; denn Voltaire's Leistungen und Eigenschaften sind meiner Überzeugung nach vollkommen geeignet, Enthusiasmus zu erregen. Mit Unrecht sagte man aber: die Behandlung sei übermäßig enthusiastisch; und zwar darum mit Unrecht, weil alles, was ich sagte, auf nüchternster Erwägung der Tatsachen basiert wurde. Die Nüchternheit ging also voran und der Enthusiasmus folgte ihr und zwar notwendigerweise aus den Dingen selbst heraus.*) Und in

---

*) Nur hie und da gibt es einen formal etwas überhitzten Satz, der aber niemals eine sachliche Unrichtigkeit nach sich zieht.

der Tat konnte bisher selbst seitens der heftigsten Gegner nicht eine einzige Stelle oder Behauptung meiner Schrift als unrichtig dargelegt werden; man war oder ist nur imstande, mir Behauptung gegen Behauptung — mitunter sogar nur eine abwehrende Grimasse — entgegenzustellen.

* * *

Voltaire's Schriften werden überhaupt nicht mehr gelesen, auch die besseren Werke über Voltaire nur sehr wenig; aber was das Urteil über ihn betrifft, so hat sich eine Art von Tradition herausgebildet, die nicht weiter geprüft wird, und die bei seinen prinzipiellen Gegnern nicht selten eine ausgemachte Bösartigkeit der Gesinnung, bei den mehr oder weniger lauen Gesinnungsgenossen aber einen nicht geringen Grad von Pietätlosigkeit, ja oft geradezu von Frivolität, involviert.

»Ein schlechter Charakter!« — Das ist die kurze Ausdrucksweise, die selbst solche Personen gebrauchen, die weder Voltaire's Werke noch seine Biographie kennen, sondern einfach das nachsprechen, was sie öfter gehört oder gelesen haben, und die von Tatsachen aus Voltaire's Leben, wenn sie überhaupt etwas davon wissen, gewöhnlich nur die Episode mit dem Bankier Hirsch und seine Konflikte mit Friedrich dem Großen kennen.

Ob aber bei Voltaire nicht auch gute und große Charaktereigenschaften zu finden sind; ob andere hochgelobte Berühmtheiten solche in eben dem Maße besaßen, wie er, ja ob sie dieselben überhaupt besaßen; ob gewisse tatsächlich vorhandene tadelnswerte Züge bei Voltaire wirklich dazu hinreichen, ihn als »schlechten Charakter« zu brandmarken, ob sie ferner nicht gegenüber seinen Vorzügen verschwinden; und ob endlich nicht bei für sehr tugendhaft gehaltenen bedeutenden Männern sich bei genauerer Prüfung ebenfalls und oft noch weit schlimmere Handlungen oder Charakter-

eigenschaften zeigen als bei Voltaire — um das alles kümmert man sich nicht.

Woher gerade bei dem Falle Voltaire's diese Hinneigung zu einer ungerechten Gesamtbeurteilung stammt, welche psychologischen Faktoren hierbei mitwirken, das wird man im Laufe der folgenden Betrachtungen wohl deutlich genug ersehen. Man muß es nur mit Bedauern konstatieren, daß sich hierbei eine eigentümliche Mischung von Kleinlichkeit, von »uneigennütziger Gemeinheit« und gänzlich unbegründetem moralischen Hochmut und Pharisäismus in den Urteilen selbst hochgebildeter Menschen zeigt; gerade so, wie wir diese Eigenschaften in den lieblosen und ungerechten oder wenigstens rücksichtslos schroffen Beschwatzungen menschlicher Handlungen und Charaktere im philiströsen, privaten Leben vorfinden.

Seit langem schon besorgt sich das große Publikum, wenn es sich überhaupt für Voltaire interessiert, seine Kenntnisse über ihn entweder aus populären Werken über Friedrich den Großen oder aus dem Konversationslexikon. Das vielleicht populärste Werk, das von Friedrich erzählt, ist wohl jenes, das Gustav Freytag unter dem Titel »Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes« publicierte. Hier wird im Kapitel »Aus dem Staat Friedrichs des Großen« an zwei Stellen auch von Voltaire gesprochen.

Die eine Stelle lautet: »So hat er den schlechten Mann, den Voltaire, bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt.« Die andere: »Seit 1750 ward ihm die Freude, den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes bei sich zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter diesen Barbaren aushielt.*)

*) Ich will schon hier darauf aufmerksam machen, dass ich gelegentlich der Zitate gewisse Worte oder ganze Stellen mit gesperrter Schrift gebe, die es im Originale nicht sind. Wenn das nicht von mir offen gesagt würde, wäre es eine Inkorrektheit, da ich es jedoch sage, muß es mir erlaubt sein, es dem Leser zu erleichtern, dasjenige ins Auge zu fassen, auf was ich besonderes Gewicht lege.

Auf diese Weise lernen die Deutschen einen Mann beurteilen, der, was man auch immer gewohnt sein mag, an ihm auszusetzen, von den bedeutendsten Geistern als ein Heros der Aufklärung und des allgemein kulturellen Fortschritts angesehen wurde und der ein freigebiger Wohltäter seiner Freunde wie der ganzen Bevölkerung seines Wohnsitzes Ferney war! Nichts weiter, als daß er ein »schlechter Mann« war! Und da man doch nicht Voltaire's Leben und Werke studiert, Freytag auch gar nichts Näheres darüber sagt, worin diese Schlechtigkeit besteht, so kann sich der Leser alles Mögliche hierunter denken. Ich aber nenne dieses Vorgehen Freytags »schlecht«; ein noch so starker Chauvinismus, ein noch so lebhaftes deutsches Nationalgefühl und die damit verbundene Antipathie gegen außerdeutsches Wesen, entschuldigt nicht so ungeheuern Mangel an Gerechtigkeitssinn. Man hat die fehlerhafte Gewohnheit, fast nur Eigentumsdelikte und Verletzungen der physischen Integrität, eigentlich aber nur die ersteren als »schlecht« zu bezeichnen; die Folge davon ist, daß man fast alle andere noch so gemeinen oder lieblosen oder kränkenden Handlungen, wenn sie nur nicht mit der Absicht auf Nutzen begangen wurden, ruhig hinnimmt. Und ich zweifle auch nicht, daß es Chauvinisten genug geben wird, die z. B. Stehlen und Wechselfälschen für etwas Schlechteres oder wenigstens für etwas moralisch Häßlicheres halten, als die Art der Behandlung Voltaires durch Gustav Freytag.

Ich war nun auch neugierig zu sehen, wie in einem sehr verbreiteten Lexikon zu den Lesern gesprochen wird, und fand z. B. in dem Brockhaus'schen Lexikon (14. Auflage vom Jahre 1895) im Artikel »Voltaire« folgendes Schlußurteil: ». . . . . Mehr Talent als Charakter und von kleinen Motiven nicht selten beherrscht, dabei eitel und frivol bis zum Übermaß. So mannigfaltige Wandlungen Leichtsinn und Eitelkeit ihn durchleben ließen, hat er doch diesen

Kampf (gegen die philosophischen und kirchlichen Autoritäten) mit Zähigkeit und grossem Erfolge durchgeführt ....«

»Eitel«, »frivol« und »leichtsinnig« das sind also jene Eigenschaften, sind allein jene Charakter-Eigenschaften, die Voltaire zugeschrieben werden, positiv gute und edle fand jener Artikelschreiber nicht; und mit solcher Belehrung über den Charakter Voltaire's werden hunderttausende Leser genährt.

Über den Charakter eines Mannes, der — von unendlich vielem andern zu schweigen — Jahre mit der Verteidigung des Calas und Sirven verbrachte; der mitten im höchsten Wohlstande und im Genuß der Weltberühmtheit während dieser Verteidigerarbeit an einen Freund schrieb: »Cette aventure me tient à coeur, elle m'attriste dans mes plaisirs, elle les corrompt,« während doch selbst ein so höchst guter und edler Mensch wie Diderot passiv blieb, über Voltaires Bemühungen sich nicht wenig verwunderte und meinte: »Calas, qu'est-ce qui peut l'intéresser pour eux? Quelle raison a-t-il de suspendre des travaux qu'il aime pour s'occuper de leur défense?«

Und was für eine Meinung mag wohl der alte Benjamin Franklin von Voltaire gehabt haben, als er ihm seinen kleinen Enkel brachte, damit er ihn segne? Franklin war ein Mann, der auch etwas von Menschen und Dingen verstand — vielleicht so viel, wie jener Artikelschreiber des Brockhausschen Konversationslexikons — sah etwa auch er in Voltaire nichts anderes als einen »eitlen«, »frivolen« und »leichtsinnigen« Mann? —

Nach allem, glaube ich daher: eine gerechte Erinnerung an Voltaire sei nicht nur zeitgemäß und nützlich, sondern zugleich ein Akt der Gerechtigkeit und Pietät; denn meines Wissens ist überhaupt kein Mensch, der in der Kulturgeschichte eine Rolle spielt, mit so viel Ungerechtigkeit und namentlich mit so schnödem Undank behandelt worden, wie eben Voltaire. Und das auch selbst von seiten jener, die

in der Hauptsache mit seinen Tendenzen einverstanden sind und die Früchte seiner Arbeit sehr gerne genießen, aber so, wie sie die frische Luft einatmen, nämlich: ohne jemandem Dank dafür zu wissen. —

Von den prinzipiellen Gegnern ist es natürlich nutzlos zu sprechen. Ein ehrlicher oder heuchlerischer Anhänger des Kirchenglaubens, sowie ein Gegner aller modernen Humanitätsprinzipien wird selbstverständlich an den Leistungen Voltaire's alles schlecht finden, und ihn selbst am allerschlechtesten.

Und wenn Befürworter der wissenschaftlichen Umkehr, nämlich zur Religion hin, wie z. B. Brunetière, Voltaire auch als Talent zu degradieren suchen, indem sie behaupten, er sei kein Originalforscher gewesen, er habe nur »offene Türen eingestoßen« und könne daher nur auf die Bezeichnung eines »Vulgarisators« Anspruch machen, so ist die richtige Antwort darauf: Sei es so!

Es ist zwar schwer, einzusehen, warum Brunetière — wie man aus seiner Art, davon zu sprechen, deutlich wahrnimmt — die Tätigkeit eines Vulgarisators für etwas so Unbedeutendes, beinahe Verächtliches, hinstellt. Ein Vulgarisator ist ein Berufsgenosse des Pädagogen, und, sowie es grandiose Pädagogen gab, so gab es mitunter auch grandiose Vulgarisatoren, und zu diesen gehörte eben, ganz unbestritten, Voltaire.

»Eine vollständige Philosophie, eine zehnbändige Theologie, eine abstrakte Wissenschaft, eine Fachbibliothek, ein großer Zweig der menschlichen Gelehrsamkeit, Erfahrung oder Erfindung verkleinert sich bei ihm zu einem Satz oder Vers«; — sagt Taine in seinem Werke: »Die Entstehung des modernen Frankreich« von Voltaire — »aus der runzeligen, schlackigen Masse zieht er die Quintessenz, ein Gold- oder Kupferkügelchen, als Muster des Ganzen heraus und reicht es uns in der bequemsten, handlichsten Form dar: als Vergleich, Metapher, Epigramm oder Sprichwort. In

dieser Hinsicht kann sich weder ein antiker noch ein moderner Autor mit ihm messen; niemand hat das Vereinfachen und Popularisieren je so gut verstanden wie er . . . gleichsam spielend, bringt er die größten Entdeckungen und Hypothesen des menschlichen Geistes, die Religionen des Altertums und der Neuzeit, alle bekannten wissenschaftlichen Systeme und alle Gesamtbegriffe des 18. Jahrhunderts in kleine »tragbare« Sätze. . . . Niemand läßt Bücher ungelesen, in denen man das ganze menschliche Wissen in pikanten Worten beisammen findet . . . .« usw.

Ich möchte nun wissen, wieso man, selbst als prinzipieller Gegner eines solchen Mannes, glauben kann, ihn durch die Bezeichnung »Vulgarisator« degradieren zu können. Nichts weiter als einer von solcher Art wie Voltaire zu sein, wäre ja schon ein Verdienst höchsten Ranges! Wie hoch stellen wir nicht einen Erasmus, einen Melanchthon, einen Comenius, nur darum, weil sie Lehrer im großen Stile waren; und wenn wir Melanchthon als praeceptor Germaniae nur mit Ehrfurcht nennen, warum sollten wir den Lehrer ganz Europas, Voltaire, nicht ebenso, und noch viel mehr, verehren? Aber — tun wir Brunetière den Gefallen, und betrachten wir den Beruf eines »Vulgarisators« als einen, gegen den des selbständigen Schaffens untergeordneten; und ich wiederhole:

Sei es so!

Kann man denn nichts Wohltätiges, nichts Großes für die Menschheit leisten, wenn man kein wissenschaftlicher Originalforscher oder tiefgründiger Gelehrter ist? War Jesus von Nazareth ein Originalforscher? oder Franz von Assisi? oder Luther? oder Rousseau?

Es handelt sich ja bei der objektiven Charakteristik einer Persönlichkeit nicht darum, sie aus einer Art von Liebhaberei als ausgestattet mit allen möglichen Vorzügen, auch mit solchen, die sie unbedingt nicht besaß, hinzustellen; sondern nur um die gerechte Würdigung ihrer faktischen

Eigenschaften und Leistungen.*) Lassen wir aber jetzt die prinzipiellen Gegner Voltaire's und ihre mannigfaltigen boshaften Angriffe zur Seite, und wenden wir uns zu den andern: zu allen jenen, die seinen Haupttendenzen zustimmen, und dennoch seine Leistungen und insbesondere seinen Charakter für minderwertig halten. —

* * *

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt« —

Diese schönen Worte sprach Goethe, um die Deutschen für das Andenken an Hans Sachs zu erwärmen.

Hier handelte es sich also um einen Dichter und nebenbei wackeren Bürger; gemeint ist jedoch im Grunde nur: Ehrung der Dichter überhaupt, und mit dieser Absicht Goethes wird wohl jeder einverstanden sein.

---

*) Daß Voltaire im Grunde keine wissenschaftliche Größe im höchsten Sinne war, — wenn man etwa seine kulturgeschichtlichen Arbeiten ausnimmt — war seit jeher auch meine Meinung, und ich sprach sie in schärfster Weise im »Recht zu leben und die Pflicht zu sterben« schon im Jahre 1878 mit den Worten aus: »In nichts war er der Einzige oder der unbestritten Erste.« Aber in einer Besprechung jenes Buches, die Konrad Schmidt in der Zeitschrift »Die neue Zeit« publizierte, erhebt er den Vorwurf, für mich sei »Voltaire überall der Einzige und Erste,« während ich, wie man sieht, genau das Gegenteil sagte! Auch findet derselbe — übrigens als ernster und wissenschaftlicher Mann sehr achtenswerte — Referent einen Mangel resp. eine Überschätzung Voltaires darin, daß in meiner Darstellung von der Abhängigkeit Voltaires von der englischen Aufklärungsphilosophie »nicht die Rede« sei. Dieser Vorwurf wäre gerechtfertigt, wenn ich eine Biographie Voltaire's geschrieben, oder wenn ich ihn als einen originellen religionsphilosophischen Denker hingestellt hätte, der alle seine Argumente nur sich selbst zu danken hatte. Beides ist aber nicht der Fall. Ich hatte im »Recht zu leben . . . .« viel wichtigere Dinge zu besprechen, als literargeschichtliche Sondierungen vorzunehmen; ich wollte die besonderen ihm eigentümlichen Vorzüge und Leistungen Voltaire's hervorheben, die ich bisher noch nicht hervorgehoben fand. Daß Voltaire sehr von den englischen Deisten beeinflußt wurde, kann schon derjenige leicht erfahren, der sich seine einzige Belehrung über ihn eben im Konversationslexikon holt; dort wird es ganz ausdrücklich angeführt.

Nur muß man mit einigem Erstaunen fragen, wie es kommt, daß diese Sorgfalt, die Meister nicht verkennen zu lassen, so vorwiegend sich nur auf Dichter, oder allgemeiner, auf Künstler erstreckt. Es gibt ja auch noch andere und ungleich wichtigere Leistungen als z. B. Dichten?

Trotz aller Achtung und Sympathie für den Nürnberger Schuster und Dichter — was ist ein Hans Sachs gegen einen Voltaire?

Und doch sprach Goethe in allen seinen Schriften fast gar nicht von Voltaire als dem grandiosen Kulturmenschen, sorgte sich sehr wenig darum, seine Verdienste um den geistigen Fortschritt, um Gesittung und Institutionen Europas nicht verkennen zu lassen, sondern betrachtete ihn fast nur als Dichter und als — antireligiös-vorurteilsvollen Geologen.

In den Anmerkungen zu »Rameaus Neffe« von Diderot zählte Goethe alle jene Eigenschaften auf, die ein Schriftsteller besitzen müsse, um für vollkommen gelten zu können. Er findet deren in »heiterer Übersicht« im ganzen wohlgezählte 46, alle diese Eigenschaften spricht er Voltaire zu, nur die in der Reihe erste und letzte nicht, nämlich: »Tiefe in der Anlage und Vollendung in der Ausführung.«

Ich habe nun oft bemerkt, mit welchem Vergnügen, fast könnte man sagen, mit welcher Wollust sich manche Literaten auf diesen Ausspruch Goethes stürzten. Da hatten sie nun die ersehnte Degradation eines ihnen antipathischen Schriftstellers — antipathisch aus religiösen oder nationalen oder anderen Gründen — und obendrein von Seite einer für sie autoritativen Persönlichkeit!

»Und was geschah,« wird man fragen, »mit den noch übrigen 46 minus 2, also 44 Eigenschaften, die Goethe Voltaire in der Tat zusprach?« Die verschwanden eben jenen Herren vor ihren Augen in nichts, sie hielten sich nur an die zwei fehlenden.

Nun wird so mancher es nicht zugeben, daß Voltaire's Schriften nicht als vollendet in der Ausführung gelten

sollen; er mag sogar — es gibt ja keinen objektiven Prüfstein für derlei Ansichten — glauben, wie z. B. ich es glaube, daß, im Gegenteil, jene Schriften in ihrer Art ebenso vollendet durchgeführt seien, wie die Goethe'schen in ihrer Art; noch mehr: Man kann meinen, daß sehr viele Schriften resp. Dichtungen Goethes viel salopper und unvollendeter durchgeführt seien, als selbst die weniger vollkommenen Voltaire's. Aber allgemein zugestanden dürfte doch werden, daß bei Voltaire die Tiefe fehlt.

Sei es so! sagen wir wieder, wie oben bei Brunetières »Vulgarisator«. Kann man denn nichts Wohltätiges, nichts Großes für die Menschheit leisten, und kann man nicht sogar — was allerdings weniger wichtig ist — ein großer Dichter sein, wenn man auch keine Tiefe hat?

Es ist seltsam und im Grunde genommen komisch, in welchem Maße die Gebildeten und besonders Literaten und Ästhetiker jemanden mißachten, von welchem es heißt, er sei ohne Tiefe. Diese Mißachtung trifft schon den harmlosesten Privatmenschen, um so mehr den Schriftsteller.

Und doch ist die Eigenschaft der Tiefe eine der seltensten unter allen, die einen Menschen auszeichnen können; ebenso selten, ja seltener noch als die Eigenschaft der Genialität. Man müßte also die allermeisten Menschen verachten und jene Tadler auch sich selbst.

Und doch gibt es Fähigkeiten, die man im Interesse der Wohlfahrt und des Fortschritts oder der Vermehrung der Luxusfreuden der Menschheit ebenso hoch und sogar noch höher schätzen muß als Tiefe. Sehr viele Männer der Kulturgeschichte, die wir nur mit dem Gefühl der höchsten Verehrung und Dankbarkeit nennen müssen, waren in der Tat ohne Tiefe; ich nenne nur den einen: Konfucius. Diesem Manne, ohne jede religiöse oder mystische Anlage, kann sich in Beziehung auf ungetrübten segensreichen Einfluss und auf den Umfang dieses Einflusses gar niemand vergleichen; während sein tief angelegter Gegner Lao-tze,

der ein Mystiker ersten Ranges war, ohne großen Einfluß blieb. Denn der Taoismus, der ihn als seinen Gründer verehrt, hat mit Lao-tzes Spekulationen in seinem Tao-te-king fast gar nichts, nicht einmal die Ethik, gemein, und die Hauptbedeutung dieses genialen Mannes liegt nur in seinem theoretischen Einfluß auf einige mystische Philosophen und Dichter.

Und was die Schriftsteller und Dichter betrifft, worin äußert sich bei ihnen die Tiefe? Es wird wohl schwer zu präzisieren sein, wen wir für tief halten, wenigstens begrifflich; eher ist es möglich, Beispiele von Autoren anzuführen, denen wir dieses Epitheton zu- oder absprechen wollen.

Bei den Poeten speziell kann sich die Tiefe entweder durch das Aufwühlen versteckter Gefühle oder durch ihre eindringende Psychologie oder durch überraschende Verknüpfung von Begebenheiten dokumentieren; aber auch durch ihre Weltanschauung im großen und ganzen, sei sie religiöser oder philosophischer Natur. Speziell die Tiefe der Weltanschauung ist aber auch jene Art, in der die nichtpoetischen Schriftsteller sich auszeichnen können, und Voltaire selbst, der sowohl Dichter als auch eigentlicher Schriftsteller war, wäre somit nach allen den eben angeführten Beziehungen zu beurteilen.

Wie ich schon sagte: Wir können wohl behaupten, er besitze in keiner dieser Beziehungen das, was wir uns unter »Tiefe« vorstellen; das gibt uns aber nicht entfernt das Recht, ihn nicht für sehr bedeutend zu erklären. Wie viele unter jenen, die den Größen der Weltliteratur oder wenigstens der nationalen Literatur zugezählt werden, sind denn wirklich tief? Kann man selbst Homer tief nennen? Oder Euripides? Oder Aristophanes? Ist Anakreon, Virgil, Ovid oder Horaz oder Properz tief? Oder Petrarca? Oder Milton? Racine? Molière? Oder Lessing? Oder Wieland?

Und wenn von philosophischer, resp. Tiefe der Weltanschauung die Rede sein soll, dann sind ohne Zweifel

z. B. gegen Meister Eckhart gehalten, überhaupt die meisten Schriftsteller und Dichter Europas nicht »tief« zu nennen und was Goethe an philosophischer Tiefe aufweist, hat er zum großen Teile den Mystikern, sowie auch Giordano Bruno und Spinoza zu danken.

Dürfen wir aber nur diese eine oder überhaupt nur irgend eine einzige Eigenschaft zum Maßstab der Bedeutung aller Schriftsteller oder der großen Männer der Welthistorie wählen? Wir müssen jede Art von Leistung und Tätigkeit für sich betrachten, und dürfen daher ebenso wenig den Meister Eckhart als unbedeutend hinstellen, weil er z. B. kein Kulturhistoriker wie Voltaire oder kein Mathematiker wie Newton war, als wir Schillers Bedeutung als Dichter und Ethiker herabsetzen werden, weil er nicht die Tiefe Meister Eckharts oder Dschelaleddin-Rumis besaß. —

Nun aber die Hauptsache: Wenn von Voltaire gesprochen wird, so hört und liest man fast keine andere Charakteristik seines Intellekts, als eben die auch von Goethe hervorgehobene, er sei nicht tief, er sei ein flacher, wenn auch der geistreichste Aufklärer und Schriftsteller. Nun bedenke man das geradezu ungeheuerlich Frivole: Voltaire handelte es sich sein langes Leben hindurch darum, die Menschheit von der schrecklichen Macht der Priesterschaft und von der Krankheit des religiösen Aberglaubens wie von den Übelständen im Rechtsleben zu befreien, sowie auch darum, das Interesse für die neu emporgekommene Naturwissenschaft in die weitesten Kreise zu tragen — und da hat man nichts anderes von einem solchen Manne zu sagen, als daß er ein Schriftsteller und ein Aufklärer »ohne Tiefe« war! —

So wie Goethe, suchte auch Schiller keine Gelegenheit, der Pflicht der Dankbarkeit gegenüber Voltaire gerecht zu werden. Wir wissen wohl, dass er in einem Epos über Friedrich den Großen Voltaire als »freien Denker« behandeln wollte; allein jenes Epos kam nicht zustande. Wohl aber sprach er über Voltaire in seinem Aufsatz: »Über naive und

sentimentalische Dichtung«, um ihn speziell als Dichter zu charakterisieren und im Wesentlichen als einen Satyriker zu beurteilen.

»Seine wunderbare Mannigfaltigkeit in äußeren Formen«, heißt es dort, »weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugnis dagegen ab; denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können.«

Auch hier kann man sagen: Sei es so!

Er hätte also kein Herz abgedrückt!

Die Tatsachen sprechen zwar dagegen. Voltaire's Tragödien, seine Mérope, seine Zaire u. a. haben lange Zeit hindurch den intelligentesten und gefühlvollsten Menschen jener Zeit wirklich »das Herz abgedrückt«; vom jungen J. J. Rousseau wissen wir sogar, daß er bei einer Aufführung von Voltaire's Alzire im Theater zu Grenoble so gewaltig erregt wurde, daß ihm vor heftigem Herzklopfen der Atem verging.

Man nimmt heute sozusagen im Vorhinein an, daß die Voltaire'schen Tragödien keinen poetischen Wert besitzen; und der Grund dieses Vorurteils liegt darin, daß man bei der jetzt herrschenden Gleichgiltigkeit gegen diese Dramen sich gar nicht vorstellen kann, daß sie überhaupt zu irgend einer Zeit gewirkt haben konnten. Man muß daher die damaligen Theaterberichte, namentlich die Äusserungen der bedeutendsten Persönlichkeiten der vornehmen d. h. gebildeten Pariser Gesellschaft, lesen, um sich ein richtiges Urteil zu bilden.

Wohin soll denn eine aprioristische Ästhetik führen? Muß nicht ein allgemeines Hin- und Herräsonnieren in Ewigkeit fortdauern, wenn man seinen persönlichen Geschmack oder Schulregeln — anstatt der tatsächlichen ästhetischen Wirkungen — seiner Beurteilung der Kunstwerke zugrunde legt? Haben wir in der Naturwissenschaft schon längst gelernt, Experimente zu kodifizieren, nicht aber

logische Spitzfindigkeiten oder (religiöse oder metaphysische) Schulvorschriften, so müssen wir doch auch einmal anfangen, resolut den ästhetischen Experimenten, d. i. den tatsächlichen Erprobungen von Kunstwerken bezüglich ihrer Wirkung, gerecht zu werden und nur auf sie allein — allerdings bei möglichst allseitiger Beschreibung der begleitenden Umstände solcher Experimente — unsere Aussprüche zu basieren.

Aber eben bei Hervorhebung der begleitenden Umstände oder bei der Analyse der faktischen Wirkungen eines Kunstwerks überhaupt zeigt sich fast immer ganz deutlich, daß es sich bei ihr viel mehr um Personal- als sachliche Fragen handelt. Kaum wird es je eine ästhetische Wirkung gegeben haben, bei der es nicht leicht gewesen wäre, durch allerlei mehr oder weniger ehrliche Betrachtungen dem schaffenden Künstler das Verdienst an dem Erfolge zu verkleinern; es mag nun diese Degradation wahr oder unwahr sein, immer kommt der Streit auf Personalien hinaus. Bald heißt es, das Publikum war zu wenig belesen, um die Quellen zu kennen, aus denen jener Künstler geschöpft hat; oder: es war durch irgend welche Zeitumstände sehr empfänglich für dieses spezielle Werk gemacht worden usw. usw., so daß man sagen kann, die Kritik und die Kunst- und Literaturgeschichte bieten eigentlich den Schriftstellern eine Gelegenheit, Médisance (mit mehr oder weniger Intelligenz) zu üben; und so ist es auch mit den Urteilen im Privatverkehr meistens beschaffen. Es herrscht ein eigentümlicher Drang, gewissermaßen Schulzeugnisse auszuteilen, anstatt sich nur um den Eindruck eines Kunstwerks zu kümmern, jedem ohne Kontroverse das Recht auf seinen Geschmack zu gönnen und die Person des Künstlers außer Spiel zu lassen. —

Wie sonderbar nimmt sich der wegwerfende Ton aus, in dem über Voltaires Trauerspiele gesprochen wird, wenn

man auch nur wenige der damaligen Theatervorgänge, namentlich aus seinen jüngeren Jahren, kennen lernt!

Nehmen wir z. B. den Erfolg des Tancrède, der im Jahre 1759 aufgeführt wurde. »Ich habe inmitten unserer Leiden«, schreibt Frau d'Epinay an ein Fräulein Valori, »das Geheimnis gefunden, Tancrède zu sehen und dabei in Tränen zu zerfließen . . . das ist eine rührende Neuheit, die Sie zu Schmerzen und Beifall hinreißt . . . Da kommt ein gewisses eh bien, mon père vor! . . . Ah! Meine Johanna, sagen Sie mir niemals eh bien in diesem Ton (der Clairon), wenn Sie nicht wollen, daß ich sterbe. Übrigens, wenn Sie einen Liebhaber besitzen, trennen Sie sich schon morgen von ihm, wenn er kein tapferer Ritter ist; denn es gibt keine anderen Menschen als solche, um den Frauen Ehre zu machen: Wenn Sie tugendhaft sind, so sagen sie es dem Universum; sind Sie es nicht, werden sie lieber tausend Männer erwürgen, als das zugestehen, und sie werden nicht essen und trinken, bis sie bewiesen haben, daß Sie tugendhaft sind . . . kurz, das alles ist so voll von Schönheiten, daß man nicht weiß, auf welche man achten soll . . . . .« Tancrède verdrehte alle Köpfe,*) man wurde gerührt, man weinte, man schluchzte. Der größte Feind Voltaire's, Fréron, sagte, nachdem er einige Ausstellungen gemacht hatte: »Man findet in dem Stücke Empfindung, Einfachheit, und diese schöne Natürlichkeit der Alten, wie sie z. B. besonders in der Odyssee vorhanden ist, durchaus keine Schöngeisterei, keine Sentenz usw.« Auch Diderot bewunderte Tancrède trotz der Mängel, die er dem Drama vorwarf.

Bei der Aufführung der Mérope war, wie Condorcet berichtet, das Parterre so enthusiasmiert, daß es verlangte, Voltaire, der sich in einem Winkel des Hauses verborgen hielt, möge sich dem Publikum zeigen, was bisher noch nie vor-

---

*) Diese ganze Stelle entnehme ich dem Voltaire-Biographen Desnoiresterres.

gekommen war, und sich seither in unseren Theatern eingebürgert hat. Und als sich nun der Autor in der Loge der Marschallin von Villars zeigte, rief man der jungen Herzogin zu, sie solle den Verfasser der Mérope angesichts aller umarmen, und sie mußte diesem Ausbruch des Willens eines vor Freude berauschten Publikums Folge leisten!

Was will man nun solchen Tatsachen entgegenstellen? Und andererseits: Darf man sie ignorieren?

Es ist daher ganz unbegreiflich, wie Schiller am angeführten Orte noch weiter sagen kann: »Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl . . . .«

»Beinahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armut des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußeren Form sehen wir diese innere Form in ewigem dürftigen Einerlei wiederkehren . . .«

Hätte aber Schiller nur ein einziges Mal in der Comédie Française, z. B. bei der Aufführung der Zaïre oder der Mérope oder des Tancrède zu Voltaire's Zeit anwesend sein können, ja vielleicht noch zu Schillers eigener Zeit, so hätte er an der entzückten Zuhörerschaft ganz andere Wahrnehmungen gemacht, als seine Voraussetzung von der »Armut des Herzens« und dem »Verstande anstatt des Gefühls« erklärlich machen könnte.

Die Tatsache selbst, daß die gebildetste Pariser Gesellschaft bei manchen Trauerspielen Voltaire's Tränen vergoß, mußte doch Schiller bekannt sein? Wenn ja, so ist sein absprechendes Urteil kein geringes Zeugnis dafür, zu welchem unbegründeten Hochmut die theoretische Ästhetik selbst eine so edle Natur wie jene Schillers bringen kann. Wenn aber nicht, wenn Schiller sich über die Wirkungen eines berühmten, und von ihm getadelten Schriftstellers nicht zu informieren gesucht hat, so tritt an die Stelle von Hochmut

eine nicht geringe Voreingenommenheit. Und endlich: Wie konnte Schiller in dem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußeren Form nur immer diese »innere Form«, d. i. die Satyre, entdecken? In so vielen Gedichten, in den Dramen, in der Henriade! Alles das findet Schiller — satyrisch!

Die Tragödien Voltaire's aber waren auch durchaus keine bloßen Erscheinungen des Tages; von ungefähr 1730 bis 1820, also nahezu ein Jahrhundert lang, wurden sie — wie der Voltaire-Gegner Faguet in seinen »Études littéraires« schreibt — »selbst von seinen Feinden als sein Schönstes angesehen«, und seither hat sich nur eben der Geschmack des Publikums geändert. Im Jahre 1904 wurde eine Statistik der Klassikeraufführungen in der Comédie Française publiziert. Hiernach wurde seit dem Jahre 1680 Racine 6337 mal, Corneille 4757 und Voltaire 3956 mal aufgeführt. Da nun Voltaire viel später als Corneille und Racine schrieb, so ist seine Ziffer eine relativ sehr bedeutende zu nennen.*) — Es ist sogar die Frage, ob einige dieser Dramen, z. B. Zaïre, nicht noch heute, und selbst auf Nicht-Franzosen, auch auf die Deutschen, einen starken poetischen Eindruck machen würden, wenn diese die Objektivität in nationaler und ästhetischer Beziehung hätten, sie zu lesen oder zu hören, ohne an den »Franzmann«, an die »Germanen« und viele andere politische und soziale Dinge und namentlich an Lessings dramaturgische Strafgesetzgebung zu denken. Wie die Sachen stehen, wird aber ganz gewiß fast jeder deutsche Gymnasiast, der die Dramaturgie gelesen hat, die Nase rümpfen, wenn man ihm zumuten wollte, ein Stück von »Herrn von Voltaire« zu lesen.

---

*) Ich möchte mir hier die persönliche Bemerkung erlauben, daß ich den Voltaire'schen Trauerspielen, Zaïre ausgenommen, gar keinen Geschmack abgewinnen kann; dasselbe gilt für mich von der Henriade. Andererseits ist mir die Lektüre von Dramen überhaupt an sich eine unangenehme Sache, ich könnte daher nicht mit Grund behaupten, daß mir gerade nur Voltaires Theaterstücke kein Vergnügen machen.

Man kann jedoch nicht wissen: Vielleicht weichen einmal die Vorurteile, oder sagen wir, die suggerierten Antipathien gegen die klassische französische Tragödie, und bei einer so gewonnenen, keuschen ästhetischen Empfänglichkeit kann es vielleicht geschehen, daß Voltaire wiederum und auch außerhalb Frankreichs das »Herz abdrückt«.

»Zuweilen«, meint jedoch auch Schiller, »rührt Voltaire uns allerdings poetisch, wie z. B. im Ingenu, im Candide, aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zugrunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig!«

Über Voltaire's Spott ist im »Recht zu leben . .« schon einiges gesagt worden und soll auch in diesem Aufsatze noch gesprochen werden; was aber den beinahe landläufigen Vorwurf: »zu wenig Ernst« betrifft, so liegt ihm ein vollständiges Mißkennen des Voltaire'schen Naturells zugrunde.

Schiller und tausend andere mit ihm lassen sich hier durch einen äußeren Schein täuschen; man verwechselt hier die Miene, mit der etwas gesagt oder abgeschlossen wird, mit der inneren Gesinnung. Sprechen wir also ein Wort von dem zu »wenig ernsten« Voltaire.

* * *

Wer Voltaires Leben und Schriften (nebst Briefen) kennt, und sich nicht durch Gewohnheitsurteile leiten läßt, muß zur Überzeugung gelangen, daß nie ein Dichter oder Schriftsteller größeren Ernst besaß, als er; auch der überaus edle und grosse Schiller nicht. Nur der höchste Ernst konnte ja einen so äusserlich glücklich situierten, berühmten, reichen Mann wie Voltaire dazu bringen, überhaupt über so vieles zu spotten; sieht man denn nicht, wie nahe ihm alles Unheil in der menschlichen Gesellschaft ging? Wie unaufhörlich er bestrebt war, es zu verhüten und zugleich jede Lebensauffassung zu bekämpfen, die darauf

ausgeht, »unser Dasein uns zum Ekel zu machen«? Seine Prosa-Schriften, seine Gedichte, seine Briefe werden immer mehr — namentlich seit dem Lissaboner Erdbeben — Jahrzehnte hindurch, in jeder Form, die diesem großen Pessimisten zu Gebote stand, erfüllt vom Wehklagen über die Mißstände des Lebens; und wenn er mitunter am Ende Späße macht, scheinbar frivol wird, so sollte doch jeder Menschenkenner es verstehen, wie das aufzufassen ist. Ich erinnere hier an eine Stelle im Tagebuche Beethovens: »Von nun an wirst du die Menschen verachten!« Glaubt man wirklich, daß Beethoven »von nun an« die Menschen verachtete? Daß er die Menschheit weniger liebte als früher? Gerade das Gegenteil beweisen solche Äußerungen von dem, was eine oberflächliche Beurteilung in ihnen findet.

So wird auch Heine mißverstanden und man sieht nicht, — viele wollen es allerdings nicht sehen — daß sein oft frivol erscheinender Witz am Schlusse der ernstesten Gedichte nichts anderes ist, als eine Art Deckung im Rückzugsgefecht gegen zu stark eindringende Gefühle.

Und vielleicht am deutlichsten wird das, was ich hier sagen will, durch die Worte, die ein besonders als Mensch bedeutender Maler sprach. Der russische Maler Wereschtschagin hatte einen Cyklus von Bildern Napoleons auf seinem russischen Feldzug ausgestellt. »Er lud mich damals ein«, berichtet Frau Bertha v. Suttner,*) »seine Galerie anzusehen und führte mich von Bild zu Bild, dabei in fesselndster Weise, halb pathetisch, halb humorvoll Stoff und Tendenz seiner Kunstwerke erklärend. Wenn er über gar grauenhafte Szenen einen zwar bittern, aber dennoch einen Scherz machte, »Wie können Sie da lachen?« sagte ich vorwurfsvoll. »Das ist bei manchen Dingen das einzige Mittel, um nicht zu weinen,« antwortete er.

Und in diesem Sinne kenne ich nichts Erschütternderes,

*) In der »N. Fr. Presse« v. 16. Februar 1904.

als die Ode Voltaire's »Zum Jahrestage der Bartholomäusnacht«, aus dem Jahre 1772, ein Poem, das nach meiner Meinung dem bedeutendsten mindestens gleichsteht, was wir von Horaz, ja von Pindar besitzen. Hat Schiller diese Ode gelesen? Haben überhaupt alle jene, die Voltaire einen flachen Schriftsteller und Nicht-Dichter nennen, diese Ode gelesen? Ich zweifle.

Hier ist sie, sie ist wert, im vollen Wortlaut und in der Ursprache angeführt zu werden:

»Tu reviens après deux cents ans,
Jour affreux, jour fatal au monde.
Que l'abyme éternel du temps,
Te couvre de sa nuit profonde!
Tombe à jamais enseveli
Dans le grand fleuve de l'oubli,
Séjour de notre antique histoire!
Mortels, à souffrir condamnés,
Ce n'est que des jours fortunés
Qu'il faut conserver la mémoire.

C'est après le triomvirat
Que Rome devint florissante,
Un poltron, tyran de l'Etat,
L'embellit de sa main sanglante.
C'est après les proscriptions
Que les enfants des Scipions
Se croyaient heureux sous Octave.
Tranquille et soumis à la loi,
On vit danser le peuple roi,
En portant des chaînes d'esclave.

Virgile, Horace, Pollion,
Couronnés de myrte et de lierre,
Sur la cendre de Cicéron
Chantaient les baisers de Glycère.
Ils chantaient dans les mêmes lieux
Où tombèrent cent demi-dieux
Sous des assassins mercenaires
Et les familles des proscrits
Rassemblaient les jeux et les ris
Entre les tombeaux de leurs pères.

Bellone a dévasté nos champs
Par tous les fléaux de la guerre.
Cérès par ses dons renaissants
A bientôt consolé la terre.
L'enfer engloutit dans ses flancs
Les déplorables habitants
De Lisbonne aux flammes livrée,
Abandonna-t-on son séjour? . . .
On y revint, on fit l'amour;
Et la perte fut réparée.

Tout mortel a versé des pleurs,
Chaque siècle a connu les crimes;
Ce monde est un amas d'horreurs,
De coupables et de victimes.
De maux passés le souvenir,
Et les terreurs de l'avenir
Seraient un poids insupportable,
Dieu prit pitié du genre humain:
Il le créa frivole et vain,
Pour le rendre moins misérable.«

Man beachte doch die Bitterkeit, die sich in den beiden Schlußzeilen ausspricht; oder wird es am Ende vielleicht verblendete oder böswillige Menschen geben, die sie falsch deuten und glauben machen wollen, Voltaire sei selbst frivol gewesen und habe auch geradezu zur Frivolität aufgefordert?

Wenn Männer wie Voltaire oder Heine dem größten Ernst einen Scherz, einen Witz, eine satyrische Bemerkung folgen lassen, so geschieht das in dem Betreben, sich dadurch den Dingen überlegen zu zeigen. Aber so wenig derjenige, der im Finstern singt oder pfeift, damit irgendwie beweist, daß er sich nicht fürchtet, so wenig beweist bei Voltaire die Unterbrechung seines sonstigen Ernstes durch Scherze den Mangel an wirklich ernstem Gefühl.

Man will Voltaire Ernst absprechen, weil er bestrebt ist, dem Leben so viel Gutes abzugewinnen, als es eben möglich ist, weil er sich und anderen stets vorhält, nicht

zu resignieren und sich in trüber Stimmung der Verzweiflung hinzugeben, sondern heiteren Gemüts zu bleiben, zu lachen anstatt zu weinen, und so über das Leben mit allen seinen Leiden so gut es geht hinwegzukommen. Und, was die Hauptsache ist, er arbeitet nahezu sechzig Jahre hindurch mit Aufgebot aller seiner Kräfte und unter großen persönlichen Gefahren daran, durch Kritik und durch positive Vorschläge, ja sogar auch durch praktische Bemühungen, wie z. B. in der Kolonie von Ferney, die Zustände zu verbessern.

Was fehlt einem solchen Manne noch zum »Ernst«?

Haben etwa jene mehr Ernst, die ihm einen solchen Mangel gern vorwerfen? Sie vergessen, sie alle vergessen den himmelweiten Unterschied zwischen dem, was sie für die Reformen der menschlichen Gesellschaft geleistet haben und was Voltaire geleistet hat. Man sehe sich doch einmal alle die Herren an, die ihm vorwerfen, »nichts ernst genommen zu haben«; z. B. jenen Geschichtsprofessor Schlosser oder die hunderte andere Historiker, Ästhetiker, Philosophen, Moralisten — von Theologen gar nicht zu sprechen. Wie viel haben sie der Welt genützt im Vergleich zu Voltaire?

Man lese nur das oben mitgeteilte Gedicht und denke dann daran, daß man den Verfasser dieser weltschmerzlichen Enunziation »frivol« nennen konnte!

Nicht einen Augenblick hörte es in diesem Vulkan von Menschenliebe auf, zu gähren, ganz unbeirrt durch seine hundert und tausend anderen Beschäftigungen, persönlichen Streitigkeiten, Geldgeschäfte, Späße, ja »Kindereien«, deren er nach Stendhal's Bemerkung »gar zu viele im Kopfe hatte«; ein überkräftiger Trieb erfüllte ihn immer, seine großen allgemeinen Ziele anzustreben, sie nach Möglichkeit zu verwirklichen, wie auch von Zeit zu Zeit darüber zu reflektieren, wie weit sie schon erreicht sein mögen und wann Aussicht auf ihre volle Verwirklichung sei. Diese

Gedanken wälzte er unaufhörlich in seinem Kopfe herum; zuweilen erfüllte ihn Befriedigung mit seiner Tätigkeit, zuweilen erwartete er die vollen Früchte erst von der Zukunft.

Im Jahre 1769 schrieb Voltaire: »Ich werde nicht mehr von den Früchten des Baumes der Toleranz essen, den ich gepflanzt habe; aber Ihr werdet eines Tages von ihm essen, deß seid gewiß.«

Im Jahre 1771 sagt er mit befriedigtem Selbstbewußtsein in der »Epistel an den Autor des Buches von den drei Betrügern«*):

»J'ai fait plus en mon temps que Luther et Calvin.
On les vit opposer, par une erreur fatale,
Les abus aux abus, le scandale au scandale;
Parmi les factions ardents à se jeter,
Ils condamnaient le pape et voulaient l'imiter.
L'Europe par eux tous fut longtemps désolée.
Ils ont troublé la terre, et je l'ai consolée.
J'ai dit aux disputants l'un sur l'autre acharnés;
Cessez, impertinents, cessez, infortunés;

Très-sots enfants de Dieu, chérissez-vous en frères,
Et ne vous mordez plus pour d'absurdes chimères.
Les gens de bien m'ont cru: les fripons écrasés
En ont poussé des cris du sage méprisés;
Et dans l'Europe enfin l'heureux tolérantisme
De tout esprit bien fait devient le catéchisme.

Wenige Monate vor seinem Tode, also ungefähr ein Jahrzehnt vor der großen Revolution, schrieb er wiederum: »Wir langen an im gelobten Lande, aber ich werde es nicht mehr sehen, ich zähle nun vierundachtzig Jahre, niederdrückende vierundachtzig Lastjahre, die einen armen Greis belasten, vierundachtzig Krankheitsjahre, die mich erschöpfen. Erfreut euch, meine Freunde, des Schauspiels,

*) Eine Übersetzung von Voltaire's Versen wäre ein Vandalismus, außer man besäße die größte Beherrschung der deutschen Verskunst.

das ich während sechzig Jahren vorbereitet habe und dem ich nicht mit Euch zuschauen kann. Meine Lebensflamme verlischt, aber sterbend kann ich sagen wie der alte Lusignan: »Mein Gott, sechzig Jahre habe ich zu Deinem Ruhme gekämpft.«

Und noch näher seinem Tode, diktierte er seinem Sekretär Wagnière jene Worte, die diesem zur Beruhigung dienen sollten, in Anbetracht der kurz vorher vom Abbé Gaultier herausgepreßten und nur aus Abscheu vor dem Schindanger abgegebenen Erklärung: daß er Gott und die Kirche um Verzeihung bitte für das Ärgernis, das er dieser bereitete. Ich meine jenes Glaubensbekenntnis, das die Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt. »Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und in Verwünschung des Aberglaubens.«

Und man denke an jene unsterbliche Scene, die sich nur wenige Tage vor dem Tode des vierundachtzigjährigen Voltaire ereignete. Er war die letzte Zeit hindurch schon so schwach, daß er nur noch kurze Billets hatte diktieren können, lag nun in todesähnlichem Schlummer — besonders infolge einer großen Dosis Opium, die er auf seine eigene Ordination hin zur Stillung seiner Schmerzen genommen hatte — da rief man ihm zu, daß General Lally, für dessen Unschuld er sich so lange eingesetzt und so viel Arbeit aufgewendet hatte, soeben endlich rehabilitiert worden sei. Bei dieser Nachricht wurde Voltaire wach, und sofort diktierte er für den Sohn des unglücklichen Generals die Worte: »Der Sterbende wird vom Tode erweckt, da er diese große Nachricht empfängt; er umarmt zärtlich Herrn von Lally, er sieht, daß der König ein Schützer der Gerechtigkeit ist; er stirbt zufrieden.«

So sieht der flache Aufklärer, der frivole Spötter, der »gar keinen Ernst hat«, aus! Und hier hat man eines der praktischen psychologischen Experimente vor sich, von

denen wir später auch bei Besprechung des Verhältnisses von Voltaire zu Rousseau noch eins anführen wollen, aus denen man die wahre Beschaffenheit des Wesens Voltaires, seines unglaublich warmen Gemüts und seiner hohen Seele mit Sicherheit erschließen kann. Von einem solchen Manne wagt es der Historiker Schlosser zu sagen: Voltaire war nur auf Ruhm und Auszeichnung bedacht . . . . war durch keine höhere Triebfeder als Eitelkeit bewegt . . . . und hatte Begeisterung für das Einfache und Gute nie gekannt.

Wie soll man eine solche Ungerechtigkeit und Verbissenheit bei dem sonst achtungswerten und noch dazu stets polternd moralisierenden Schlosser erklären? Ist es die Entgegengesetztheit der Naturen? Der nationalen Anschauungen? Ist es das Resultat spezieller religiösen und philiströsen Erziehung Schlosser's? Es ist schwer zu erklären, wie ein Historiker so blind für eine ganze Reihe von Tatsachen sein kann, die seinem Urteil über Voltaire so offenbar entgegenstehen. Noch schlimmer ist es aber, daß Schlosser mit seiner Ungerechtigkeit nicht allein steht, denn wir werden im Verlaufe dieser Darstellung noch mehr dergleichen Kritiker Voltaire's begegnen!

Mögen doch alle jene Männer, die Voltaire nicht genug ernst finden, vortreten und sagen, ob sie sich selbst für genügend ernst halten, um sich in einer solchen Situation eines zerrütteten, dem Tode nahen Organismus ebenso zu benehmen! Welche Erfülltheit von philanthropischer Gesinnung, welche Kraft des moralischen Sinnes dazu gehört, ist gar nicht auszudenken; glaubt man nun, daß ein Schlosser oder ein Treitschke oder ein Carlyle, ja, daß selbst Schiller eine solche Energie der Menschenliebe in sich besaßen, die fähig gewesen wäre, sozusagen selbst den Tod zu überwinden? —

Ein Pessimist darf nicht das Leben genießen wollen, darf niemals heiter, nicht geistreich, überhaupt nicht glücklich sein; in jedem Augenblicke seines Daseins soll man an

seiner mürrischen Miene und trüben Stimmung erkennen, daß er Pessimist sei — sonst glaubt man ihm nicht! Ein einziger guter Scherz macht ihn schon verdächtig und löscht alle Worte, Schriften und Taten aus, die seinen tiefsten Weltschmerz beweisen! Das ist der urphiliströse Kanon, nach welchem Voltaire beurteilt wird.

Er hätte den Appetit zum Leben verlieren sollen, dann wäre man mit ihm zufrieden gewesen; unterdessen betrachtet Voltaire das Dasein als einen schlechten Kuchen, sucht sich aus ihm die Rosinen heraus und rät auch allen andern Menschen, die Rosinen herauszuklauben! »Man muß das Leben bis zum letzten Moment genießen« schreibt er im Jahre 1761 an Frau du Deffand, an dieselbe im Jahre 1760: »Ich lache über alles« und an Palissot im Jahre 1760: »Ich will in Heiterkeit mein Leben beschließen. Ich will lachen; ich bin alt und krank, und ich halte die Heiterkeit für ein sichereres Heilmittel, als die Anordnungen meines teueren und schätzenswerten Tronchin. Ich werde mich, so lange als ich kann, mokieren über jene Menschen, die sich über mich mokierten; das vergnügt mich und schadet niemandem. Erfreuen Sie sich nur, es gibt außer diesem nichts Gutes.«

Und 1761 dem Abbé von Bernis: »Wenn ich nicht leide, lache ich viel, und ich glaube, man soll lachen, solange man kann. Lachen Sie also, denn, am Ende der Rechnung, werden Sie immer etwas haben, worüber Sie lachen können.« Im Jahre 1764 an Frau von Champbonin: »Leben Sie wohl, meine dicke Katze, leben wir solange wie wir können; aber das Leben ist nichts als Langeweile oder geschlagene Sahne (Schaum).« Und 1766 an D'Alembert: »Ich kann nichts mehr leisten; ich werde sterben, und wenn ich kann, lachend.« An Frau von Saint Julien im Jahre 1765: »Betrachten Sie mich als einen bereits begrabenen Mann und meinen Brief als ein de profundis. Es ist wohl wahr, daß meine de profundis mitunter sehr heiter sind und

daß ich sie oft mit einem Halleluja vertausche. Ich liebe es, um mein Grab herum zu tanzen, aber ich tanze allein, wie der Liebhaber meiner Kindermuhme Babichon, der allein in seiner Scheune tanzt. . . . Kommt man zur Welt, so weint man und erfreut die anderen; wenn man stirbt, soll man lachen und die anderen weinen machen.«

Warum doch mißgönnt man diesem großen Pessimisten seine Weisheit? Wird man in dem Bestreben, ihn zu verdächtigen und zu erniedrigen, nicht einmal durch seine unvergleichliche Liebenswürdigkeit, die so herrlich mit dem grandiosesten Ernst abwechselt, versöhnt?

Und kann man nicht wirklich Voltaire in seinen letzten fünfundzwanzig Jahren, wie Puschkin es von Gogol sagte, einen »fröhlichen Melancholiker« nennen? —

Beim Pessimismus kann man nach den Erscheinungen, in denen er in seinen größten Repräsentanten zutage trat, drei verschiedene Arten unterscheiden.

Die Richtung, die Buddha vertrat, predigt Mitleid mit allen Menschen und sogar mit Tieren, bleibt aber negativ und passiv, selbst seine moralischen Vorschriften sind zum geringen Teil positiver Natur und das Verhältnis zur Lebensgestaltung schließt jede Aktion, jedes Streben nach Behebung der Leiden, der Verbesserung der bestehenden Zustände aus. Und das ist ganz selbstverständlich, denn der Buddhismus rät ja zur Flucht aus aller Existenz, zum Aufgeben des »Haftens am Leben«.

Eine zweite Art des Pessimismus kommt im »Prediger« zum Ausdruck. Hier wird das Leid des Lebens wohl anerkannt, aber vom Mitleid mit den andern, oder gar mit allem Lebenden, ist keine Rede; und ebenso wenig wird an eine Aktivität zur Verbesserung der Lebensgestaltung gedacht. Jeder möge nur an sich denken, essen und trinken, heißt es dort, und das Leben, so gut es geht, genießen; es bleibt also bei einem tatenlosen, passiven Egoismus.

Die dritte Art des Pessimismus vertritt Voltaire. Er ist erfüllt von Mitgefühl nicht nur mit Menschen, sondern auch mit Tieren; jawohl, ganz ohne Sentimentalität in den Worten und Geberden, ohne Hingegossenheit in metaphysische oder mystische Spekulationen hat Voltaire, dieser helle, glückliche, witzige, lebenslustige Mann, sein Gefühl für die Tiere ausgesprochen, und er war zugleich der erste in Europa, der dieses Gefühl vertrat, er, der »flache Aufklärer« im »rationalistischen, bloß verständigen und gemütlosen« achtzehnten Jahrhundert. Wie er auch der erste war, der namentlich in seinen Erzählungen *systematisch* auf all das Elend, alle Gräuel und alle Dummheiten hinwies, welche die Menschheit bedrücken. Aber er blieb nicht beim Mitleid stehen, sondern regte unaufhörlich zu Reformen an, die die Leiden des Lebens verringern oder die Freuden desselben vermehren sollen, *und er ist bis heute noch der gewaltigste Repräsentant kultureller Activität, der je gelebt hat.*

Von diesen drei Arten des Pessimismus hat der europäisch-amerikanische Teil der Menschheit die Voltaire'sche allein acceptiert; und wenn man es genauer besieht, so ist es eben die Aufforderung zur kulturellen Aktivität, die diesem Pessimismus den Anschein des Optimismus verleiht; ja, noch mehr, es ist eben diese Aufforderung, die philiströs angelegte Geister dazu verleitet, das zu Grunde liegende große Gemüt zu übersehen und von bloßer »Verständigkeit« dieser ganzen Richtung zu sprechen. Ein gewisser winselnd melancholischer, griesgrämiger Grundton, so wünschen es jene, sollte immerwährend zu hören sein, und den vermissen sie bei Voltaire und seinen Nachfolgern! Aber man muß nur genauer hinhorchen; die große Traurigkeit eines durch das Leid des Lebens erschütterten Gemüts ist da, nur winselt sie nicht und vermag nicht, Voltaire's Mut zu erschüttern. Solche Dinge, wie wir sie in der oben mitgeteilten Ode zu hören bekamen, kommen gar oft wieder zum Ausdruck. Weder in Buddhas Reden, noch im Prediger,

noch bei Byron oder Leopardi begegnen wir tiefer erschütternden Worten, als bei Voltaire.

In den »Poésies diverses. Les désagréments de la vieillesse« ruft er aus:

»Vous serez comme moi quand vous aurez mon âge,
Archevêques, abbés, empourprés cardinaux,
Princes, rois, fermiers généraux;
Chacun avec le temps devient tristement sage.
Tous nos plaisirs n'ont qu'un moment.
Hélas! quel est le cours et le but de la vie?
Des fadaises, et le néant.
O Jupiter, tu fis, en nous créant,
Une froide plaisanterie.«

Und wieder wie in der Ode auf die Bartholomäusnacht sagt er im philosophischen Wörterbuch mit gleicher Bitterkeit: »Was mich am meisten vom Dasein einer Vorsehung überzeugt, ... das ist, daß die Natur, um uns über die ungezählten Leiden zu trösten, uns frivol geschaffen hat.«

Solche ernste und tiefe Töne fand ich nur noch bei Leopardi und mit besonders verwandter Klangfarbe bei dem großen chinesischen pessimistischen Lyriker Li-tai-pe; sein Pessimismus klingt aber allerdings ganz anders als bei Voltaire aus; denn er fordert auf, sich zu — betrinken, und er selbst befolgte diese Aufforderung gar zu genau.

Wenn ich nun solche Dinge bei Voltaire finde, wie in den hier mitgeteilten zwei Gedichten, so frage ich mich: War dieser Mensch wirklich ohne Tiefe?

* * *

Lassen wir aber alle Besorgtheit um die Klassifikation eines Mannes, der hoch über jeder Art von literarischer oder ästhetischer Klassifikation steht, und halten wir die merkwürdige und betrübende Tatsache fest, daß es ein Schiller war, der in Voltaire's Romanen, im Candide, im

Ingénu, zu wenig Ernst fand. »Das macht,« meint Schiller, »seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig«.

Ich möchte hier die Worte abermals anführen, die ich im »Recht zu leben ...« schon zitierte, die Worte Mahomeds nämlich, als man ihm Fehler gegen das Metrum vorhielt: »Ich bin kein Dichter und brauche keiner zu sein.« Voltaire bleibt Voltaire, auch wenn er kein Dichter wäre.

Es erscheint mir daher durchaus nicht als besonders wichtig, seinen Dichterruf retten zu helfen, sowie überhaupt nicht notwendig, auch seine anderen Fähigkeiten gegenüber den mannigfaltigen Ableugnungen und Degradationsversuchen hervorzuheben und festzustellen; ich spreche aber über diese Dinge zu dem eigentlich nicht Voltaire's Person betreffenden Zwecke, um derartige Beurteilungen in ihrem wahren Werte aufzuzeigen und solche Urteile selbst zu beurteilen.

Für Schiller ist also Voltaire nur als Verfasser der satyrischen Romane dichterisch von einigem Belang, und im Grunde genommen ist ihm sein ganzer Dichterberuf »mit Recht verdächtig«.

Man sieht sofort, daß Schiller den Begriff »Dichtung«, ohne dies ausdrücklich hervorzuheben und in einem — wenigstens momentanen — Zustande mangelnder Übersicht, auf ein bestimmtes, ziemlich enges Gebiet einschränkt, nämlich auf die Kunst: das Gefühl zu bewegen, zu erschüttern oder zu rühren; wie Schiller es nennt: das Herz abzudrücken.

Nun wird es wohl kaum jemand leugnen, daß in den Voltaire'schen Romanen, ganz abgesehen vom ernsten und wichtigen Inhalt, Geist und Witz, Menschenkenntnis, ein glänzender, lebendiger, kräftiger Stil und, was hier sehr maßgebend ist, eine reiche Phantasie zu finden sind; letzteres gilt ganz besonders vom Candide und l'Ingénu. Kann man aber eine schriftstellerische Leistung mit solchen Eigen-

schaften nicht mit allem Recht »Dichtung« nennen?*) Es kann wohl jeder nach Belieben sich seine Einteilungen machen und seine Bezeichnungen wählen; wer aber solche Schriften nicht als dichterisch anerkennen will, der muß folgerichtig eine große Anzahl von Werken aus dem Gebiete der Dichtung hinausweisen, die alle Welt als hineingehörig betrachtet, die zu den Zierden der Weltliteratur gezählt werden und denen wahrscheinlich Schiller selbst nicht die Bezeichnung als Dichterwerke vorenthalten hätte. Denn weder von Schillers philosophischen Gedichten, noch von allen Lustspielen der Welt, noch von Don Quixote oder vom rasenden Roland, noch von den unzähligen kleineren und größeren satyrischen Schriften der alten wie der neuen Zeit usw. usw. kann man auch nur im geringsten sagen, daß sie das »Herz abdrücken«. Auch die Oden des Horaz, die Bukolika und Georgika des Virgil, die meisten Sachen von Ovid, Properz usw. usw. vermögen das nicht. Und nach dem von Schiller aufgestellten Kriterium wären also alle Verfasser der erwähnten Arten von Schriften, darunter Aristophanes, Horaz, Ovid, Ariosto, Cervantes, Molière, ohne »Dichterberuf«!

Da das aber zu behaupten nicht wohl angehen wird, und da ferner ziemlich unbestritten Voltaire mit seinen Novellen dem modernsten französischen Roman die Wege gewiesen — nur Diderot könnte ihm darin die Palme streitig machen — also sogar auch bahnbrechend gewirkt hat, so mag man ihn ohne jedes Bedenken schon allein wegen seiner Erzählungen einen Dichter nennen.

Nun hat er aber auch eine große Zahl von kleineren Werken in gebundener Sprache verfaßt: Oden, vermischte

---

*) Für mich ist l'Ingénu eine der erschütterndsten Tragödien, die jemals geschrieben wurden, und dadurch merkwürdig, daß sie zugleich eine sozialpolitische Tendenz, eine anschauliche Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse und eine plastische Herausarbeitung der Charaktere besitzt. Der Hurone ist ein Naturbursche, der mir weit mehr Interesse und Sympathie erweckt, als Parzifal oder als Siegfried.

Dichtungen, Stanzen, namentlich an verschiedene Personen gerichtete Gelegenheitsverse und dergl. Von allen diesen Dingen spricht Schiller nicht; Goethe äußerte sich aber zu Eckermann ganz entzückt von ihnen. Als dieser ihm erzählte, daß er wenig so Schönes kenne, wie Voltaire's kleine, an Personen gerichtete Gedichte, so erwiderte Goethe: »Eigentlich ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte. Aber Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie so lange bei seinen kleinen Gedichten an Personen verweilen; sie gehören ohne Zweifel zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre.«

Was aber eben die vielen kleinen, besser gesagt: kurzen, Dichtungen Voltaires betrifft, so finde ich*) unter ihnen so viel Schönes, so viel Geist, oft solche Wärme und zum mindesten eine so wohltuende Liebenswürdigkeit, daß ich es für ein nützliches Werk halten würde, eine Auswahl dieser Dichtungen (mit den mitunter notwendigen historischen Erläuterungen, wie wir deren ja auch bei der griechischen Anthologie, Horaz, Properz u. a. nicht entbehren können) herauszugeben. Auch mehrere seiner didaktischen oder philosophischen Dichtungen könnten mit aufgenommen werden, denn es gibt einige darunter, die den Vergleich mit Lucrez durchaus nicht zu scheuen brauchen, ja, sie an Lebendigkeit bei weitem übertreffen. Die wenigsten, selbst literarisch Gebildeten, kennen diese Sachen, es fällt niemanden ein, sie anzusehen, und doch erreichen oder übertreffen sie, nach meinem Geschmack wenigstens, so vieles andere in

---

*) Bei Urteilen über Kunstwerke ist die einzig berechtigte und zugleich bescheidene Art, sich auszudrücken, in der ersten Person und Einzahl zu sprechen, also zu sagen: Ich finde das so und so; nicht aber, wie es üblich ist, in der Form der Allgemeinheit: Wir finden oder man findet. Denn letzteres setzt voraus, daß jeder »Sachverständige« notwendig dieselbe Ansicht haben werde oder solle, wie der Kritiker, weil nur sie — nach seiner Ansicht die objektiv richtige ist.

diesem Genre; objektiver gesprochen: ich glaube, daß sie den Lesern, die sie jetzt nicht kennen oder nicht kennen lernen wollen, weil Vorurteile sie verblenden, ebenso viel oder noch mehr Vergnügen machen würden, wie analoge weltberühmte Dichtungen, die wir namentlich von den Griechen und Römern besitzen.*)

Selbst ein so prinzipieller Voltaire-Verkleinerer wie Emil Faguet sagt, daß, wenn Voltaire nur seine kleinen Verse gemacht hätte, er in der französischen Literatur einen obersten Platz einnähme und die berühmtesten Schriftsteller neidisch machen könnte; und ein anderer Voltaire-Verkleinerer, nämlich der Historiker Schlosser, meint, „die sogenannten Fugitives allein würden Voltaire's Unsterblichkeit sichern.“ Hat Schiller diese Dichtungen nicht gekannt? Oder auch in ihnen keinen Dichterberuf erkannt?

Von den Tragödien Voltaire's sprachen wir schon und wollen noch hinzufügen, daß sie noch in der napoleonischen Zeit allgemein bewundert wurden. Nehmen wir weiter hinzu, daß seine Henriade nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa mit Entzücken aufgenommen wurde, so müssen wir wohl oder übel nicht nur den Tadel Schiller's, sondern überhaupt jeden Tadel, und nicht nur Voltaire's, sondern jedes Dichters und jedes Kunstwerks, für sehr »verdächtig« halten.

* * *

In der Tat, solche Widersprüche zwischen den Wirkungen schriftstellerischer Leistungen und den Beurteilungen

*) Wie bei allen Anthologieen lyrischer Dichtungen müsste auch bei den Voltaire'schen nur eine relativ kleine Anzahl ausgewählt werden. Selbst unter des Großmeisters der Lyrik, nämlich Goethes, Gedichten dürfte wohl nur weniger als ein Dritteil mit Vergnügen wiederholt gelesen werden, um so strenger müsste bei allen anderen Lyrikern die Auswahl getroffen werden, wenn man nicht ihre Wirkung durch Verdünnung mit unwirksamen Produkten ihrer Muse schwächen will. Am wenigsten Spreu scheint sich bei Heine zu finden.

derselben belehren uns unwidersprechlich darüber, daß niemand, auch ein so ernster Ästhetiker wie Schiller nicht, die Berechtigung und Fähigkeit besitzt, über Kunstwerke ein abschließendes und allgemein giltiges Urteil abzugeben; und zwar aus dem Grunde, weil es eben im Gebiete des Schönen, (im allgemeinen Sinne genommen) d. h. bei ästhetischen Werturteilen keinen absoluten Maßstab gibt. Und ein absprechendes Urteil ist nicht nur nicht allgemeingiltig, sondern ganz ohne Sinn, im Falle auch nur einzelne gegenteilige Erfahrungen vorliegen, ja, wenn auch nur eine einzige solche Erfahrung vorliegt.

Diese Ansicht, daß ein einziger Fall einer ästhetischen Wirkung ein darauf hin konzipiertes Werk trotz etwaiger unzähliger Fälle von Mißfallen an demselben es dennoch als ein Kunstwerk dokumentiere, wird gewiß nicht wenig paradox erscheinen; und doch ist sie, allerdings unbewußt, etwas ganz Alltägliches.

Denn: Wen immer ein Werk ästhetisch berührt, der wird dieses sein Gefallen daran nicht wegleugnen, nicht vor sich selbst degradieren, wenn auch noch so viele private und öffentliche Mißfallens-Urteile ausgesprochen würden; nur ganz ausnahmsweise finden sich solche schüchterne Naturen, die ihre eigene Empfindung als wertlos gegenüber allen andern ansehen; besser gesagt: sie halten ihren Eindruck, ihr unmittelbares inneres Urteil als Tatsache zwar aufrecht, getrauen sich aber nur nicht, es vor den anderen auszusprechen.

Und was die produzierenden Künstler betrifft — diese rechnen jedes menschliche Individuum, dem ihre Sache gefällt, es sei wie immer beschaffen, für voll, und ihr ehrliches, sachliches Bedürfnis, — wenn es wirklich ein solches ist — andere Menschen ästhetisch zu erregen, wird schon dann, wenn auch noch nicht in gewünschtem vollem Maße, befriedigt, wenn auch nur Ein Mensch von ihrem Werk ästhetisch getroffen wird; es sei das ein Gelehrter

oder ein Ungelehrter, ein Mann oder eine Frau, eventuell ein Bauer, ein Kellner oder eine Köchin.

Und ein solcher Künstler, dem es, wie ich hier voraussetze, nicht um den Lärm und Ruf seiner Person in der Öffentlichkeit, sondern um Hervorrufung rein künstlerischer Empfindung zu tun ist, hat Recht daran, sich — wenn auch nicht in seinem Ehrgeiz, so doch in seinem ästhetischen Triebe — in solchen Fällen befriedigt zu fühlen; denn es ist ein Mensch, der ihn, d. i. seine Gefühle, verstanden hat, und das will nicht wenig besagen! Der unwillkürlichen Anerkennung des Wertes einer ästhetischen Zustimmung auch nur eines einzigen Menschen, er sei sozial oder intellektuell noch so tief stehend, liegt aber ein tiefes ethisches Moment zugrunde; nämlich die ganz unbewußte und unwillkürliche Anerkennung der Bedeutung eines jeden menschlichen Individuums im Gebiete der Empfindung. —

Der Leser möge diese Digression seiner ernsten Betrachtung unterwerfen und sie an seinen Erfahrungen prüfen, er wird deren Richtigkeit und deren ethische Bedeutung wohl immer mehr erkennen; nunmehr aber wollen wir zu dem speziellen Falle Voltaire's weiter Stellung nehmen.

Die unumstößliche Tatsache, auf der wir fußen müssen, ist doch die, daß Voltaire zu seiner und auch noch zu einer viel späteren Zeit, ungefähr bis zum Beginn der Restauration, von der intelligentesten und höchstkultivierten Gesellschaft Europas als bedeutender Dichter — »er galt als der größte Poet Europas und das war wahr«, sagt Faguet — anerkannt und gefeiert worden ist. Unter anderm auch von Friedrich dem Großen; den man vergebens davon ausschließen will, hier mitzusprechen; eigentlich bloß darum ausschließen will, weil er an Shakespeare, an Goethe's Götz von Berlichingen und der ganzen damaligen deutschen Dichtkunst keinen Gefallen fand. Aber Friedrich hat das Recht auf seinen Geschmack ebenso gut, wie jeder andere, also auch wie irgend ein, etwa sehr angesehener, Literar-

historiker, Ästhetiker oder Student an einem germanischen Seminar; und wenn jener große Mann die Schriften Voltaire's, so sonderbar das auch heute anmutet, über die Meisterwerke der Alten, z. B. die Henriade über die Ilias und Äneide, stellt, sie, wie er ihm einmal schreibt, wiederholt liest, so ist dies doch das Höchste an Anerkennung und faktischer ästhetischer Wirkung, was man von einem Dichterwerke überhaupt erwarten kann. Und ähnlich wie Friedrich urteilten die glänzendsten Geister der Zeit, darunter ein D'Alembert, eine Frau von Epinay, Du Deffand u. a.

Ich möchte hier noch speziell die Ansicht eines der feinsten und edelsten Geister des 18. Jahrhunderts über Voltaire's Leistungen als Dichter anführen, nämlich jene von Vauvenargues. Als Vauvenargues seine »Reflexions« im Jahre 1747 — seinem Todesjahr — veröffentlichte, war Voltaire erst in der Mitte seiner Laufbahn, hatte also noch viele seiner größten Leistungen nicht vollbracht.

Vauvenargues sagt nun in dem Aufsatze »Sur quelques ouvrages de Voltaire«: . . . .

»Es steht mir nicht zu, eine Kritik aller seiner Schriften zu geben, da sie doch meine Kenntnisse und Einsichten weitaus übertreffen. Also will ich auch nicht von der »Henriade« sprechen, die trotz der Fehler, die man ihr vorwirft und jener, die wirklich darin vorkommen, dennoch unbestritten für das größte Werk dieses Jahrhunderts gilt und für das einzige Werk dieses Genres bei unserer Nation. Ich werde auch wenig von seinen Tragödien sprechen: Da es nicht eine derselben gibt, die nicht wenigstens einmal in jedem Jahre gespielt wird, so können auch alle, die nur einen Funken von gutem Geschmack besitzen, in ihnen die Originalität ihres Autors bemerken, die großen Gedanken, die glänzenden poetischen Stücke, Teile, die sie verschönern, die starke Behandlung der Leidenschaften und die kühnen und erhabenen Züge, von denen sie voll sind . . . . Wenn es Leute gibt, die denken, daß Voltaire im allgemeinen

nicht glücklich ist in der Erfindung oder in dem Gewebe seiner Handlungen, so . . . begnüge ich mich damit, zu erwidern, daß derselbe Fehler, den man Voltaire vorwirft, mit vollem Recht auch mehreren ausgezeichneten Werken vorgehalten wurde, ohne ihnen Unrecht zu tun. Die Lösungen des Knotens bei Molière sind ebenfalls wenig geschätzt, und der »Misanthrop«, das Hauptwerk der Komödie, ist ohne alle Handlung. Aber es ist das Privilegium solcher Männer wie Molière und Voltaire, bewunderungswürdig zu sein, trotz ihrer Fehler und zuweilen sogar in ihren Fehlern selbst.« —

Wie wollen die Tadler der Voltaire'schen Dichtung nun gegen diese Tatsachen ankämpfen? Vermögen sie diese Urteile aus der Welt zu schaffen? Wollen sie jene Geister herabsetzen? Sie verächtlich machen? Alle Schriften mit Lobeserhebungen, alle für Voltaire begeisterten Abhandlungen und Briefe in einem Mörser zerstampfen? Oder verbrennen? Und glaubt wirklich jeder in unseren Tagen geborene Jüngling, der der alt-klassischen oder der neuteutonischen Richtung oder welcher Richtung immer huldigt, den Größen des 18. Jahrhunderts gegenüber im ästhetischen Geschmacksurteil die höhere Instanz abgeben zu können?

Vergebliche Mühe!

Es ist unmöglich, jemandem vorzuschreiben, was ihm gefallen soll, auch unmöglich, vorher zu wissen, was ihm gefallen wird, und unberechtigt wäre es, irgend jemand wegen seiner individuellen Geschmacksrichtung zu tadeln oder zu loben.

Es ist ferner aber auch ganz und gar kein Grund vorhanden, ästhetisches Gefallen oder Missfallen an irgend einem Kunstwerk für eine so wichtige Sache anzusehen, dass man sie zu Kampf- oder Streitobjekten ausersieht; während hingegen die alltägliche Erfahrung lehrt, dass die Streitigkeiten über ästhetisches Gefallen oder Missfallen im persönlichen Verkehr,

wie in den öffentlichen Kundgebungen der Kritiker gar nicht aufhören. Die Intoleranz der menschlichen Natur zeigt sich im Gebiet der Kunstbeurteilung ganz so, wenn auch ohne entfernt so furchtbare Konsequenzen, wie im religiösen Gebiet. Und wenn es sich um einen Meinungsaustausch über ein Kunstwerk handelt, so muss man fast immer darauf gefaßt sein, von der Person, die eine andere Auffassung hat, beleidigt zu werden. Denn gewöhnlich hält jeder seine eigene Beurteilung irgend eines Kunstwerks für einen Ausfluss, also auch schon darum für einen Beweis, seiner feineren, tieferen Natur, besseren Urteilskraft oder mindestens seiner grösseren Bildung.

Indessen bleibt doch nichts anderes vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus übrig, als jedem seine Geschmacksberechtigung zuzuerkennen, die positiven Tatsachen, d. h. die Fälle des ästhetischen Gefallens, zu registrieren und auf Grund dieser Tatsachen zu sagen: Diese Tatsache beweist die ästhetische Eigenschaft dieser oder jener Dichtung, und zwar nur für die bekannten positiven, günstigen Fälle; aus dem sehr einfachen Grunde, weil eine ästhetische Eigenschaft und Beschaffenheit eines Werkes ja in gar nichts anderem besteht, als eben in einer solchen Tatsache. Negative Fälle, d. h. solche, in denen ein Werk nicht gefällt, auch in noch so grosser Anzahl, beweisen also nichts gegen den Wert desselben, sobald es irgendwann wirklich gefallen hat, denn eine positive Tatsache kann nicht durch noch so viel entgegenstehende ausgelöscht werden; in ähnlicher Weise, wie wir eine Frau nicht unfruchtbar nennen können, wenn sie noch so oft Früh- oder Fehlgeburten, endlich aber doch eine Normalgeburt zur Welt gebracht hätte.

Man kann also, nach allen hier angegebenen Deductionen objektive Werturteile in der Kunst weder auf einer theoretischen Basis, d. h. auf Kunstgesetzen, noch auf der praktischen Grundlage ästhetischer Erfahrungszahlen aufbauen. Es gibt keine aristokratische und keine demokratische Ästhe-

tik, sondern nur ein uneingeschränktes Recht jedes einzelnen Individuums auf sein Gefallen oder Missfallen. Der Versuch, eine Ästhetik, »von unten«, statt »von oben« zu begründen — wie das Fechner versuchte — ist daher ganz aussichtslos; hier entscheidet keine Statistik, keine Mehrheit oder Minderheit, sondern nur jeder Einzelne.

Also jene für die ästhetische Erkenntnistheorie allein maßgebende Tatsache ist in unserm Falle die: daß Voltaire als Dichter seinerzeit vielen und sogar geradezu den sogenannten Besten seiner Zeit — obwohl das hier irrelevant ist — genug getan hatte, und damit ist bewiesen, daß er bereits ästhetisch gewirkt hatte; das genügt aber, trotz Schiller und aller anderen, um zu behaupten: Er war ein Dichter.

Eine solche positive Tatsache nimmt allen absprechenden Urteilen jede Bedeutung und jede Berechtigung, und wenn sie von noch so vielen, noch so gebildeten oder bedeutenden Menschen, und während noch so langer Zeiträume, gefällt werden. Und es ist auch unmöglich, über das Talent eines Künstlers mehr auszusagen, als: eine ästhetische Wirkung zu gewisser Zeit und bei gewissen Menschen hervorgebracht zu haben. Ob diese Wirkung nun länger oder kürzer dauert, oder gedauert hat, — bei Voltaire dauerte sie übrigens nahezu an hundert Jahre, was außerordentlich viel ist — bei vielen oder wenigen Menschen vorhanden war, ist nur ein äußerlicher Umstand. Daß aber Dauer oder Umfang einer künstlerischen Wirkung garnichts für den absoluten ästhetischen Wert eines Kunstwerks beweist, lehrt die Literatur- und Kunstgeschichte in unzweifelhafter Weise. Es gab immer gegnerische Stimmen, die sich weder durch Dauer, noch durch Umfang der ästhetischen Anerkennung »imponieren« liessen, und auch nicht durch das Lob der Höchstgebildeten oder der Künstler selbst. Man kann ja niemals wissen, wann der Geschmack, sei es bei den einzelnen Lesern, sei es in ganzen Gesellschaftsschichten, sich wieder ändert, vielleicht auch wieder zu seinen

früheren Sympathien zurückkehrt. Und so kann es wirklich geschehen — und die Literaturgeschichte zeigt das öfter und gerade bei Schiller selbst ganz deutlich — daß der oder jener, früher einmal als groß anerkannte Dichter im Laufe der Zeit, also während irgendwelcher nahen oder fernen Zukunft, oder auch mehrerer Zukünfte, mehrmals auf- und dann wieder untertaucht. Und jede solche Epoche hat in der günstigen oder ungünstigen Art ihrer Beurteilung ihrer Werke gleich und vollkommen recht; denn, wer hat die Befugnis, zu sagen: »Dieses oder jenes frühere Urteil gilt nicht? Nur das heutige, oder: nur meines — gilt?

Kurz: Über eine solche nur relative Bedeutung, über die blosse Sackgasse tatsächlich vorhanden gewesener ästhetischer Wirkungen kommt kein Künstler je hinaus.*)

* *
*

Auch die kritischen Urteile Voltaire's über die Werke der schönen Literatur wurden benützt, um ihn zu verkleinern.

Aus den obigen Ausführungen folgt wohl unzweifelhaft, schon im Vorhinein, daß, erkenntniskritisch genommen, weder Voltaire's Urteile noch die seiner Gegner von irgend einem objektiven Wert sein können. Aber selbst vom Standpunkte der bisherigen, sich für unfehlbar haltenden ästhetischen Kritik aus ist es leicht, zu erkennen, mit welcher ganz unberechtigten Suffisance oft Voltaire's Ansichten als falsch, ja als absurd, hingestellt werden. Außerästhetische Antipathien, sowie auch direkt künstlerische Geschmacksverschiedenheiten und, natürlich nicht zuletzt, die kindische-

---

*) Über alle diese ästhetischen Grundansichten möge man die betreffenden Stellen ansehen in meinen Werken: »Das Recht zu leben ...« (S. 10 der 1. und S. 16 und 17 der 3. Auflage); »Die technischen Fortschritte ...« (S. 23 und 24); »Phantasien eines Realisten« (Die Erzählung: Traurige Schicksale eines Dichters im 2. Teil dieses Buches). Analoge Ansichten entwickelte auch der verstorbene Schriftsteller und Dichter Eduard Kulke in verschiedenen Monographien.

sten Anschauungen bezüglich des objektiven Wertes aller derartiger, noch so schön herausargumentierter, Ansichten ermöglichen es den Ästhetikern, im Schulmeisterton die von den ihrigen abweichenden Ansichten Voltaire's verächtlich beiseite zu werfen, ja mitunter wie etwas unbegreiflich Dummes zu stigmatisieren.

»Voltaire,« meint Faguet, »liebte die Literatur, ohne sie gut zu verstehen.« Er hätte also wohl die Vorlesungen Faguet's hören müssen, um Literatur zu verstehen?

»Er stellte« — heißt es weiter und man vernehme doch das Furchtbare! — »Tasso und Ariost über Homer«; und — womit die ästhetischen Verbrechen Voltaire's den Gipfelpunkt erreichen — »Pindar existiert nicht für ihn — . . . vom lateinischen Altertum bleibt ihm nur Horaz und Virgil.«

Vergebens sucht man bei Faguet eine Begründung dafür, Homer über Tasso und Ariost stellen zu müssen; und hätte eine solche überhaupt irgendwelchen Wert? Aber, aus ganz unbegreiflichen Gründen bestreitet Faguet Voltaire das Recht, seinen eigenen Geschmack zu haben, einen anderen Geschmack nämlich, als er, der Literar-Historiker Faguet. Und mit welchem Schaudern berichtet uns dieser, daß »Pindar nicht für ihn existierte«! Was liegt denn aber daran, frage ich, wenn für jemanden Pindar nicht existiert?* Sieht denn ein solcher Ästhetiker garnicht ein, wie sozusagen gewalttätig, aggressiv und hochmütig er vorgeht, wenn er durch bloße gedruckte Grimassen Ansichten Anderer verächtlich machen will? Und das erlaubt sich ein Faguet einem Voltaire gegenüber! Nicht einmal die Gleichberechtigung des Geschmacks Voltaire's erkennt er an. Gibt es größere Charlatane als die landläufigen Ästhetiker und Kritiker mit »positiven« allgemeinen Ansichten?

---

*) Nebenbei sei bemerkt, dass Schiller (im Jahre 1794) an Körner schrieb: „Pindar hat mir nie behagen wollen“, und dass Körner dieselbe Empfindung hatte.

Das wird auch in nicht wenig erheiternder Weise einleuchten, wenn man liest, daß Voltaire *Homer* denselben *Vorwurf macht*, den Schiller — Voltaire wegen seines »Nicht-Herzabdrückens« macht. Im Artikel »Epopée« in seinem philosophischen Wörterbuch heißt es, Homer habe große Fehler, schon Horaz gestehe das zu und auch sonst alle Männer von Geschmack; nur ein Kommentator könne blind genug sein, um das nicht zu sehen. »Homer *hat nie Tränen hervorgelockt.* Der wahre Poet scheint mir jener, der die Seele bewegt und rührt; die andern sind bloße Schönredner.« Merkwürdig ist allerdings die sozusagen erkenntniskritische Vorsicht, mit der Voltaire dann, weit entfernt von dem apodiktischen Ton Schiller's, diesem Urteil den Satz hinzufügt: »Ich bin weit entfernt, diese Meinung als Regel vorzuschlagen.« »Ich gebe meine Ansicht,« sagt Montaigne, »nicht als gute, sondern als die meine.« —

Am bekanntesten, man könnte beinahe sagen: am populärsten unter den Vorwürfen, die Voltaire als ästhetischem Kritiker gemacht werden, ist der, er *habe Shakespeare verunglimpft* und überdies auch *nicht verstanden.* Nicht gering ist die Verachtung, welche namentlich die Deutschen bis auf den heutigen Tag deshalb — *demjenigen* entgegenbringen, der als der Erste Shakespeare überhaupt auf unserem Kontinent propagierte; der niemals, auch in seiner heftigsten Polemik, aufhörte, sein Genie zu bewundern, und nur gegen das bei Shakespeare zu Felde zog, was er als Rohheiten und Geschmacklosigkeiten ansah.

Bei dieser Gelegenheit, dem Falle Voltaire-Shakespeare, aber ist es vielleicht deutlicher, als irgendwo im Gebiete der literarisch-ästhetischen Kritik zu sehen, welcher Mangel an Gerechtigkeitssinn bei deren Vertretern zu finden ist; ich meine hiermit nicht Voltaire, sondern seine Gegner in dieser Sache.

Schon die noch immer herrschende Meinung, man könne

überhaupt in dem Gebiete des Geschmacks etwas Entscheidendes sagen — als etwas, das über die bloße ästhetische Beichte des einzelnen Individuums hinausgeht — beweist, dass man nicht den Gerechtigkeitssinn besitzt, nach entgegenstehenden Ansichten genügend herumzuhorchen, und selbst wenn man das getan hat, ihnen gleiches Recht mit seiner eigenen einzuräumen.

Aber abgesehen von dem Fehlen dieser allgemeinen Erkenntnis zeigt sich auch in den einzelnen ästhetischen Streitfragen fast niemals das Bedürfnis, entgegenstehende Instanzen aufzusuchen und sie, wenn selbst erkannt, zu berücksichtigen.

Schon oben bei Besprechung von Faguets Bemängelung der Voltaire'schen ästhetischen Ansichten konnten wir das beobachten; er, wie alle andern, vindizieren sich ein Privilegium und eine höchste Instanz des Geschmacks, ohne sich durch irgend etwas irre machen zu lassen.

Bei der Sache Voltaire-Shakespeare aber kann man, wie sofort ersichtlich sein wird, von vollständiger, ich möchte sagen allseitiger Blindheit oder Selbstverblendung sprechen.

Vorerst, als allgemeinster Punkt: Man darf niemandem einen Vorwurf daraus machen, wenn er gewisse Eigentümlichkeiten eines Dichters nicht vertragen kann; man kann ihm nur eventuell den Vorwurf machen. seinen persönlichen Widerwillen als allgemeingiltig hinzustellen, aber nicht den, er verstehe jenen Dichter und die Schönheit gerade dieser Eigenschaften nicht; und noch weniger darf man dies in einer Form und in einem Tone tun, als ob damit eine Inferiorität seiner ganzen Individualität dargetan wäre, wie das bekanntlich üblich ist.

Des ferneren darf man hierbei nie den Charakter jenes Kritikers verdächtigen, und ohne Beweis behaupten, er tadle aus Neid, wie das so oft Voltaire gegenüber behauptet wurde; und bei ihm um so weniger, zumal er stets die grösste Bewunderung für Shakespeare zeigt. Man sehe z. B.

im philosophischen Wörterbuch den Aufsatz »Vom Verdienste Shakespeare's« im Artikel »Art dramatique«:

»Die Italiener, die Franzosen, die Schriftsteller aller anderen Länder«, heisst es dort, »welche nur kurze Zeit in England verweilt haben, halten ihn (Shakespeare) nur für einen Markt-Hanswurst, für einen Spaßvogel, noch weit unter Harlekin, für den verachtenswürdigsten Possenreisser, der je das Volk unterhalten hat. Und doch findet man in demselben Manne Stücke, die die Einbildungskraft erheben und das Herz durchdringen. Hier ist Wahrheit, hier ist es die Natur selbst, die ihre eigene Sprache spricht, ohne alle Beimischung von Kunst, hier ist Erhabenheit und doch hat sie der Autor nicht gesucht.«

Und im Aufsatz über die englische Tragödie sagt Voltaire: »Er hatte ein Genie voll Kraft und Fruchtbarkeit, ein erhabenes Naturell« — und nun kommen seine Einwendungen — »ohne geringsten Funken von Geschmack und ohne Kenntnis der Regeln.«

Und wie wenig neidisch Voltaire überhaupt war und wie intensiv er Schriftsteller und Dichter bewundern und öffentlich preisen konnte, zeigen am besten seine Urteile über Racine und Molière, die er über alle anderen Dramatiker der Weltliteratur stellt.

Was aber, zum dritten, diese Scheu vor den behaupteten Geschmacklosigkeiten Shakespeare's betrifft, so existiert sie in höherem oder minderem Grade auch selbst bei seinen Bewunderern. Schon Wieland in den Noten zu seiner Übersetzung sprach sich in ähnlicher Weise wie Voltaire aus,*) und bis auf den heutigen Tag werden Shakespeare's Dramen für unsere Bühne bearbeitet und mannigfaltig zugestutzt, obwohl sie doch von dem Theaterdirektor Shakespeare schon als Bühnenstücke verfaßt wurden. Voltaire zitiert in seiner Lettre à l'Academie die Mitteilung Marmontel's, der-

*) Dieses Datum entnehme ich Mahrenholtz' Voltairebiographie.

zufolge man Shakespeare in Englands Theatern immer mehr kürzt, und der berühmte Garrick habe in letzter Zeit auf seiner Bühne die Totengräberszene im Hamlet, sowie fast den ganzen fünften Akt unterdrückt; das Stück sei aber mehr als je applaudiert worden.

Auch werden wenige unter uns die vielen Silbenstechereien, Wortwitzeleien und dergl. schön oder künstlerisch finden, und wenn Voltaire gewisse sehr naturalistische Reden oder Szenen tadelt, so ist zu bedenken, daß dem Widerwillen gegen Naturalismus in der Kunst überhaupt keine Grenze gezogen werden kann; schon darum nicht, weil, abgesehen von der Verschiedenheit der Geschmacksrichtung, der Naturalismus selbst keine festen Grenzen besitzt. Und selbst innerhalb desselben Volkes und innerhalb derselben Bildungsschichte der Gesellschaft finden sich stets viele, die z. B. den modernen Naturalisten gegenüber genau so empfinden, wie Voltaire Shakespeare gegenüber. Es handelt sich hier immer nur darum, wie weit der Geschmack jedes einzelnen duldsam sein will; daß man überhaupt vor dem oder jenem Widerwillen empfindet, ist niemandem zu verargen und jeder ohne Ausnahme hat da seine Geschmacksgrenze, über die hinaus er (zu gewisser Zeit) nicht mehr Toleranz üben will; allerdings können diese Grenzsteine sich mitunter durch Alter, größere Bildung, Suggestion usw. sehr verrücken. Ganz plastisch, aber nicht minder naturalistisch als etwa Shakespeare selbst dem Geschmack Voltaire's erschien, drückte dieser seine ästhetische Opposition in einer Gesellschaft aus, die ihn in Ferney besuchte. Ein Engländer, namens Moore, verteidigte seinen Landsmann Shakespeare gegen Voltaire's Tadel und meinte, diese von ihm so verpönten Naturalismen seien doch »in der Natur«.

»Ganz wohl,« erwiderte Voltaire in seiner impulsiven Weise, die ihn mitunter den gesellschaftlichen feinen Ton vergessen ließ, »mit Erlaubnis, mein Hinterer ist auch in der Natur, aber ich trage dennoch Hosen!«

Selbst in Deutschland wird und wurde Shakespeare nicht so unbedingt akzeptiert und in den Himmel aller poetischen Vollkommenheiten gehoben, wie es die hitzigen literarischen Gegner Voltaire's gewünscht hatten. Schon Merck, der Freund Goethes, rief den Stürmern zu: »Shakespeare hat euch ganz verdorben!«

Auch in der neuesten Zeit finden manche den Mut, an Shakespeare ziemlich wesentliche Mängel zu proklamieren.*) In einem allerneuesten Werke, das Shakespeare behandelt, wird — nach einem Referate, das Werk selbst kenne ich nicht — »der so oft ins Auge springende Mangel einer einheitlichen dramatischen Komposition . . . . einer respektvollen, aber eingehenden und sagen wir es offen, notwendig gewordenen Kritik unterzogen. Welche Mängel aber auch die Architektur seiner Form aufweisen mag . . . usw.

Und ein anderer Schriftsteller unserer Zeit, der davon spricht, daß im Shakespeare'schen Drama »das Tragische sich aus dem Charakter entwickelt«, bemerkt dazu: »Es wurde schon von anderen bemerkt, daß Shakespeare's Tragik ihre starken Bedenken hat.«

Die oben angeführte Stelle über die »Mängel einer einheitlichen dramatischen Komposition«, steht ja den Voltaire'schen Ausstellungen an Shakespeare's Dramen ganz nahe, und die Geschichte des französischen Theaters zeigt überdies tatsächlich, wie sehr Voltaire im Sinne des Geschmacks der Franzosen urteilte.

Bezeichnend hierfür ist die Tatsache, daß noch im Jahre 1829 das dazumal hochangesehene »Journal des Débats« von Kean's Darstellung des »Lear« schrieb: »Er hat einige

---

*) Ich spreche hier von solchen tadelnden Äußerungen durchaus nicht als objektiv giltigen oder als von mir ebenfalls akzeptierten Ansichten; ich referiere nur Tatsächliches behufs Beleuchtung des in Rede stehenden Gegenstandes.

Perlen in dem enormen Misthaufen zu finden gewußt, den das Stück darstellt.«*)

Vor kurzem berichtete der Dichter und Schriftsteller Alfred Klaar (in der »Vossischen Zeitung« vom 30. Juli 1904) in dem Aufsatze: »Pariser Theatereindrücke« über ‚Hamlet in Paris‘. Hier wird mitgeteilt, wie Voltaire's Hamlet-Urteil für lange Zeit in Frankreich den Ton angab; daß bei den Franzosen die rasche Aktion das stärkste Lebenselement im Drama sei und daher die heutige bedingte Geltung Shakespeare's in Frankreich dadurch ermöglicht wurde, daß man »Stellen ausschaltet, die für uns sprichwörtlich geworden sind — vieles Gedankliche fallen läßt, aber den Körper der Handlung mit größter Deutlichkeit und Sinnfälligkeit ausarbeitet«. Und allen diesen Bemerkungen über das Stück und über die Aufnahme desselben beim Pariser Publikum folgt ein prächtiger, ästhetisch wertvoller und ethisch hochzuschätzender Satz, wie man einem ähnlichen in der literarischen Kritik nur selten begegnet. »Die Nationen,« heißt es dort, bilden verschiedene Seiten der Betrachtung in sich aus; aber jede fortschreitende dringt an den Kern des Menschlichen; langsam oder rascher, je nachdem ihrer Art, das Leben zu nehmen, das Problem näher oder ferner liegt...«

Dieser Äußerung wahrer Gesittung möchte ich aber auch eine Bemerkung Voltaire's selbst anfügen, die ihr sehr nahe verwandt ist. In dem Aufsatz »Du theâtre Anglais par Jérome Carré« (aus dem Jahre 1761) sagt Voltaire: »Zwei kleine englische Bücher belehren uns, dass diese durch so viele gute Werke und große Unternehmungen berühmte Nation auch noch zwei ausgezeichnete tragische Poeten besitzt; der eine ist Shakespeare, von dem man versichert, er lasse Corneille weit hinter sich; und der andere der sanfte Otway, weit erhaben über den sanften Racine. Da dieser

---

*) Mitteilung von J. J. Renaud in der »Grande Revue« vom 15. Okt. 1904 (nach d. »Lit. Echo«).

Streit nur eine Sache des Geschmacks betrifft, so scheint es, daß man den Engländern hierauf nichts zu erwidern hat. Wer kann eine ganze Nation verhindern, einen Dichter ihres Landes mehr zu lieben als den eines anderen? Man kann doch einem ganzen Volke nicht beweisen, daß sein Vergnügen ein unberechtigtes sei? . . .

Er will aber, daß die anderen Nationen zwischen dem Theater von Paris und jenem Londons entscheiden sollen; woraus ich schliesse, daß man Voltaire's Kritik Shakespeare's weniger als die eines aprioristischen Ästhetikers ansehen soll, sondern mehr als die eines Theaterdramaturgen oder Direktors, der Dramen sozusagen abschätzt, d. h. auf die Wirkung hin beurteilt, die sie in diesem oder in jenem Orte und bei diesem oder jenem Publikum zu versprechen scheinen. Ein Standpunkt, der, als ein empirischer, den von oben her sprechenden theoretischen, auf scheinbaren Kunstgesetzen basierenden, jedenfalls an Solidität bedeutend übertrifft.

Und es ist überaus wohltuend, trotz partieller Gegnerschaft gegen Shakespeare doch keine Spur von Voreingenommenheit, Parteilichkeit, sondern im Gegenteil den höchsten Gerechtigkeitssinn bei Voltaire zu finden.

In dem eben erwähnten Aufsatz über das englische Theater spricht er über den berühmten Monolog im Hamlet und den Geist der englischen Sprache. »Sie weist weder die niedrigsten noch die gigantischsten Ideen von sich; sie besitzt eine Energie, die andere Nationen für Härte halten; Kühnheiten, welche solche Geister, die an fremdartige Wendungen wenig gewöhnt sind, leicht für Galimathias halten. Aber unter diesen Schleiern wird man Wahrheit, Tiefe und noch ein gewisses anderes entdecken, das anzieht und uns stärker bewegt als das jede Eleganz imstande wäre; es gibt auch keine Person in England, die diesen Monolog nicht auswendig kann. Das ist ein roher Diamant, der

seine Makel hat; wollte man ihn schleifen, würde er von seinem Gewicht verlieren.«

Und da man selbst in gebildeten Kreisen immer nur von Voltaire als dem wütenden Gegner Shakespeare's spricht, jedoch seine Aufsätze selbst über dieses Thema niemals liest, so führe ich aus dieser Abhandlung über »das englische Theater« noch eine herrliche Stelle an, die unter anderem zeigt, wie überlegen Voltaire selbst auf das von ihm befolgte Gesetz der drei Einheiten im Drama herabsieht.

»Es gibt vielleicht kein größeres Beispiel der Verschiedenheit des Geschmacks unter den Nationen. Man möge nach diesem (der Begeisterung der Engländer für Hamlet) kommen und uns sprechen von den Regeln des Aristoteles und den drei Einheiten und von der Wohlanständigkeit, und von der Notwendigkeit, die Szene niemals leer zu lassen, und daß man niemals eine Person ohne deutlichen Grund ein- oder austreten lassen solle; daß man eine Intrigue mit Kunst knüpfen und auf natürliche Weise auflösen müsse, daß man nur in nobeln und einfachen Ausdrücken und die Fürsten mit ihrer gewöhnlichen Wohlanständigkeit sprechen lassen soll; daß man sich von den Regeln der Sprache niemals entfernen dürfe. Es ist klar, daß man eine ganze Nation entzücken kann, ohne sich so viel Mühe zu geben.«

Wenn man die im obigen zitierten Aussprüche Voltaire's einmal kennen gelernt hat, so muß sich doch wohl jeder ruhig Denkende fragen: Was will man von ihm? Kann man gerechter und vernünftiger sprechen? —

Besonders ungerecht ist zum vierten die Art, Voltaire's Einwendungen gegen gewisse Seiten der Shakespeare'schen Dichtung durch nationale Gegnerschaft oder Eifersucht, oder durch nationale Beschränktheit erklären zu wollen. Der beste Gegenbeweis ist der Umstand, auf den zu meiner Verwunderung und wenigstens meines Wissens noch niemand — sogar Voltaire selbt nicht in seiner Zurückweisung

dieses Verdachtes in der aus dem Jahre 1778 stammenden Vorrede zu Irene — aufmerksam gemacht hat, dass Voltaire gegen seinen Landsmann Rabelais genau so gewettert hat, wie gegen Shakespeare.

In einer Note zu dem Gedicht »Le Marseillois et le lion« sagt er: »Rabelais verschwendete in unwürdiger Weise den niedrigsten Unflat . . . Rabelais ist darum nicht weniger ein grober Possenreißer, ein Unverschämter in drei Vierteln seines Buches, obwohl er der größte Gelehrte seiner Zeit war, beredt, lustig und mit wahrem Genie begabt«; und noch kräftiger heißt es in dem Artikel, der speziell Rabelais gewidmet ist: »Sein Buch ist in Wahrheit eine Anhäufung des frechsten und rohesten Unflats, den nur ein betrunkener Mönch von sich geben kann . . .« Hier sind wir also sehr nahe bei dem »betrunkenen Wilden«, als den einmal Voltaire Shakespeare bezeichnete.*)

Nebenbei möchten wir noch bemerken, daß viele Franzosen, darunter die Höchstgebildeten, z. B. Victor Hugo, Rabelais zu den grandiosesten Geistern zählen und an seinem »Unflat« nicht den geringsten Anstoß nehmen; während in Deutschland ziemlich allgemein ein gerade so großer oder noch größerer Widerwillen gegen Rabelais herrscht, als bei Voltaire gegen die Naturalismen Shakespeare's und wiederum bei den Deutschen gegen die — »Pucelle«!

Ein weiterer Beweis dafür, daß Voltaire jede nationale Voreingenommenheit fehlte, ist auch dies, dass er Calderon über Corneille stellte, was umso mehr ins Gewicht fällt, als sich schwerlich ein größerer Kontrast der ganzen Weltanschauung finden läßt, als der zwischen jener des frommen katholischen Inquisitors Calderon und der Voltaire's.

Der hochgesittete Kosmopolit Voltaire besaß eben keinen Funken jenes chauvinistischen Gefühls, das überall, wo es

---

*) Es ändert nichts an dem Wert meiner Argumentation, daß Voltaire später einmal in einem Briefe an Frau du Deffand sein Bedauern darüber äußerte, Rabelais so viel Böses nachgesagt zu haben.

sich geltend machen kann, nur Ungerechtigkeit oder Brutalität im Gefolge hat. »Warum aus einem Gegenstand der Literatur eine nationale Streitfrage machen?« fragt er in dem Auszuge aus Lettre de M. de Voltaire à l'Académie Française (1778) in der Vorrede zu Irene: »Haben die Engländer nicht genug Uneinigkeiten? Und haben wir selbst nicht genug Händel? Oder vielmehr, hat nicht die eine wie die andere Nation genug große Männer in allen Gebieten, um nicht nötig zu haben, einander zu beneiden? . . . . Ich war der erste, der ein wenig Gold aus dem Schlamme hervorholte, in den das Genie Shakespeare's in seinem Jahrhundert versunken war . . . .«

Nur an einer einzigen Stelle reißt der Eifer Voltaire hin, an das patriotische Gefühl zu appellieren, nämlich in jener heftigen Lettre à l'Académie Française, worin er sich über die Vorrede der Shakespeare-Übersetzung Letourneur's so sehr ereiferte, für welche dieser in den höchsten Kreisen energische Propaganda machte. »Der Übersetzer,« schreibt Voltaire, »strengt sich an, Frankreich England zu opfern, in einem Werke, das er dem König von Frankreich widmet und für das er Subskriptionen von unserer Königin und unseren Prinzessinnen erhielt. Keiner unserer Autoren . . . . ist in der Vorrede zitiert. Der Name des großen Corneille findet sich darin nicht ein einziges Mal.« Man wird diese Schwäche eines Augenblicks der heftigsten Erregung — die auch eine persönliche Ursache hatte und wegen dieser in der Tat erklärlich und sogar gerechtfertigt war — und in Anbetracht der sonst gleichbleibenden nationalen Vorurteilslosigkeit Voltaire's gern verzeihen.

Und endlich fünftens: seien alle jene — es sind zumeist die Deutschen, — die so sehr über Voltaire's Shakespeare-Kritik entrüstet sind und ihn ihretwegen nicht genug schmähen können, darauf aufmerksam gemacht, daß ein prinzipiell ganz gleicher Fall in der Kritik Schiller's an Bürger's Gedichten vorliegt. Auch hier handelt es sich

um die Antipathie eines klassisch dirigierten ästhetischen Geschmacks, d. h. einer Gesamtanschauung, die aus Vorbildern unumstößlich geltende Regeln abstrahieren will — gegen eine Art dichterischer Produktion, die einem impulsiven Naturell entspringt, das über solche Regeln nicht reflektiert und sich um sie gar nicht kümmert.

Dem Abstande zwischen den Temperamenten Voltaire's und Schiller's entsprechend, sind des letzteren Einwendungen nicht so radikal dem Inhalt und der Ausdrucksweise nach. Allein hier wie dort wird von dem schlechten, sozusagen pöbelhaften Geschmack gesprochen. Voltaire zitiert als Beispiele Stellen aus Othello, Julius Cäsar und im Aufsatz über die englische Tragödie, namentlich die Friedhofsszene im Hamlet, wo »die Totengräber trinken, während sie ein Grab graben, Vaudeville singend, und dabei über die Totenköpfe Scherze machen, wie sie eben zu ihrem Metier passen.« In Art dramatique meint Voltaire, so wie Shakespeare mitunter Desdemona, die Tochter eines Senators, sprechen läßt, sprach man eben zu Shakespeare's Zeit; Voltaire meint damit offenbar: eine rohe Zeit. Womit er übrigens ganz recht hat.

Schiller wieder meint in dem Aufsatze »Über Bürger's Gedichte« im Hinblick auf Bürger, dem er ebenfalls, wie Voltaire Shakespeare, großes Genie zuspricht: »Es ist nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes« . . . »Herr Bürger vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte . . . .« Schiller beklagt den Mangel eines reinen Genusses an B's. Gedichten, bald wegen der »beleidigten Würde des Inhalts . . .« oder durch ein »unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, einen ins Platte fallenden Ausdruck . . .«; dann wundert er sich, wie andere Kunstrichter, die Bürger lobten, so viele »Versündigungen gegen den guten Geschmack vergeben« konnten.

Schiller wie Voltaire polemisierten also in gleicher Weise vom Standpunkte einer gewissen ästhetischen Vornehmheit aus, gewissermaßen als Aristokraten des Geschmacks, letzterer überdies im Sinne einer fein gebildeten und gegen Anstößigkeiten sehr empfindsamen (Pariser) Gesellschaftsklasse.

Es macht sogar einen beinahe komischen Eindruck, in der Lettre à l'Académie Française den förmlichen Schrecken Voltaire's wahrzunehmen, wenn er ›gemeine‹ oder ›rohe‹ Stellen aus Shakespeare anführt und dann ausruft: ›Ja, mein Herr, ein Soldat des Gardekorps kann so antworten,‹ nämlich wie die Schildwache im Hamlet: ›Ich habe keine Maus rascheln gehört‹ — aber nicht im Theater vor den ersten Persönlichkeiten einer Nation, die sich nobel ausdrücken und vor denen man sich auch nobel ausdrücken muß . . .‹ Ähnlich sagt Schiller betreffs Bürger: ›Ist der Popularität nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse im Interesse gewonnen, nicht für den Kenner verloren?‹

Man darf also Voltaire wegen seiner Shakespeare-Kritik ebenso wenig schmähen, wie man Schiller wegen seiner Kritik Bürger's schmäht. Nur so ist es gerecht. Aber alles in allem genommen kann jeder, der meine oben gegebene Theorie aller ästhetischen Kritik akzeptiert, diese Streitigkeiten und besonders die Vehemenz, mit der sie geführt werden, nur für gegenstandslos und unfruchtbar, ja er muß sie auch für geradezu kindisch halten. Sowohl Voltaire's als auch Schiller's Aburteilungen, insofern sie allgemeine Gültigkeit beanspruchen, sind wertlos. Des ersteren Bemerkungen, die sich mehr auf das Unpassende gewisser Shakespeare'scher Derbheiten für die vornehme Pariser Gesellschaft beziehen, sind jedoch, praktisch genommen, richtig, und sie sind es, wie ja die Erfahrungen mit Shakespeare's Dramen in Paris lehren, sogar noch heute.

* *
*

Aber welche geringe Wichtigkeit hat doch das alles gegenüber den großen kulturellen Bestrebungen Voltaire's! Mag er ein großer oder kleiner, ein echter oder unechter Dichter oder gar kein Dichter gewesen sein, auch keine Ahnung von literarischer Kritik gehabt und leider versäumt haben, sich aus den Kompendien der Literaturgeschichte Belehrung über das wahre Maß der Schätzung dichterischer Produkte zu verschaffen! — wen er als Poet oder als Kritiker nicht befriedigt, der kann sich ja leicht helfen, er möge sich nur eiligst zu anderen Schriftstellern wenden, die für seinen Geschmack wirkliche Poeten oder Kritiker sind. Es gibt deren ja so viele!

Aber verachtet, ihr ›sehnsuchtsvollen Hungerleider‹ nach echter Poesie, nur nicht jenen armen Mann gar so sehr!

Wie möchte es euch allen wohl schmecken, wenn ihr bei einer gerichtlichen Untersuchung — und kein Mensch ist ja vor solchen Zufällen gesichert — der Tortur unterworfen würdet, wie es ohne Voltaire's Bemühungen noch heute geschähe? Ihr möget während der Folter mit aller Innigkeit an irgend einen eurer bewunderten echten und wahren Dichter denken, wird euch das vor Schmerz bewahren? Oder, wenn heute noch der, der ›Gott lästert‹, oder gegen die Kirche schreibt, die grausamen Strafen, ja den Tod nach furchtbaren Foltern — wie jener von Voltaire verteidigte Labarre zu erleiden hätte, könnte er etwa in der Kunst, in der Dichtung Trost finden? Welches Übergewicht wird doch in der Beurteilung von Kulturmenschen auf Luxusgefühle gelegt, gegenüber den schweren, gewaltigen Bemühungen im Bereiche der fundamentalen Lebensvorgänge!

Und in seltsamer Leichtfertigkeit fühlt man sich heute so sicher, und vergißt nicht nur, was es gebraucht hat, um so weit zu kommen, wie wir jetzt es sind; man achtet garnicht darauf, daß wir heute wieder dieselben Mächte an der Arbeit sehen, die hauptsächlich durch Voltaire's Kämpfe bereits so ziemlich, wenn auch nicht gänzlich, unschädlich ge-

macht wurden. Es wird wieder gegen religiöse Toleranz agitiert, so als ob ein Bayle, Locke, Voltaire, ein Friedrich der Grosse nie geschrieben und gewirkt hätten.

Ganz offen betriebene Unterdrückung anderer Religionen kommt jetzt beinahe täglich vor. So agitieren jetzt die katholischen Priester in Tirol gegen den Bau einer protestantischen Kirche in Bozen. Die spanischen Bischöfe richteten vor kurzer Zeit eine Petition an den König, keine protestantischen Schulen mehr zu autorisieren, die schon bestehenden zu schließen und die Zirkulation aller nicht katholischen Bücher, Broschüren, Gesänge usw. zu verbieten. In der Bretagne, wo die Bevölkerung ganz von den Geistlichen beherrscht und daher aufs äußerste verhetzt wird, überwachen fromme Jünglinge die in den Seebädern badenden Männer und Frauen, die nicht in die Messe gehen, verfolgen sie längs des Strandes und brüllen mit schreckhafter Betonung ihnen nach: »Protestant! Protestant!«; womit sie den Gipfel menschlicher Abscheulichkeit zu bezeichnen beabsichtigen.

Man scheut sich auch nicht mehr, »auf Geheiß der Kirche« Ketzerverordnungen von Seite des Staates zu fordern. Hat doch im Jahre 1849 der Erzbischof Pecci von Perugia, der spätere Papst Leo XIII., den Papst Pius IX. in Memoranden wiederholt aufgefordert, die Inquisition in der alten Form wieder einzuführen. Ein Professor des Kirchenrechts an der unter dem direkten Protektorat des Papstes stehenden Gregorianischen Universität in Rom, nämlich der Jesuit P. de Luca, verlangt in seinem »Lehrbuch des öffentlichen Kirchenrechts«, das im Jahre 1901 erschien, ganz offen, Ketzer mit dem Tode zu bestrafen, »damit nicht die Bösen den Guten schaden«, und weil »die Todesstrafe mitunter für die Verbrecher (nämlich die Ketzer) selbst eine Wohltat sei, da sie, wenn sie noch länger lebten, bei ihrer unbeugsamen Halsstarrigkeit noch schlimmer würden und daher nur noch heftigere Qualen in der Hölle zu erdulden hätten ..«

»Infolge dessen muß die politische Behörde auf Befehl und Anordnung der Kirche den Ketzer mit dem Tode bestrafen, und zwar unterliegen dieser Strafe nicht etwa bloß diejenigen, welche erst als Erwachsene vom Glauben abgefallen sind, sondern auch diejenigen, welche im Irrglauben geboren und getauft worden sind . . . endlich ist die Strafe da, wo sie Eingang gefunden, auch auf alle Rückfälligen anzuwenden, mögen sie sich gleich neuerdings bekehren wollen.«

Und dieses Buch hat die Ordenszensur überstanden und erhielt vom Provinzial der römischen Ordensprovinz, P. H. Carini auf Grund der gutachtlichen Äußerung mehrerer Theologen derselben Gesellschaft die Druckerlaubnis.*)

In den spanischen Schulen wird nach einem Katechismus unterrichtet, der vom Bischof von Madrid revidiert und in 200 000 Exemplaren verbreitet wurde.**) Dort heißt es im Anhang: Als die Bösen noch nicht wie heutzutage die Freiheit besaßen, genügte es, die fünf Kirchengebote zu kennen. Jetzt aber müßt ihr die weiteren Kirchengebote kennen: ». . . Du darfst Deine Kinder nicht in konfessionslose Schulen schicken . . . Du darfst weder einen jüdischen noch protestantischen Arzt zu Rate ziehen, noch einem Juden dienen.« Und ferner: »Sagt mir, Kinder, sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entgegen den christlichen Tugenden?« Antwort: »Ja gewiß sind sie es, besonders in dem verkehrten Sinne, der diesen Begriffen von den Feinden der Kirche gegeben wird.«

Frage: »Wessen Beispiel folgen diejenigen, die Vivatrufe auf die Freiheit ausstoßen?« Antwort: »Dem Beispiel Lucifer's, des ersten, der die Fahne der Freiheit erhob . . .«

Frage: »Worauf begründet sich die Brüderlichkeit der

*) Nach einem Bericht der M. Allg. Z. v. 31. Jänner 1902.

**) Siehe »Das freie Wort« Nr. 12 d. J. 1904; nach Mitteilungen von Ungern-Sternberg.

Gottlosen?« Antwort: Auf die Liebe zu den Menschen, weshalb sie Philanthropie heißt.«

Frage: »Wer ist der Vater der Philanthropie?« Antwort: »Der Teufel.«

Und dieses Bekenntnis ist nicht nur in Schulen und Kirchen vorgebracht worden, sondern auch der Akademie der Wissenschaften in Madrid von einem ihrer hervorragendsten Mitglieder, dem Exminister Alexandro Pidal, in glühenden Worten gepredigt worden. Der berühmte spanische Gelehrte Menendez Pelayo ließ sich sogar bei einer ähnlichen Gelegenheit zu dem begeisterten Rufe: »Es lebe die Inquisition!« verleiten.

Und sogar der König von Spanien selbst scheut sich nicht, vor aller Welt für das Prinzip der Intoleranz offen einzutreten. Als nämlich vor kurzem in Barcelona eine protestantische Kapelle eröffnet werden sollte, wandte sich der dortige Kardinal-Erzbischof an den König mit der Bitte, dieses „Unheil" abzuwenden. Worauf Alphons XIII. (im Mai 1905) antwortete: „Als katholischer König und als ergebener und gläubiger Sohn der alleinseligmachenden Kirche bin ich tief bekümmert durch diesen neuen Anschlag gegen den Glauben unserer Väter und die Religion des Staates, dessen Geschicke die Vorsehung mir zu vertrauen für gut hielt." Gleichzeitig mit all dem aber agitieren die Katholiken in Deutschland für ihren sogenannten Toleranz-Antrag, in welchem sie freieste Entwicklung ihrer kirchlichen Organisation verlangen; durch welchen Mut der Inkonsequenz — in Deutschland das für sich als ein Recht zu fordern, was sie Andersgläubigen dort, wo sie die Macht haben, vorenthalten — offenbar die katholische Kirche beweist, wie stark sie sich wieder fühlt und wie lebhaft der Trieb in ihr ist, fernerhin noch viel Schlimmeres rücksichtslos zu unternehmen.

Im ganzen kontinentalen Europa sind alle Wallfahrtsorte überfüllt, ja die Zahl der Wallfahrer nimmt von Jahr

zu Jahr zu. In und nahe der Hauptstadt Österreichs wurde sogar ein Zubau zu einem Hotel und eine neue Weinstube vor der Übergabe an das Publikum von Priestern eingeweiht. In Rußland bekommen jetzt oft die Toten merkwürdige Briefe in die Hand, die mit ihnen begraben werden; ein solcher Brief, von einem höheren Geistlichen unterschrieben, lautet:

»Wir durch Gottes Gnade Metropolit (oder Bischof) N. N. an unsern Herrn und Freund St. Petrus, Schlüsselbewacher der Pforten des allmächtigen Gottes.

Wir lassen Dich wissen, daß, nachdem auf diese Zeit gestorben ist ein aufrichtiger Diener Gottes, N. N. und daß derselbe von uns von allen Sünden absolviert ist und die Benedeiung darauf empfangen hat, so ist unser sehr ernstliches Begehren, daß Du denselben ohne Verhinderung in das Reich Gottes einlässest; nimm ihn an und laß daran nichts mangeln. Denn zu diesem ausdrücklichen Ende haben wir ihm diesen Brief der Absolution mitgegeben. Getan in N. N. und unterzeichnet H. H.

Vor wenigen Jahren erst äußerte sich Kardinal Parrisi, wie leid es ihm tue, daß »die Kirche gegen ihre Gegner nur mit Gebet und Ermahnungen vorgehen könne und keine anderen Mittel besitze.« Und im Jahre 1899 hielt der sehr einflußreiche amerikanische Erzbischof Ireland eine Rede in Paris, in der er ankündigte: »In der nächsten Zukunft sind die Völker zu einem neuen Kreuzzug gerufen, der mit dem Triumph der Kirche endigen muß.«

Schon haben in vielen Staaten des Kontinents die Vertreter der Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung aller Menschen bei den maßgebendsten staatlichen Machtfaktoren viel weniger Einfluss als die allerdümmsten Gänse, wenn diese nur dem bigotten hohen und höchsten Adel angehören, und infolge dessen können wir, in der Ferne und auch in der nächsten Nähe, aus den sogenannten tieferen

Volksschichten und ihren Vertretern bereits das Heulen räudiger Bestien in Menschengestalt deutlich vernehmen.

Und schon ist die Folter wieder zu neuem Leben erweckt worden! In dem frömmsten Lande Europas, in Spanien, gewöhnen die Klerikalen die Menschen allmählich an die immer häufiger angewandte Tortur, vorderhand nur in weltlichen Prozessen; so war es im Jahre 1895 in den Gefängnissen von Mont-Juich, und jetzt, im Jahre 1904, in Alcala del Valle der Fall, wo man den Gefangenen durch die schrecklichsten Foltern Geständnisse zu entreißen suchte. In Rußland, dessen Regierung und Verwaltung ebenfalls in streng-kirchlichem Geiste geführt wird, ist Grausamkeit, gerade wie in Spanien, die natürliche Folge; sie ist dort sogar seitens der Beamten etwas ganz Alltägliches, es geht ins Große, während die spanische Regierung sich bisher noch mit kleinen Portionen begnügt.*)

---

*) Auffallenderweise schwiegen fast alle größeren Zeitungen über die neuesten spanischen Grausamkeiten. Es ist aber wichtig, zu wissen, was alles in einem bigotten Staate selbst in unserer Zeit möglich ist, die sich doch auf ihr hohes Kulturniveau so viel zugute tut und noch immer auf die nicht-christlichen Völker mit so viel moralischem Selbstbewußtsein verächtlich herabblickt; ich will daher einige Details aus dem Gerichtswesen in jenem frommen Lande mitteilen.

Als im Jahre 1893 ein Anarchist zwei Dynamitbomben in das Lyceums-Theater in Barcelona geworfen hatte und der Schuldige entkommen war, ließ General Weyler jeden halbwegs Verdächtigen einsperren und hunderte von jungen Leuten der Tortur unterwerfen; hierbei wurden genau die Martern der ehemaligen Inquisition angewendet. Einer der Beschuldigten erzählte hierüber dem republikanischen Journal El Pais , daß, als er trotz Todesandrohung nicht alles bestätigen wollte, was der Lieutnant wünschte, man ihm die Hosen herunterließ, seine Geschlechtsteile verdrehte .... fünf Tage und sechs Nächte wurde er durch Geißeln gezwungen, immerfort herumzugehen, ohne sich niederzusetzen, seine einzige Nahrung bestand in Brot und trockenem Stockfisch, ohne einen Tropfen Wasser. Dann hängte man ihn an dem Türpfosten seines Kerkers auf, ließ ihn stundenlang in dieser Lage und wiederholte mehrmals die Verdrehungs-Prozedur an seinen Geschlechtsteilen.

Im Jahre 1896 wurde eine Bombe in eine Prozession in Barcelona geworfen, und infolgedessen wurden die Gefangenen in Mont-Juich in ähnlicher Weise behandelt; hierbei wurde aber auch die Methode der Inquisition genau in Anwendung gebracht, die Beschuldigten mit glühenden Zangen zu zwicken und ihr Fleisch bis auf die Knochen zu verbrennen.

Das alles sollte doch die Aufmerksamkeit erregen; sollte die in den Tag hinein lebenden Banausen und die gewissenlosen Ästheten unserer Tage aus ihrem Schmachten aufrütteln, und bei ihnen wenigstens das eine bewirken, daß sie in der Beurteilung von Voltaire's Taten und seiner Verdienste um die Menschheit alle kleinliche Splitterrichterei beiseite setzen und wo es nur immer angeht, diesem »Rufer im Streit« und wahren Standard-Menschen im Kulturkampf (in seinem allgemeinsten und höchsten Sinne genommen) nur Dank, Pietät und umsomehr Gerechtigkeit in der Beurteilung entgegenbringen. Sich Voltaire's erinnern, ihn rühmen, ist schon halbes Ihm-Nacheifern, und eine solche Nacheiferung tut dringend not.

Wir werden aber sehen, wie es um diesen Dank, diese Pietät und Gerechtigkeit selbst bei nicht unbedeutenden Geistern bestellt ist!

* * *

In den meisten Schriften über Voltaire wird seine eigentliche welthistorische Tätigkeit nur nebenbei, sehr kühl und mitunter sogar in ins Schlechte gedeuteter Weise behandelt, und die größte Wichtigkeit der Hervorhebung seiner Mängel als Dichter beigelegt.

Den Leichtsinn, wie auch die Impietät, die in allem dem liegt, finde ich empörend. Jeden Menschenfreund muß ein solches Vorgehen aufs äußerste verletzen, und ganz besonders bei den großen Männern der Vergangenheit, die den traurigen Zuständen in den Gebieten der Religion (Kirche), des Gerichtsverfahrens, der Verwaltung noch nahe genug standen, um den Wert der Voltaire'schen Bemühungen sehr gut würdigen zu können.

Bei Lessing, bei Goethe, bei Schiller, wie bei unzähligen anderen bis auf den heutigen Tag, überwiegt — um Schopenhauer's Wort von der Weiberveneration hier variiert anzu-

wenden — die Dichtungs- und Kunst-Veneration, und über diesen doch eigentlich nur sekundären, verhältnismässig niedrigen, bloß ästhetischen Standpunkt kamen die beiden letzteren selten hinaus.

Wie oft begegnet man in den Werken dieser unserer ersten Schriftsteller der Erwähnung Voltaire's als Kulturhelden?

Lessing rühmte wohl in einer Rezension des Essai sur les moeurs . . von Voltaire, dieser habe darin in der Geschichtsschreibung einen ganz neuen Weg eingeschlagen, sonst aber spricht er nicht von ihm; bis er endlich in der »Hamburgischen Dramaturgie« in den Rezensionen der Dramen Voltaire's jenen so beklagenswerten, in ernsten Diskussionen so unpassenden Ton gegen ihn anschlug, der am meisten dazu beitrug, speziell die Deutschen gegen die Bedeutung Voltaire's überhaupt blind zu machen. Denn sie sagten sich: Kann ein Mann, der als Dichter so schwach, ja so verächtlich erscheint, sonstwie irgend eine Bedeutung beanspruchen? Lessing ist es auch, der, nebenbei bemerkt, vielleicht am meisten Schuld daran trägt, in die deutsche literarische Kritik den hämischen und persönlichen Ton hineingebracht zu haben, den wir im allgemeinen bis heute noch nicht los geworden sind. —

Noch mehr trug Schiller zur nahezu allgemeinen Mißachtung Voltaire's bei; und zwar durch sein bekanntes, so populär gewordenes Gedicht »Das Mädchen von Orleans«, wobei er auf die »Pucelle« anspielte. Hier trägt Schiller die Farben so grell auf, daß niemand, der nicht Voltaire als Verfasser der Pucelle, aber sein gesamtes sonstiges Wesen und edles Wirken kennt, darauf verfallen würde, daß die Anklage Schiller's gegen ihn gerichtet sei.

»Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.
Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehen.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.«

Nun war aber niemand je geneigter und in impulsivster Weise fähiger, das, was ihm wirklich als erhaben und »strahlend« erschien, anzuerkennen und zu bewundern, als eben Voltaire. Ihm, der als vierundachtzigjähriger Greis während seiner letzten Anwesenheit in Paris Turgot's Rechte ergriff, mit Tränen bedeckte, sie trotz Turgot's Abwehr küßte und unter Schluchzen ausrief: »Laßt mich diese Hand küssen, die Gesetze für das Wohl des Volkes geschrieben!«; ihm, der nicht aufhörte, Newton zu bewundern und für den ersten aller Menschen hielt; der so leicht und gern lobte, und sogar vieles lobte, was durchaus nicht so hoch stand, um für erhaben oder strahlend gelten zu können; der in seinen Tragödien so oft die edelsten Gefühle, ja sogar ethische Schwärmerei, zum Ausdruck brachte — einem solchen Manne den Vorwurf zu machen, »das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen«, ist gar niemand auf der Welt berufen. Auch Schiller nicht.

»Ich werde niemals auf meine Bewunderung Ihrer Werke verzichten,« schrieb J. J. Rousseau an Voltaire im Jahre 1750, »Sie haben die Freundschaft und alle Tugenden im Menschen dargestellt, die er kennt und liebt. Ich habe den Neid murren gehört, ich habe die Schreier verachtet und sagte mir, ohne Furcht zu irren: Diese Schriften, die meine Seele erheben und meinen Mut entzünden, sind durchaus nicht Produktionen eines Mannes, der gleichgültig gegen die Tugend ist.« Diese Ansicht Rousseau's macht wohl jene Schiller's, die nur auf dem Eindruck der »Pucelle« basiert, mehr als wett.

Auch handelte es sich Voltaire durchaus nicht darum, den »lauten Markt« zu unterhalten, denn er hatte die Pucelle — was Schiller wohl nicht wußte — gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Schon aus Furcht vor Verfolgung hütete sich Voltaire, dieses Werk drucken zu lassen, und wir wissen aus den Memoiren seines Sekretärs Longchamp,

daß die Marquise du Châtelet das Gedicht im Geheimen in ihrem Schlosse drucken und dann Voltaire mit dem fertigen Drucke überraschen wollte, dieser aber davon erfuhr und sie mit dem größten Aufwand seiner Überredungskunst dahinbrachte, davon abzustehen. Vielmehr wissen wir aus Voltaire's Briefen, daß er die Pucelle zunächst zu seiner eigenen Erheiterung und zu der Erheiterung der Marquise du Châtelet wie auch eines kleinen Kreises von Freunden verfaßte.

Wenn Voltaire unwohl oder durch irgend welche Vorkommnisse verstimmt war, so nahm er zu Ariosto's Rasendem Roland oder zur Pucelle seine Zuflucht. „Lesen Sie mir aus meiner Johanna vor," pflegte er zu Wagnière zu sagen, lag dabei, nach seiner Lieblingsgewohnheit, im Bett und ergötzte sich an seinem eigenen Werk.

Den Plan zu diesem in Ariosto's Manier gehaltenen humoristischen Epos entwarf er im Jahre 1730; das Manuskript bewahrte er, aus Furcht vor der Geistlichkeit, mit aller Sorgfalt, aber trotzdem wurde ihm zuerst eine Kopie von einer Kammerfrau der eben verstorbenen Madame du Châtelet entwendet.*) Ein zweites Mal stahl ihm sein eigener Sekretär auf Bitten des Prinzen Heinrich von Preußen eine Abschrift der Pucelle, und die Herzogin von Württemberg, ganz begeistert von der phantasievollen und unglaublich geistreichen und satyrischen Dichtung, ließ das Epos heimlich abschreiben und verbreiten. Veröffentlicht wurde es aber ganz ohne Wissen und gegen den Willen Voltaire's im Jahre 1755 durch einen seiner Gegner, der ihm Verlegenheiten bereiten wollte, nämlich durch den Kapuziner Maubert, und dann durch La Beaumelle. Erst im Jahre 1762 brachte Voltaire die erste authentische Ausgabe in die Öffentlichkeit, und zwar unter dem Autornamen: Dom Apulejus Risonius, Benediktiner; beabsichtigt hatte er eine solche

---

*) Ich benütze hier die Angaben von Nourisson und Mahrenholtz.

früher nicht, und schrieb im Jahre 1734 ausdrücklich an Tourmont, daß dieses so frivole Werk nicht bestimmt dazu sei, an das Tageslicht zu treten, er schäme sich dessen« und — in Fortsetzung seines sich selbst persiflierenden heiteren und liebenswürdigen Tones setzte er hinzu — »aber, nach allem, man kann seine Zeit noch schlechter anwenden.

Wie man z. B. die Lustspiele des Aristophanes und so viele andere, viel schwächere Produkte der genialen Laune und Satyre bewundern und zur Weltliteratur zählen kann, aber Voltaire's Pucelle davon ausschliessen, ja in ästhetischer wie moralischer Beziehung verdammen kann, ist mir nicht begreiflich.

Die Tatsache, von der wir wiederum, korrekter Weise, ausgehen wollen, ist die, dass im 18. Jahrhundert kaum ein Buch heiteren Inhalts so viel gelesen wurde, wie dieses Epos, die ganze gebildete und vornehme Gesellschaft Europas war entzückt davon.

Friedrich der Grosse schrieb voll Ungeduld, Voltaire möge ihm doch endlich die Pucelle senden, »la Pucelle! la Pucelle!« drängt er ihn in einem seiner Briefe. Und in seinen letzten Pariser Tagen wurde der steinalte Voltaire am meisten als Verteidiger des Calas und dann als Verfasser der Pucelle gefeiert.

Es ist wirklich ganz grundlos und sehr überflüssig, sich über die Pucelle irgendwie zu entrüsten, wie das besonders bei den deutschen Schriftstellern fast die Regel ist! Schlosser spricht mit förmlicher Empörung von dem »Schmutz und Frevel«, von »frechem Witz und dem boshaftesten Mutwillen gegen Religion und Sitte!«

Aber alles das, was in der Pucelle steht, hat nichts mit Schmutz, und schon gar nichts mit Frevel zu tun; ebensowenig richtet sich der Mutwille gegen Religion, denn es wird nur Aberglaube und was damit zusammenhängt, verspottet. Und was die »Sitte« betrifft, so würde der Ge-

brauch dieses Wortes vermuten lassen, daß Voltaire sich über irgend welche moralische Vorschriften lustig macht; aber es handelt sich nur um ganz harmlose geschlechtliche Ausgelassenheiten, die gar keine Beziehung zu Gut oder Böse haben.

Möge nur jeder, ohne sich im geringsten zu fürchten, verdorben zu werden, und ohne sich zu genieren, die Pucelle lesen; und um darüber noch mehr zu beruhigen, will ich erwähnen, daß, wie Taine mitteilt, dem »ernsten und würdigen« Malesherbes, dem gelehrten Minister, der, wie bekannt, Ludwig XVI. verteidigte und dafür guillotiniert wurde, die Pucelle so wohl gefiel, daß er sie auswendig wußte. Es braucht aber niemand zartfühlender oder prüder zu sein, als ein Malesherbes.

Und ich glaube, dass die Pucelle auch noch heute viel Vergnügen bereiten kann; man versuche es doch, sie zu lesen. Es ist nur natürlich, dass religiöse oder gar kirchliche, vielleicht auch bloß empfindsame Gemüter von der derben Satyre und den Zoten so abgestossen werden, dass sie das Poem widerwärtig finden; wie ja auch, umgekehrt, mitunter sehr ernste Freigeister religiöse Dichtungen oder Kunstwerke sehr widerwärtig finden; das ist aber keine Frage des ästhetischen Eindrucks, sondern betrifft nur die Tendenz. Uebrigens finden viele auch die Zoten des Aristophanes abstossend; auch jene in Macchiavelli's »Mandragora« und in Boccaccio's »Decamerone.« Wer aber derartige Antipathien nicht besitzt, der mache sich an die Lekture der Pucelle, vielleicht erfreut sie ihn, bei mir war das in hohem Maße der Fall, obwohl ein deutscher Kritiker sie schon darum für wertlos und schlecht hingestellt hat, weil sie weder ein Epos noch ein Drama, noch ein lyrisches Werk, es also unbestimmt sei, »in welche Rubrik man es einreihen solle.«*)

Als ganzer, sich immer gleicher, überzeugungstreuer

---

*) Eine formvollendete Übertragung ins Deutsche dürfte wohl viele dankbare Leser finden.

Mann, der in jeder Situation und bei jeder Beschäftigung von seinen großen Zielen erfüllt war, gab Voltaire auch in der Pucelle, also selbst in einem Manuskript, das nur für eine intime kleine Gesellschaft bestimmt war, seinen Tendenzen ebenso kräftigen Ausdruck, als ob er zu ganz Europa hätte sprechen wollen. Auch hier war er der grosse Kämpfer; er verhöhnte den Glauben an die göttliche Sendung Johanna's, also den Wunderglauben überhaupt, und er degradierte zugleich das Königtum von Gottes Gnaden — er, den man fälschlich für einen eingefleischten Monarchisten hält, während er die Monarchie nur für große Staaten und nur dann für wohltätig hält, »wenn ein Marc Aurel Monarch ist.«

Schiller konnte ja seine Jungfrau von Orleans so ideal auffassen, als ihm gut dünkte, und es steckt gewiss etwas Schönes in seinem Bestreben, der idealisierenden Tendenz des menschlichen Gemüts einen Stoff darzubieten. Aber er hätte nicht nötig gehabt, eine Art Schutz- und Trutzgedicht als Kommentar zu seiner Dichtung zu verfassen und darin eine andre Auffassung zu degradieren, die überdies jedenfalls viel nützlicher wirkt, als die seine; und die vom rein künstlerischen Standpunkt aus ebenso berechtigt ist, da sie, mit Geist, Witz und Phantasie dargeboten, in ihrer Art ebenfalls ästhetisch wirkt, wie andererseits Schillers Art durch Schwärmerei und Gefühl. Zudem ist es von niemandem je bewiesen worden und kann es nie werden, daß die eine ästhetische Art der Wirkung berechtigter oder höher stehend sei als die andere, obwohl, wie ich sehr gut weiß, es vielen ganz selbstverständlich erscheint, in ästhetischer Beziehung Gefühl weit über Geist oder Phantasie zu stellen.*)

---

*) Es mag nebenbei bemerkt werden, daß nach aller Erfahrung der Weltliteraturgeschichte die Werke der zweiten Art, also z. B. Lustspiele, viel seltener zu großer Wirkung gelangt sind, also wohl schwieriger zu machen sein dürften, als die Werke der ersten, z. B. als Trauerspiele. Die nahe Berührung mit dem furchtbaren Ernst des Lebens ist es nur, die den Schein erweckt, als ob der tragische Dichter mehr innere Größe und Talent besitzen müsse, als der geistreiche und Phantasiedichter.

Daß man heute noch die Voltaire'sche Darstellung der Schiller'schen nicht nur nebenstellen, sondern sogar vorziehen könne, möge man auch aus den Worten eines sehr feinfühligen und gescheiten Schriftstellers entnehmen, die ich zur Belehrung der Einseitigen — man erlaube mir diese Wortbildung — hier vorführen will; sie rühren von Laurent Tailhade her, der anläßlich der Seligsprechung der Jungfrau von Orleans in der Pariser Zeitschrift l'Action (vom 14. April 1904) einen längeren Artikel über dieses Thema veröffentlichte.

»Voltaire allein,« heißt es am Schlusse des Artikels, »hat gesehen, daß die Jungfrau von Dom Rémy eine Possenreißerfigur und nur unseres Spottes würdig sei.

Kurze Zeit vor der Tragödie — oh! wie lächerlich! — von Schiller, in der man Johanna in Xantrailles (oder vielleicht in Dunois) verliebt, die Waffen in der Hand und angesichts Orleans sterben sieht, schrieb er, (Voltaire) diese Pucelle, welche stets ein Meisterwerk und die Ehre des menschlichen Geistes bleiben wird.

Der Kampf zwischen dem heiligen Georg und dem heiligen Dionys — dem Glücklichen, der seinen Kopf verloren hatte — ist nicht unwürdig, den Schlachten an die Seite gestellt zu werden, die sich im Gulliver die Kleinen und die Riesen liefern. Es ist Schade, daß dieses befreiende Schriftstück nicht mehr verbreitet ist. Man sollte es vervielfältigen . . . usw.«

Zum Schluß aber noch folgende Frage: Schiller ist über Voltaire's Behandlung der Jungfrau von Orleans so überaus entrüstet, daß er wegen der Pucelle allein den ganzen Charakter Voltaire's anschwärzt; warum schweigt jedoch Schiller über die Art, wie Shakespeare dieses sein Ideal behandelt?

Das menschliche Gemüt ist viel leichter zu rühren, als zu erheitern; ich halte daher die Ansicht Plato's, ein Dichter müsse Lustspiele ebensogut machen können, wie Trauerspiele, nicht für richtig. Es hat viele bewunderte Tragiker, aber sehr wenige bewunderte Lustspieldichter gegeben, und nur einer wird in Beidem gleich bewundert — Shakespeare.

In der »Pucelle« wird das Mädchen von Dom Rémy durchaus nicht als schlecht, nicht als gemein, sondern mit einer gewissen liebenswürdigen Schelmerei behandelt, und alle die kleinen Bosheiten und alle Satyre im Gedicht Voltaire's zielen weit mehr auf andere Personen, auf Zustände oder auf Ideen, die er durch Lächerlichmachung angreifen will. Der ganze Spaß, der Johanna selbst angeht, dreht sich immer um die Frage ihrer Jungfrauschaft, und diese wird vom Anfang bis zum Ende in allen 21 Gesängen als wohlerhalten hingestellt. Im zweiten Gesang wird nämlich der plötzlich auftauchenden derben Stallmagd aus dem Wirtshause zu Dom Rémy nach »sehr gewissenhafter Untersuchung« ein »auf Pergament« geschriebenes Patent ausgefolgt, in welchem ihr die Jungfrauschaft »bescheinigt« wird, und der Schluß, nämlich die letzte Zeile des 21. Gesanges, kündigt das — nach so vielen schlimmen Gelegenheiten des Lagerlebens — abermals an, denn sie lautet, wie triumphierend: »Engländer, sie ist eine Jungfrau!«

Wer nun über diesen Scherz nicht lachen kann oder wer sich gar darüber, in Tugendnebel eingehüllt, entrüstet, der verdient nicht, in seinem ganzen Leben überhaupt über etwas lachen zu können. Die arme Johanna verliert hier gar nichts an ihrer historischen Reputation, und mit welcher Wärme, mit welchem Mitleid Voltaire sich des Mädchens an ernstem Orte annimmt, ersieht man mit Freude aus dem Artikel »Pucelle« in seinem philosophischen Wörterbuch. Shakespeare aber stellt in Heinrich VI. die Pucelle dar als eine Hexe, die sich mit den bösen Geistern verbindet, auch von Talbot und den Engländern als Zauberin, und durchaus nicht als eine heldenhafte, begeisterte und begeisternde Prophetin angesehen wird. Ihre Leistungen im Kriege stellt Shakespeare nicht als solche des Mutes, sondern als solche der Schlauheit und des Betruges hin. Und was endlich ihre Jungfrauschaft betrifft, ihren ganzen Charakter als Frau, als Mädchen — es ist ein Graus! aber es ist so — so ent-

puppt sie sich in dem englischen Drama zum Schlusse als ganz gewöhnliche Regimentshure. Und nach wie viel Lügen sie selbst diese Enthüllung macht!

Zuerst weist sie, als Gefangene der Engländer, ihren Vater als »elenden Bettler und abgelebten Knecht« von sich, denn sie ist »aus dem Königsgeschlecht entsprossen, heilig und tugendsam«; »wißt«, spricht sie dann die Engländer an, »daß Jeanne d'Arc seit ihrer zarten Kindheit Jungfrau blieb, selbst in Gedanken keusch und unbefleckt.« Als sie aber den Tod vor sich sieht, sagt sie, um sich zu retten, sofort: »Ich bin schwanger.« York darauf: »Verhüt es Gott! Die heilige Jungfrau schwanger?« Und nun gibt Johanna ihre Liebhaber der Reihe nach bekannt. Alencon war's, nicht Karl, der meine Lieb' genoß,« dann aber: »Nicht doch, Renier war's, der mich gewonnen«; worauf York: »Ei, das ist mir ein Mädchen, das nicht weiß, so viele waren's, wen sie soll verklagen,« und Warwick sagt: »Ein Zeichen, daß sie allen willig war«; zum Schluß York: »Und doch wahrhaftig eine reine Jungfrau!«

Kaum eine einzige Figur in den Shakespeare'schen Dramen macht einen so widerwärtigen Eindruck wie jenes Mädchen von Orleans; warum also wendete Schiller sich nur gegen Voltaire und gar nicht gegen Shakespeare? Wenn Schiller's Reflexionen über Voltaire's Charakter in jenem Gedichte »Das Mädchen von Orleans« richtig wären, so liebt es also Shakespeare, und sogar noch mehr als der Verfasser der »Pucelle«, dem Herzen »seine Schätze zu rauben,« »das Strahlende zu schwärzen« und »das Erhabene in den Staub zu ziehen.«

Ist's denn wirklich so? Hat Schiller das von Shakespeare auch geglaubt?

* *
*

Von unseren Klassikern war es wohl nur Wieland, der in der Oeffentlichkeit, und nicht etwa nur in Privatgesprächen, Voltaire als Kulturgrösse richtig einschätzte, und ihn nicht bloss vom ästhetischen Schulmeisterstandpunkte aus beurteilte.

Im 19. Jahrhundert, namentlich in der ersten Hälfte desselben, war in Deutschland nur selten von Voltaire die Rede, und wenn es geschah, war es zumeist nur Hass und Beschimpfung.

Moralisten von der borniertesten Observanz, fanatische Christen oder Rationalisten, und wie immer in solchen Fällen, als Schweif der letztgenannten beiden Kategorien: die Romantiker und die idealistischen, bissigen Ästhetiker konnten Voltaire nicht klein und nicht schlecht genug machen.

Jedenfalls einer der schlimmsten dieser Gegner Voltaire's ist aber ein Engländer, Carlyle nämlich, über den ich noch eingehender sprechen werde, und der in seinem Essay »Voltaire«, der im Jahre 1829 erschienen war, Lob und Tadel, Verdächtigung und Beschimpfung, Nörgelei und Verdrehung zum Zwecke der Degradation Voltaire's in so geschickter Weise in Anwendung brachte, daß man beinahe vermuten könnte, der Aufsatz sei von einem Jesuiten geschrieben. Mit seinem Pathos, mit seinen religiös, namentlich christlich, gefärbten Exklamationen, weiß er seine Dolchstiche so zu vergiften, daß, wenn je auf jemanden, so hier auf den so innig christlich gesinnten Carlyle, jenes Wort paßt, das ich in der Erzählung »Nach der Predigt« (in den »Phantasien eines Realisten«) bildete, nämlich das Wort: von der »Perfidie des frommen Tierchens«.

Im Jahre 1856 publizierte Jürgen Bona Mayer eine gute Studie »Voltaire und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung«.

Im Jahre 1860 erschien Hermann Hettner's »Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert«, in welchem Werk Voltaire mit Achtung und meistens mit Gerechtigkeit beurteilt wird.

Im Jahre 1872 kam dann David Strauß mit seinem Buche: »Voltaire; sechs Vorträge von Prinzessin Alice von Preußen.« Auch Strauß wird Voltaires Verdiensten, Bedeutung und selbst seinem Charakter ziemlich gerecht, wenngleich es nicht zu verkennen ist, daß sein Deutschtum und die Anwesenheit der Prinzessin ihn, wohl unbewußt, zu einer gewissen Kühle bestimmte, die sogar mitunter eine komische und zugleich irritierende Wirkung auf manchen Leser hervorbringt; nämlich dann, wenn Strauß im Tone des überlegenen, aber in gnädiger Herablassung dennoch wohlwollend urteilenden Schulmeisters lobt. Sein Tadel wirkt viel weniger irritierend als diese Art von Lob.

Strauß ist, bei allen wirklich enormen Verdiensten um Aufklärung und Bildung, doch wohl kein eigentlich feuriger Geist zu nennen,*) und man kann bei seinem Naturell gewiß keine lodernde Begeisterung für irgend jemanden erwarten; dennoch vermochte es das Nationalitätsgefühl, ihn zu einer relativ warmen Biographie Hutten's zu bringen, zu einer viel wärmeren als jene Voltaire's. Was ist aber für die europäische Kultur ein Ulrich v. Hutten — gesetzt auch, er wäre alt geworden — im Vergleich mit Voltaire!

Im Jahre 1874 brachte »der neue Plutarch« eine schöne biographische Studie: »Voltaire« von Karl Rosenkranz, die einen sehr wohltuenden Eindruck macht, wie ihn eben nur ein edler und philosophischer Geist hervorzubringen vermag.

Im Jahre 1878 erschien mein hier schon mehrfach erwähntes Buch »Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben« mit einem ziemlich umfangreichen Einleitungskapitel über Voltaire.

---

*) Sehr ungerecht und ganz deplaziert erscheint mir jedoch der Angriff Nietzsche's auf Strauß in seinen »Unzeitgemäßen Betrachtungen«; ungerecht und undankbar gegen dessen Leistungen und pietätlos gegen einen solchen lebenslang im edlen Kampfe gegen Pfaffen und Päfferei vielerlei Art eifrigen Schriftsteller, der zugleich auch als Stilist, z. B. in seinem Ulrich v. Hutten, zu den Zierden der Literatur gehört. Nietzsche ist ein originellerer Geist als Strauß, aber Strauß ein unvergleichlich segensreicherer und weniger schädlicher Schriftsteller als Nietzsche.

Eine durch Gedrängtheit und Klarheit, wie auch durch Objektivität ausgezeichnete Leistung ist das im Jahre 1885 erschienene zweibändige Werk: »Voltaire's Leben und Werke« von Richard Mahrenholtz, der schon im Jahre 1882 »Voltaire-Studien« veröffentlicht hatte.

Sehr gut zur Einführung in das Verständnis Voltaire's und namentlich der französischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ist das im Jahre 1898 erschienene Buch »Voltaire« von Dr. Käthe Schirmacher.

Außer diesen deutschen Werken wären noch die vielen in neuerer Zeit in Frankreich publizierten Schriften über Voltaire zu erwähnen, sowohl Bücher als größere Aufsätze, von denen die meisten, wie z. B. jene von Nicolardot, Nourrisson, Brunétière, Faguet usw. gegnerisch, mitunter sogar im höchsten Grade feindselig sind; Maugras, der über Voltaire und auch über sein Verhältnis zu Rousseau schrieb, gehört nicht unter seine Gegner. Ein schon älteres, höchst belehrendes und mit Gerechtigkeitssinn geschriebenes Werk ist das in den Jahren 1867 bis 1876 erschienene »Voltaire et la société française au XVIII siècle« von Desnoiresterres.

Es ist ganz und gar überflüssig, hier über alle einzelnen Leistungen und praktischen Tätigkeiten Voltaire's zu sprechen; wenn man sie noch nicht kennt, so kann man sich aus den oben angeführten Werken, namentlich jenen von Strauß und Mahrenholtz, leicht die notwendige Belehrung verschaffen. In diesem Aufsatze handelt es sich mir vielmehr hauptsächlich darum, die Persönlichkeit Voltaire's von dem so massenhaft angeworfenen Kot zu befreien. Das erscheint mir aber nicht nur darum notwendig, weil es eine Forderung der Gerechtigkeit ist, sondern auch deswegen, weil die wegwerfende oder verkleinernde Beurteilung eines solchen Kämpfers auf die Wertschätzung seiner Tendenzen zurückwirft, und es für das Glück der Menschen sehr wichtig ist, eben diese Tendenzen vor jeder Geringschätzung zu bewahren.

Vorerst stellen wir eine ganz kurze Charakteristik Voltaire's aus bloßen Zitaten von Schriftstellern zusammen, von denen die meisten für ihn durchaus nicht allzu begeistert, einige seine ausgesprochenen Gegner sind: und zwar voran die relativ günstigsten Aussprüche über Voltaire's Wirksamkeit und Charakter im Allgemeinen:

Carlyle, ein schon zufolge des Unterschieds der innersten Naturanlage prinzipieller Gegner, sagt*):

„Wenn man Voltaire und seine Tätigkeit aus dem 18. Jahrhundert hinwegnehmen wollte, so würde dies einen größeren Unterschied in der vorhandenen Gestalt der Dinge hervorbringen, als die Abwesenheit irgend eines anderen Individuums bis auf den heutigen Tag hätte hervorbringen können. Ja, mit der einzigen Ausnahme Luther's hat vielleicht in diesen letzten Jahrhunderten kein Mensch von bloß intellektueller Tätigkeit gelebt, dessen Einfluß und Ruf so durch und durch europäisch geworden wäre, wie dies mit Voltaire der Fall gewesen ist."

Grillparzer (Aus Paris 1836, Besuch in der Bibliothek):

„Gleich beim Eingang Voltaire's Bildsäule von Erz, dieses Napoleon's der geistigen Welt, oder Robespierre's vielmehr, dieser Guillotine verjährter Ansprüche und Überlieferungen. Man hat ihn mit Recht in einen Imperatorensessel gesetzt, denn er hat die Welt beherrscht und gemacht, der einflußreichste Mensch aller Zeiten. Er ist jetzt in Frankreich vergessen, man kauft seine Werke um zehn Sous den Band, aber er war der Pflug, der die Erde aufriß, in die die Zeit ihren Samen legte."

Wieland — als Literat, namentlich Shakespeare's wegen, ein Gegner Voltaire's:

Nie hat ein Mensch in der Welt so wohltätig gewirkt, ohne ihr zugleich Böses zuzufügen.**)

Goethe: „Voltaire wird immer betrachtet werden als

*) In seinem Essay „Voltaire".
**) Nach dem Gedächtnis zitiert.

der größte Mann der Literatur der neueren Zeit und vielleicht aller Jahrhunderte; wie die erstaunenswerteste Schöpfung der Natur .... Eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit*) .... Byron wußte zu gut, wo etwas zu holen war, und er war zu gescheit, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen. **)

Emil Faguet***): »Für eine Menge von Fragen, die als Detailfragen erscheinen, die aber von größter Wichtigkeit sind in der Administration eines Volkes, gab er ausgezeichnete Ratschläge. Er plaidierte für die Hygiene . . . gegen die Protestantenverfolgungen, gegen die Strenge der Zauberei gegenüber . . . er verfolgte Punkt für Punkt eine ganze Reform der Magistratur und der Kriminaljustiz; bekämpfte die Käuflichkeit der Beamtenstellen — griff die Tortur an . . . plaidierte für Milderung in der Behandlung der Deserteure . . . eiferte gegen die Todesstrafe (Beccaria war sein Schüler.) —

Nochmals Carlyle: †)

»Gleichzeitig werden, wie uns scheint, selbst Voltaire's bitterste Feinde nicht leugnen, daß er einen angeborenen feinfühlenden Sinn für Rechtlichkeit, sowie überhaupt für jede Tugend besaß. Seine rasche Empfänglichkeit für jede Form der Schönheit ist nicht bloß intellektuell, sondern auch moralisch.«

»Sein praktisches Leben lehrt uns dies durch viele unzweifelhafte und ihm zur hohen Ehre gereichende Beweise. Den Hilfsbedürftigen war er stets ein bereitwilliger Wohltäter, und zahlreich waren die hungrigen Abenteurer, welche seine Freigebigkeit benützten und dann die Hand zerfleischten, die sie gefüttert hatte.«

»Wenn wir seine edelmütigen Taten, von der An-

---

*) In »Wahrheit und Dichtung«.

**) Zu Eckermann, als dieser bemerkte, Byron scheine Voltaire studiert und benützt zu haben.

***) In seinem Werke »Voltaire«.

†) In seinem Essay »Voltaire«.

gelegenheit des Abbé Desfontaine bis zu der der Witwe Calas und der Fröhner von Saint-Cloude, aufzählen, so werden wir finden, daß wenige dem Privatleben angehörige Menschen einen so umfassenden Kreis der Wohltätigkeit gehabt, und denselben so gut überwacht haben.« . . . .
»Sollte man meinen, daß Ehrgeiz einen großen Anteil an dieser Handlungsweise gehabt habe, so müssen wir bemerken, daß Voltaire nach Ruhm eben nicht erst zu geizen brauchte und daß die Liebe zu solchem Ruhme schon an und für sich die Wirkung einer geselligen, menschenfreundlichen Gesinnung ist, und wünschen, als einen unermeßlichen Fortschritt, daß alle Menschen davon beseelt wären.«

Voltaire machte inbezug auf menschliche Schlechtigkeit manche betrübende Erfahrung, aber trotzdem behielt er immer noch Mitgefühl für menschliche Leiden und fand sein Vergnügen darin, sie zu lindern, selbst wenn er sich dadurch nur einen ehrenvollen Luxusgenuß bereitete. . . . .

»Seine freundschaftlichen Verhältnisse scheinen auffallend beständig und dauernd — — gegen seinesgleichen scheint er, so viel wir bemerken können, nicht neidisch gewesen zu sein« . . Voltaire besaß wahre Herzensgüte, alle seine Diener und Untergebenen liebten ihn und blieben lange bei ihm.«

»Wir wissen nicht, daß er jemals in einem einzigen Falle einer vorsätzlichen Verleugnung seines Glaubens überwiesen worden wäre, oder daß er bei all seinen Controversen eine einzige vorsätzliche Unwahrheit ausgesprochen hätte.« . . .

»Gleichzeitig bewahrt Voltaire immer eine gewisse unzerstörbare Humanität, eine Seele, die für den Schrei des Jammers niemals taub und für das Licht der Wahrheit, Schönheit, Güte niemals gänzlich blind ist.« —

David Fr. Strauß*):

---

*) In seinen Vorträgen über Voltaire.

»In seinen eigentlichen philosophischen Schriften . . . darf man nur hören, welchen Ton er anschlägt, wenn er von diesen Dingen spricht, um sich zu überzeugen, daß es ihm damit redlicher Ernst war. In das Scherzen und Spotten verfällt er in der Regel nur dann, wenn er es mit menschlichem Dünkel zu tun hat, der sich einbildet, diese endlosen Probleme gelöst zu haben« . . .

»Wenn es ihm auch jedesmal zunächst um den einzelnen Fall zu tun war, der seine menschliche Teilnahme erweckt hatte, so hatte er doch immer zugleich das Allgemeine, die Verbesserung der Rechtspflege überhaupt im Auge . . . . doch auch über das Gebiet der Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege hinaus, auf das der Verwaltung und Staatseinrichtung überhaupt erstreckten sich Voltaire's reformatorische Bestrebungen« . . .

»Das Verfahren gegen die Jünglinge von Abbeville*) kam Voltaire so besonders abscheulich vor, weil hier zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt wurde, was höchstens ein polizeilich zu rügendes Vergehen war.« —

»Ich begreife nicht, schrieb damals Voltaire aus Ferney an D'Alembert, der ihm die Sache zu gleichmütig aufzunehmen schien, wie denkende Wesen in einem Lande von Affen bleiben mögen, die so oft zu Tigern werden. Was mich betrifft, so schäme ich mich, auch nur an der Grenze zu wohnen. Nein, jetzt ist keine Zeit mehr, zu scherzen; Witzworte passen nicht zu Schlächtereien, wie? In Abbeville verurteilt Busiris**) im Richtergewande Kinder von sechzehn Jahren und sein Spruch wird bestätigt, und die Nation läßt es sich gefallen?« — Auf diesen tief revolutionären Gedanken möchte ich die Aufmerksamkeit des

*) Die das Cruzifix beschädigt (oder beschmutzt), vor einer Prozession den Hut nicht abgenommen und religiös anstößige Lieder gesungen hatten. Delabarre, der eine von ihnen, wurde erst gefoltert, um ihm Geständnisse abzudrängen, dann enthauptet, dann verbrannt.

**) Ein grausamer ägyptischer König, der alle Fremden am Altare des Zeus schlachtete.

Lesers ganz besonders hinlenken. — »Kaum spricht man einen Augenblick davon, und geht dann in die komische Oper. Es ist wohl eine Schande, daß ich in meinem Alter*) noch so lebhaft empfinde. Ich beweine die jungen Leute, denen man die Zunge ausreißt, während Sie, mein Freund, sich der Ihrigen bedienen, um höchst anmutige Dinge zu sagen. Sie verdauen also gut, mein lieber Philosoph, und ich verdaue nicht. Sie sind noch jung, und ich bin ein alter, kranker Mann; entschuldigen Sie meine Traurigkeit!«

Wie viele, wirklich sehr schlechte Dichtungen müßte man einem Manne nachsehen, der so fühlt? Und wie viele von den größten Dichtern der Welt besaßen eine solche Glut und einen solchen Zorn über Gewalttaten? Namentlich über Gewalttaten, die sie selbst in keiner Weise trafen und die sich zu ihrer Zeit ereigneten, also für eine »poetische Bearbeitung« noch nicht brauchbar genug waren. —

Hermann Hettner sagt:

»Er war ungemessen empfindlich und ehrgeizig, aber er war frei von jener neidischen Eifersucht, welche den Ruhm für sich ganz allein will und neben sich keine andere Größe duldet. Wenn er gegen die Crebillon, Montesquieu, Buffon, J. J. Rousseau zu Felde zieht, so ist er nicht der Angreifende, sondern der Angegriffene. Gegen Diderot und D'Alembert hegte Voltaire jederzeit die wärmste Freundschaft und Anerkennung; ja gegen jüngere Schriftsteller, selbst von abweichender Richtung, wie gegen den edlen Vauvenargues, war er von überraschender Hingebung« . . .

»Im J. 1731 (wo er 37 Jahre alt war) sehnte er sich infolge der Gehässigkeit seiner Gegner uud der Eifersüchteleien der von ihm überstrahlten Schriftsteller nach stiller Zurückgezogenheit. »Mein Gott,« schrieb er an seinen Freund Cideville, »was müßte es für ein vergnügliches Leben sein, mit drei oder vier gleichgesinnten Menschen zusammen zu

*) Von 72 Jahren.

leben, die Ansichten auszutauschen ohne gegenseitige Eifersucht, sich herzlich zu lieben, die Kunst zu pflegen und von ihr zu sprechen, sich aneinander zu bilden und aufzuklären; ich träume, ich werde noch eines Tages in einem solchen Paradies leben.«

»Kein anderer als Voltaire ist in Frankreich der Urheber und Verkünder des in der französischen Revolution so wichtig gewordenen Wahlspruchs: Liberté et Egalité . . . Im innersten Herzen grollt Voltaire den Standesunterschieden und blosse Geburtsrechte will er unter keiner Bedingung gelten lassen.«

»Man pflegt Voltaire meist der alleroberflächlichsten aristokratischen Engherzigkeit anzuklagen. (Siehe Louis Blanc in seiner Geschichte der französischen Revolution.) Diese Anklage ist unbegründet. Dies bezeugt nicht nur seine menschenfreundliche Wirksamkeit in Ferney, das bezeugen auch viele seiner Briefe und Gedichte . . . Wie fest und glühend ist sein Hass gegen alle aristokratischen Zusammenkettungen . . . Wie bitter klagt er in einem vertrauten Briefe, daß man an die armen Leute gewöhnlich nur denke, wenn sie und ihre Herden von Seuchen heimgesucht werden . . .«

»Es blieb trotz allem wahr, was Condorcet (in seiner Lebensbeschreibung Voltaire's) sagt, daß Voltaire auch in seinen geheimsten Briefen und Mitteilungen an die Fürsten, (Friedrich, Katharina, Gustav III., Christian VII.) nie seine politische Überzeugung und Bestrebungen verleugnete.« —

Richard Mahrenholtz:*) »Man hat den Dichter Voltaire nur als Aggegrat des tendenzphilosophischen und satyrischen Kritikers gelten lassen. Und doch beweisen mehr als eine vertrauliche und darum aufrichtige Äußerung, wie sehr Voltaire durch unmittelbaren Antrieb zum Dichten hingezogen wurde; wie es ihm immer Selbstzweck, nicht bloß Mittel seiner politischen und religiösen Tendenz war.«

---

*) In den »Voltaire-Studien« dieses Literaturhistorikers.

»Voltaire soll ausschließlich Verstandesmensch gewesen sein, ohne Herz und Gemüt, . . . und daß er das Gute, wo er es getan, nur aus Verstandesreflexion getan hätte. Eine Beurteilung, für die man sich auf Äußerungen Schiller's und Goethe's berufen könnte, die aber durch Voltaire's vertrauliche Korrespondenz hinreichend widerlegt wird.« —

Karl Rosenkranz: *)

»Was Voltaire auch leichtfertig oder in leidenschaftlichem Zorn gesündigt haben mag, der Genius der Menschheit muß es ihm vergeben, wenn man den Greis mit solcher Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit sich des unterdrückten Rechtes der Unschuld annehmen sieht. Ferney wurde die Zuflucht der Bedrängten; hier fanden sie Herberge, Rat, Unterstützung, hier erblickte man das Tribunal der Menschheit.“ —

Nunmehr einige Tatsachen: **)

Schon Voltaire's Lehrer hatte bemerkt, daß der Knabe ein ungemein lebhaftes Mitgefühl besaß und jeder Art von Leid und Unglück gegenüber den dringenden Wunsch zu helfen zeigte.

»Mehrere Male in seinem Leben mußte Voltaire um seiner Schriften willen die Flucht ergreifen.«

»Obwohl ein Bewunderer oder wenigstens Vertrauensmann Friedrichs des Großen, war er doch so wenig Schmeichler oder Höfling, daß er, in seiner innersten Seele von den Kriegstaten Friedrichs wenig erbaut, zugleich mit seinen Glückwünschen seine humanen Gefühle nicht unterdrückte, und stets die Bitte an ihn richtete, Frieden zu machen und die Menschenschlächterei einzustellen.«

»In der Übernahme der Verteidigung des Calas war das Erstaunliche und Große das in den Annalen Frankreichs (und anderer Länder) noch nicht dagewesene, daß ein

---

*) Im Essay »Voltaire« Neuer Plutarch (Bd. I).

**) Zumeist nach Schirmacher's »Voltaire« zitiert.

Schriftsteller, eine Privatperson den Rechtsstreit ihm ganz fremder Leute gegen ein ganzes Heer gewappneter Traditionen, gegen einen obersten französischen Gerichtshof aufnahm« . . . . . »Keiner von den anderen Männern, wie Rousseau, Diderot, d'Alembert usw. hat gleich Voltaire . . . die Rehabilitierung unschuldig verurteilter Personen oder die Verteidigung barbarisch bestrafter Freidenker unternommen.*) Das darf besonders bei dem Protestanten Jean Jacques Rousseau Wunder nehmen. Um so mehr, als bereits 1761 Rousseau von Montauban aus darum angegangen worden, sich des verfolgten protestantischen Pastors Rochette anzunehmen, der 1762 in Toulouse hingerichtet wurde. Rousseau blieb gegen diese Bitten taub. Und im Jahre 1764, als die Untersuchungen zur Rehabilitierung des Calas bereits in vollem Gange waren, erklärte er, sein Äußerstes für die verfolgten Protestanten getan zu haben, indem er einen Brief an Christophe de Beaumont, den Erzbischof von Paris, geschrieben. Voltaire hatte eine andere Auffassung von dem, was ein Aufklärer von sich und was die Welt von ihren Aufklärern verlangen dürfte.«

»Inmitten einer grenzenlos frivolen Zeit verstand er, treue Neigung des Herzens zu bewahren. Zu dieser Treue gegen Menschen gesellte sich die gleiche Treue gegen Ideen! Der Greis wiederholt noch das nämliche Credo der Aufklärung, welches einst das Kind vom Paten Chateauneuf gelernt.« —

Und das Unglaublichste an Konsequenz und Charakterstärke, in der Treue gegen seine Überzeugungen bewies er auf seinem Sterbebette, am 30. Mai 1778; als Abbé Mignot mit dem Pfarrer von St. Sulpice erschien, dieser den mit dem Tode ringenden vierundachtzigjährigen Mann zu quälen begann und dem sterbenden Voltaire die Frage in die

---

*) Über welchen Punkt schon oben bezüglich Diderot und d'Alembert einiges mitgeteilt wurde.

Ohren schrie, ob er die Göttlichkeit Jesu anerkenne! Unwillig wendete sich der Sterbende von diesem Anfange eines theologischen Examens ab, stieß mit seiner Rechten an das Käppchen des Pfarrers, schob ihn zur Seite und rief, während er sich auf die andere Seite herumwarf: »Mein Gott! Sprecht mir doch nicht von diesem Menschen und laßt mich ruhig sterben!«*) Den Tag darauf starb er, sanft und ruhig, wie er es wünschte; im dunkeln Alkoven, von Allen (auch von seiner Nichte) verlassen, nur sein Kammerdiener saß vor seinem Bette. »Adieu, mon cher Morand, je me moeurs,« sagte er zu Morand, drückte ihm die Hand und verschied.

* *
*

»Was für ein außerordentlicher, herrlicher, gütiger Mensch muß das gewesen sein,« wird gewiß jeder denken, der die eben angeführten Urteile über Voltaire gelesen; wobei ich noch hervorhebe, daß ich die Urteile der für ihn durchaus begeisterten Männer gar nicht mitgeteilt hatte.

Erfährt man nun zum ersten Male, welche Ansichten über Voltaire aber faktisch die allgemein geltenden sind, so muß man sich wohl sagen: Wenn ein solcher Mann getadelt, beschimpft, mißachtet wird, so könnte es gerechterweise doch nur dann geschehen, wenn irgend welche schreckliche Schandtaten in dem Leben dieses Mannes, vielleicht irgend welche furchtbare Geheimnisse, die man erst durch genauere biographische Forschungen entdeckt hatte, vorhanden wären, Fehler oder gar Verbrechen, die man neben allen Vorzügen und Tugenden nicht ignorieren könne?

Was mag nun dieser Voltaire wohl angestellt haben? Welche dunkle Punkte finden sich in seiner Lebensführung?

---

*) Aus den verschiedenen Berichten über Voltaire's Ende als die wahrscheinlich richtige Darstellung entnommen.

Gewiß, es gibt unter den vielen bedeutenden Männern der Menschheitsgeschichte derer genug, bei deren Beurteilung Lob und Tadel oder sogar Lob und Verwünschung gleichzeitig auftreten müssen, weil sich eben ihr Gutes und ihr Böses gänzlich oder nahezu das Gleichgewicht halten.

Wie steht es damit bei Voltaire?

Wir wollen, damit man das erfahre, in objektiver Weise die wichtigsten vorgebrachten Vorwürfe gerade so wie oben die Lobesworte, in Folgendem vorführen, sie aber auch einer gründlichen Beurteilung unterwerfen. —

Wenn man die gegnerischen Bemerkungen in den betreffenden Werken studiert, so zeigt es sich, daß sie alle in folgender Weise charakterisiert werden können:

Man tadelt aus prinzipieller Gegnerschaft.

Man tadelt aus Vorurteil.

Man tadelt aus speziellem Mißverständnis.

Man verdächtigt oder verleumdet überhaupt sehr gerne.

Man degradiert Leistungen oder Handlungen durch Vergleichung mit Leistungen oder Handlungen Anderer, wobei man aber alles das verschweigt, worin wiederum diese Anderen keinen Vergleich mit Voltaire aushalten.

Man sucht, ihn herabzusetzen, indem man Andere unberechtigt oder willkürlicher Weise emporhebt; oder, indem man dieselben Taten oder Eigenschaften, die man an Voltaire tadelt, bei ihnen beschönigt, oder in besonders schonender Weise und in milden Worten erwähnt, oder auch in erkünstelter Weise und ungerechtfertigter Art rechtfertigt, oder indem man solche Fehler, wie auch sonstige Fehler überhaupt, gänzlich verschweigt.

Auch variiert der Ton in den gegen Voltaire erhobenen Vorwürfen in mannigfaltiger Weise; bald herrscht ein trockener Ton, bald der pathetische und entrüstete, bald der scheinbar ruhige aber desto mehr verkniffene Ton. —

»Nach unserer Ansicht«, meint Carlyle in dem früher zitierten Essay, »ist, wir gestehen es, bei Betrachtung von Voltaire's Leben, die Haupteigenschaft, welche sich darin zeigt, jene, für welche »Gewandtheit« der passendste Name zu sein scheint.«

Nun ist es ja gar nicht zweifelhaft, daß, zum Segen für Voltaire's Person wie für seine großen allgemeinen Bestrebungen, seine Gewandtheit eine ganz außerordentliche war; war das aber wirklich seine »Haupteigenschaft«? Wie viele Männer, die man aber neben Voltaire gar nicht nennen darf, bewiesen nicht ebenfalls eine enorme Gewandtheit! Während der Renaissance wimmelte Italien von solchen Männern, und im Frankreich des 18. Jahrhunderts beinahe in gleichem Grade, wir wollen nur: Beaumarchais, ja wir könnten auch Cagliostro und ähnliche Individuen nennen, die es an Gewandtheit mit Voltaire ganz gut aufnehmen konnten. Und da man in der Tat bei Nennung dieser Eigenschaften an solche Männer denkt, so ist die Absicht Carlyle's, Voltaire zu degradieren, ganz offenbar. Voltaire als Haupteigenschaft nur Gewandtheit zuschreiben, ist dasselbe, wie von Napoleon sagen: Seine Haupteigenschaft war ein starkes Gedächtnis, oder sein robuster Körper!

Auch soll Voltaire, nach Carlyle, nur »viele untergeordnete Tugenden« gezeigt haben; zufolge welcher Bezeichnung man also: Unerschütterliche Güte im Privatleben, und allgemeine humane Bestrebungen, die erst mit dem letzten Atemzuge aufhörten, »untergeordnete« Tugenden nennen müßte! Welche höhere Tugenden, muß man da wohl fragen, zeigten denn jene anderen großen Männer, die die Menschheit und Carlyle selbst so sehr verehrt?

Auf dieser seltsamen Schätzungsart basierend, und mit dem weiteren Zugeständnis, Voltaire habe auch »eine angemessene Würdigung der höchsten Tugenden« — welche Tugenden die »höchsten« sind, darüber klärt uns Carlyle

nicht auf — »und weniger Fehler besessen, als in seiner Lage zu erwarten und vielleicht zu verzeihen gewesen wären«, nennt Carlyle Voltaire einen »sehr erfahrenen und hochgeachteten Geschäftsmann«(!) auf welche generelle Bezeichnung — die übrigens auch der Reaktionär Faguet auf Voltaire anwendet — wohl nicht so bald Jemand verfallen dürfte, der nur im Geringsten Achtung vor aktivster Menschenfreundlichkeit überhaupt besitzt, geschweige Jener, der Voltaire's ganzes Leben unvoreingenommen betrachtet.

Aus den bisherigen Wendungen Carlyle's ist wohl schon zur Genüge zu erkennen, welche hämische Gehässigkeit in seiner Auffassung und in seinen Ausdrücken versteckt liegt. Obwohl nun im Grunde nicht gar viel daran liegt, wenn er in seiner gewohnten weibisch-spitzen Weise an Voltaire Medisance übt, wie er sie an so vielen edlen Männern — sogar auch an Diderot in noch empörenderer Weise — übte, so führte ich dennoch diese Stellen an, damit der noch nicht genug erfahrene Leser sehe, wohin religiöse Erziehung oder Anlage einen sonst bedeutenden Geist führen kann.

Ich gebe aus demselben Grunde noch ein anderes analoges Detail, das wohl auch nur von geringer sachlicher, aber von großer symptomatischer Bedeutung ist. In seinem Buche »Über Helden und Heldenverehrung« nennt Carlyle gelegentlich der Erwähnung der Ovationen, die Voltaire im Jahre 1778 in Paris dargebracht wurden, diesen den: »Eingeschrumpften Oberpriester des Encyclopädismus.«

So wegwerfend, mit verächtlicher Hervorhebung des alten und kranken Körpers eines Großmeisters der Kultur und Literatur zu sprechen, ist eine Art, die man sonst nur in bissigen Aufsätzen polemisierender Zeitschriften von der unvornehmsten Gattung anzutreffen gewohnt ist. Selbst der heftigste Gegner des Papsttums wird es für unwürdig und unpassend finden, z. B. den jüngst verstorbenen Papst

Leo XIII. den »eingeschrumpften Oberpriester des Katholizismus« zu nennen, obwohl Leo ebenso oder noch mehr »eingeschrumpft« und noch älter war als Voltaire.

Man sieht also hier, in diesem an sich unbedeutenden Detail wiederum, wie die Religiösen, die immer von den erhabensten Transzendenzen und von den unaussprechlichen Tiefen des Gemüts schwärmen, nicht einmal den ersten Grundsätzen der Gerechtigkeit entsprechen, indem sie gerade das, was sie für roh oder frivol an Anderen verdammen, Anderen gegenüber selbst betätigen.

Nun aber wollen wir von dem allgemeinsten Tadelsworte sprechen, das von Carlyle gegen Voltaire angewendet wurde:

»Voltaire war ein geborner Spötter. Der Spott ist die kleinste von allen Fähigkeiten, welche andere Menschen sich Mühe geben,*) mit einem gewissen Grade von Achtung zu vergelten. — Der Spott ist seiner Natur nach egoistisch . . . . . für ihn (Voltaire) ist in allen Dingen die erste Frage nicht: Was ist wahr? Sondern: Was ist falsch? . . . . Er ist bloß ein großer Persifleur . . . . . kein Dichter und Philosoph, sondern ein volkstümlicher unterhaltender Sänger und Redner . . . . . ein leichtfertiger, sorgloser, artiger Weltmann. . . . .«**)

Nach allem, was der Leser bisher über Voltaire erfahren, ist wohl jede Kritik dieser Carlyle'schen Ansichten ganz und gar überflüssig, man kann sie überdies mit allem Grunde gewiß sehr merkwürdig nennen. —

Wir finden aber einen allmählichen Übergang von diesen Ansichten zu jener von David Strauß, der Voltaire als Menschen jedes Gemüt abspricht; eine Ansicht, über die

---

*) Diese Übersetzung rührt von Kramer her und der ganze Essay »Voltaire« ist in der fünfbändigen Übersetzung von Carlyle's Essays erhalten.

**) Die Unterstreichungen rühren von mir her.

man bei Kenntnis seiner Handlungen und Briefe ebenfalls nicht wenig erstaunen muß. Sie steht ja auch mit jenen Aussprüchen Carlyle's in Widerspruch, die wir zu Anfang dieses Abschnittes zitiert hatten.

Hettner nennt, ähnlich wie Carlyle, den Ton in Voltaire's Schriften, besonders den Streitschriften, „leichtfertig"; offenbar nur darum, weil in ihnen ein enorm beweglicher, schlagfertiger, ganz und gar nicht schwerfälliger, langweiliger oder mürrischer Geist hervorleuchtet. Diese unrichtige Auffassung in solchen Fällen findet man übrigens ziemlich oft; sie ist zumeist eine unbewußte, instinktartige Finte, um eigene Schwerfälligkeit in der Darstellung als notwendige Bedingung für Gründlichkeit hinzustellen und so den Mangel als Tugend zu deklarieren.

Auch soll, nach Hettner, Voltaire, der doch der beste Mensch von der Welt, und voll der besten Absichten war, wie auch voll des grössten Fleißes und des heftigsten Dranges, Bildung zu verbreiten — eine „mephistophelische" Natur besessen haben!

Und ferner soll — wiederum nach Carlyle — Voltaire's herrschender Beweggrund nur ein „gemeiner Ehrgeiz" und der „Wunsch, über andere Menschen zu herrschen" gewesen sein. Welche Beschuldigung geradezu unverständlich ist und ebenfalls mit den oben angeführten Lobesworten Carlyle's in Widerspruch steht; aber von mir miterwähnt wird, um zu zeigen, zu welchem Widersinn prinzipielle Gegnerschaft ein lebhaftes Temperament ohne Gerechtigkeitssinn führen kann.

Aber es soll nicht unausgesprochen bleiben, was ich mir hierbei außerdem noch denke: Die Beschuldigung eines „gemeinen Ehrgeizes" als herrschender Beweggrund bei einem Voltaire, erscheint mir schlimmer als unrichtig oder unsinnig, nämlich: als ruchlos. Und als beinahe nicht besser erscheint mir die Unterstellung Hettner's, der da sagt: „Voltaire ist ein gewaltiger Agitator, welcher in die großen Bewe-

gungen der Geschichte eingreift, weil es ihm Ruhm bringt und weil der gereizte Ingrimm seiner Seele ihn dazu zwingt.«

Das heißt doch, jemandem mit aller Gewalt schlecht machen und seine edelsten Bestrebungen unlauteren Motiven zuschreiben! Man erinnere sich an die unbestrittene, oben erzählte Tatsache, wie der beinahe sterbende Voltaire sich bei der Nachricht von der Begnadigung Lally's benahm.

Nur aus Ruhmsucht hat sich Voltaire so vielen Gefahren ausgesetzt, so oft flüchten müssen oder sich in seiner Ruhe stören lassen? Gar nicht aus Menschenliebe? Hat der erste Pessimist Europa's gar keine philanthropischen Gefühle besessen?

Und was will denn Hettner mit dem »gereizten Ingrimm« in Voltaire's Seele Schlechtes beweisen? Ingrimm, Zorn bei Anblick von Unrecht oder Gewalttat, die an anderen verübt werden, beweist doch eben das Vorhandensein jener edlen, menschenfreundlichen Triebe, ohne die ein Reformer oder Revolutionär (im guten Sinne) gar nicht denkbar ist! —

Die Antipathie Carlyle's, des mürrischen Puritaners aber, dem die sonnige Heiterkeit und das von jeder Mystik freie Wesen Voltaire's in tiefster Seele zuwider sind, geht so weit, zu behaupten: „Das höhere Lob, ein rechtes oder edles Ziel gehabt zu haben, . . . kann ihm aus sehr plausiblen Gründen ganz und gar verweigert werden.“ Da hiernach Carlyle das unausgesetzte Bestreben nach Verbesserungen der menschlichen Zustände in materieller und geistiger Beziehung noch immer nicht als ein „rechtes oder edles“ Ziel gelten lassen will, so müßte man erst bei ihm erforschen, was er denn eigentlich als „recht und edel“ ansieht. Wir andern alle nennen dieses Bestreben Voltaires recht und edel, und sind jedem dankbar, bei dem wir ein solches zu entdecken vermögen.

Aber man kann für höchst wahrscheinlich annehmen, daß Carlyle's „rechtes Ziel“ irgend eine transcendente

Schaumschlägerei zur Voraussetzug hat, und das entnehme ich folgenden Stellen in seinem Essay:

»Die göttliche Idee, das was auf dem untersten Grunde des Scheines liegt, war niemals einem Menschen unsichtbarer . . . . Er liest die Geschichte nicht mit den Augen eines frommen Sehers . . . . Er singt kein Miserere über das menschliche Leben . . . . Er hängt sich nicht auf und ersäuft sich nicht, denn er weiß recht wohl, daß der Tod ihn von selbst sehr bald dieser Mühe überheben wird . . . Das Leiden trägt allerdings für ihn kein kostbares Juwel im Haupte, sondern ist im Gegenteil ein ununterbrochenes Ärgernis . . . . wenn er daraus nicht Demut und die erhabene Lehre der Resignation lernt usw.

Hiernach sieht man, was Carlyle als rechtes und edles Ziel vorschwebt; er, Carlyle, sieht, was auf dem untersten Grunde des Scheines liegt , dieser Glücklichste aller Sterblichen! Warum teilt er doch das auf dem untersten Grunde des Scheins Erschaute der Welt nicht mit? Es wäre doch gar so interessant, es kennen zu lernen! Und es erscheint ihm das sogar als eine so leichte Sache, daß er diese Gabe auch von manchem anderen fordern zu können glaubt, wenigstens ist man, ohne die ›göttliche Idee‹ gesehen zu haben, bei ihm unmöglich ein großer Mann. Wie Carlyle es ja ausdrücklich sagt: ›Er ist kein großer Mann, sondern bloß ein großer Persifleur . . . .‹

Was das Miserere — Singen über das menschliche Leben betrifft, so muß man Carlyle direkt widersprechen; denn Voltaire hörte in Schriften und Briefen gar nicht auf, es zu »singen« ; man hat oben Proben davon gesehen — in dem angeführten Gedicht auf die Bartholomäusnacht sieht man ja, wie sehr der ›Menschheit‹ ganzer Jammer Voltaire anfaßte, als er es niederschrieb, und ebenso in dem Artikel »Frivolité in seinem philosophischen Wörterbuch — und sein Miserere-Gesang nach dem Erdbeben von Lissabon hat bekanntlich kein geringes Aufsehen gemacht, seinem Pessi-

mismus trat ja damals Rousseau mit seinem Optimismus entgegen. Aber darin hat Carlyle recht: Voltaire hat sich weder erhängt noch ersäuft; soviel wir wissen, haben das aber auch alle anderen Miserere-Sänger ebenso wenig getan, und auch Carlyle selbst nicht.

Das Juwel im Haupte des Leidens« zu sehen, ist eine Geschmacksache; wir hören es mit Interesse an, wenn Meister Eckhart sich »nach Bitternissen sehnt und nehmen es hin, wenn auch moderne, mehr oder weniger mystisch angelegte oder so kokettierende Menschen solche Juwelen in den Leiden finden; es ist das ja immerhin eine ästhetisch simulierende Art von Psychopathie. Gewiß ist es aber, daß von allen Denen, die Carlyle in seinem Buche Über Helden und Heldenverehrung als große Männer bewundert, kaum ein einziger sich damit beschäftigte, Juwelen in den menschlichen Leiden zu suchen, oder sich darauf etwas zugute getan hätte, sie darin zu sehen (etwa durch ein »übersinnliches Gefühl«); sondern sie trachteten danach, ohne sich um irgend welche Juwelen zu bekümmern, diese Leiden nach Möglichkeit zu vermindern, wie es eben Voltaire tat, oder irgend etwas überhaupt zu tun; wobei diese Armen gar nicht an das Miserere-Singen dachten, oder wenigstens während ihrer Taten zu singen ganz und gar vergessen hatten! wie z. B. Cromwell oder Napoleon.

Wenn man sich die von Carlyle in Helden und Heldenverehrung« als Helden, d. i. als große Männer, hingestellten Persönlichkeiten ansieht, nämlich: Odin, Mohammed, Dante, Shakespeare, Luther, Knox, Johnson, Rousseau, Burns, Cromwell und Napoleon, — so wird man mir wohl recht geben: Die meisten von ihnen haben Juwelen im Leiden weder gesucht noch gefunden, und vielleicht nur Einer hat das von Carlyle gewünschte Miserere darüber gesungen. —

Ich möchte auf den Vorwurf Carlyle's und Anderer: Voltaire sei nur ein Spötter gewesen, zurückkommen. Er befindet sich mit seinem Spotten zwar in der Gesellschaft

jedenfalls bedeutender Geister, die Jeder als solche anerkennt, wie Aristophanes, Lucian, Rabelais und Swift, aber es muß doch auch auf das Wort von Rosenkranz *) hingewiesen werden, der mit Recht von der Gedankenlosigkeit spricht, Voltaire als einen Spötter zu schildern, der alles, auch das Heiligste, mit seinem Sarkasmus persifliere.

Man überträgt , meint Rosenkranz, eine Seite Voltaires, die er im Kampf mit dem Aberglauben und mit der Intoleranz entwickelte, auf den ganzen Schriftsteller. Man vergißt zwei Drittel seiner Arbeiten, die nicht den geringsten satyrischen Beigeschmack haben. Zu diesen gehören besonders außer seinen historischen Schriften seine dramatischen. Man kann aber noch hinzufügen: Seine philosophischen und naturwissenschaftlichen; denn ich möchte wissen, was z. B. Voltaire's Elemente der Philosophie Newtons mit seiner Spottlust zu tun haben. —

Alles, was wir über die Wahrheitsliebe Voltaire's wissen, und von der auch oben manches mit Carlyle's eigenen Worten, den Tatsachen gemäß, berichtet wurde, reicht noch immer nicht hin und verhindert nicht, ihm eins am Zeuge zu flicken und mit der bohrenden Bosheit eines Inquisitors und in salbungsvollem Predigertone Klagen auszustoßen. »Seine Liebe zur Wahrheit, sagt Carlyle, ist nicht jene tiefe, unendliche Liebe, welche einem Philosophen geziemt... und wir haben kein Beispiel, daß er für eine vollständig entthronte und verbannte Wahrheit gekämpft habe.

Man sieht, daß auch hier das Sieghafte in Voltaire's Natur, sein Mangel an tragischen Situationsgefühlen, die Abwesenheit alles Winselnden und — man verzeihe den derben, aber bezeichnenden Ausdruck — alles Raunzenden, die Antipathie Carlyle's erregt. Wir haben da die Dissonanz zweier grundverschiedener Naturen vor uns, und keinem halbwegs Urteilsfähigen wird diese Antipathie Carlyle's als

*) In seinem oben genannten Voltaire-Aufsatz.

Beweis gelten, daß Voltaire darum Vorwürfe verdient, weil er für keine »entthronte Wahrheit« gekämpft hat. Denn was hätte der Vielverlästerte, arme, große Streiter eigentlich tun müssen, um es Carlyle recht zu tun? Hätte er sich mit ausgesprochener Absicht, oder Anderen zum Trotz oder sich selbst zum Trotz, solcher entthronter Wahrheiten annehmen sollen, auch wenn er sie für keine Wahrheiten hielt, bloß darum, um ein bißchen Märtyrer zu spielen?

»Voltaire liebte hauptsächlich die Wahrheiten triumphierender Art,« wirft ihm Carlyle vor. Nicht also! Sondern er verfocht eben Ansichten, die er für Wahrheiten hielt und denen er zum Triumphe verhelfen wollte, und auch wirklich verhalf; daß diese Wahrheiten Carlyle nicht sympathisch sind, ist eine ganz andere Sache. Aber noch mehr: Man könnte nach Carlyle's Worten vielleicht glauben, es sei doch etwas Wahres in ihnen und ihr Sinn sei der, daß Voltaire, populär ausgedrückt, stets mit dem Strome der öffentlichen Meinung und aus kluger Berechnung nie gegen ihn schwamm.

Genau das Gegenteil läßt sich aber in vielen und sehr wichtigen Dingen nachweisen. Als Voltaire Newton's Lehre auf den Kontinent brachte und bei jeder Gelegenheit seine Anschauungen gegen jene des Descartes verteidigte, stand er ganz allein. Die herrschende Schulmeinung und der Chauvinismus waren seine heftigsten Gegner, und dies in dem Maße, daß der damalige Kanzler D'Aguesseau ihm nicht einmal die Erlaubnis geben wollte, seine »Elemente der Newton'schen Philosophie« zu drucken. Die Cartesi'sche Philosophie, welche von Voltaire angegriffen wurde, war also die »triumphierende« und die Newton'sche, die er ihr entgegenstellte, die »verbannte« Wahrheit.

Beinahe ebenso ging es mit Voltaire's Bestreben, Shakespeare den Franzosen anzurühmen. In der Streitschrift gegen Shakespeare, eigentlich gegen die übertriebene Shake-

spearo-Manie, die er als »Lettre de M. de Voltaire à l'Académie Française« im Jahre 1776 vorlesen ließ, erwähnt er, »mit welcher Erbitterung er verfolgt wurde, weil er gewagt hatte, »den Franzosen vorzuschlagen, ihre Einsichten durch jene einer Nation zu vermehren, von der sie bis dahin nichts als den Namen des Herzogs von Marlborough kannten ....« Man betrachtete diese Unternehmung als Hochverrat, als Impietät.

Und noch einer weiteren, durchaus nicht triumphierenden Wahrheit wollte Voltaire erst zum Triumphe verhelfen, das war die Philosophie Locke's. »Man kann es gar nicht begreifen,« berichtet Voltaire selbst in seinen Mémoires, »mit welcher Erbitterung und mit welcher Unerschrockenheit der Ignoranz man wegen dieses Artikels (über Locke) gegen mich tobte. Die Ansicht Locke's hatte vorher in Frankreich gar keinen Lärm gemacht, weil die Gelehrten Thomas von Aquino lasen und die große Masse nur Romane. Als ich nun Locke gelobt hatte, schrie man gegen ihn und gegen mich.«

Hier haben wir also nicht weniger als gleich drei »verbannte Wahrheiten« auf einmal, für die Voltaire kämpfte, und dabei hatte er stets nicht nur die sachliche Opposition, sondern auch den Chauvinismus gegen sich. Oder sind etwa die Arbeiten Newton's, Shakespeare's und Locke's für Carlyle nicht als »Wahrheiten« anzusehen? Es ist schade, daß Carlyle nicht näher angegeben hat, was für eine Art von »verbannten Wahrheiten« er meinte; aber das ist sicher, wenn er an gewisse Wahrheiten dachte, denen fromme Puritaner große Wichtigkeit beilegten oder noch heute beilegen, wenn er etwa die Wahrheiten des Katechismus im Sinne hatte, so war Voltaire allerdings für ihre Verteidigung durchaus nicht zu haben. Wenn nun die eben angeführten Tatsachen so deutlich sprechen, und es doch gewiß ist, daß sie Carlyle nicht unbekannt waren, was soll man von seinen Vorwürfen gegen Voltaire denken? —

Auch das ist Carlyle — und vielen Anderen — durchaus nicht recht, daß Voltaire sich nicht einsperren und noch weniger für seine Ideen töten lassen wollte.

»Voltaire will kein Zeugnis mit seinem Blute besiegeln. Seine anstössigen Lehren veröffentlicht er unter tausend Masken. . . . Richtet man direkte Fragen an ihn, so scheut er sich nicht, zu lügen. Er ist ein Löwenfuchs, der sich nicht fangen läßt. Die Spürhunde der Monarchie und Hierarchie, die sprichwörtlich eine so feine Witterung und so scharfe Zähne haben, werden gegen ihn ausgesendet, aber er ist ein Löwenfuchs . . . . .«

Und ich wiederum sage: Wie herrlich, wie klug, wie zweckmäßig, wie über alle Massen nützlich war es doch, daß Voltaire das alles tat! Es ist wirklich wahr — und der Leser, der es noch nicht weiß, soll es hier erfahren — ja es ist ganz unglaublich, wie vollendet Voltaire seine Rolle als »Löwenfuchs« sein langes Leben hindurch durchzuführen verstand. Ein gewisser Quérard zählte zusammen, wie viel Pseudonyme bei Herausgabe seiner Werke er in Verwendung brachte, und er fand deren nicht weniger als 137, sage einhundertsiebenunddreißig Pseudonyme! *)

Und um seine ganze infernalische Schlechtigkeit noch deutlicher zu zeigen, erwähne ich auch noch seine Äußerungen über derartige Manöver; sie sind auch an sich sehr interessant und amüsant.

Im Jahre 1760 schreibt er an d'Alembert: »Luc (das ist bei ihm der Spottname für Friedrich den Großen) spielt die Rolle des Tauchers, er desavouiert seine Werke und läßt sie verstümmelt drucken; das ist wirklich sehr abgeschmackt, wenn man an der Spitze von hunderttausend Mann steht.«

---

*) Dies und die folgenden diesbezüglichen Daten entnehme ich Nourrisson's »Voltaire«. An einem anderen Orte fand ich, wenn ich mich recht erinnere, nur 37; auf die genaue Zahl kommt es wohl nicht an?

Im Jahre 1734 drückt er in einem Briefe an Cideville die Befürchtung aus, seine Schriften würden ihm Lettres de cachet, Denunziationen im Parlament, Bittschriften (Eingaben) der Pfarrer und Furcht vor strengen Verurteilungen zuziehen.

»Voltaire«, sagt Nourrisson, »beschränkt sich nicht darauf, seine Werke einfach zu verleugnen. Sei es, daß er einen Mißerfolg befürchtet, oder eine Unterdrückung, immer legt er die Autorschaft mit äußerster Unverschämtheit erfundenen Autoren bei, oder seinen Gegnern, oder seinen Freunden, sogar seinen bereits verstorbenen Freunden.

Die Écossaise, behauptete Voltaire, sei nicht von ihm, sie sei von »Herrn Hume, dem Bruder des Geschichtsschreibers und Philosophen David Hume. Man wendete aber ein, David Hume habe gar keinen Bruder! Voltaire kommt nicht in Verlegenheit: es ist wohl nicht sein Bruder, aber doch ein Verwandter von ihm. »Ich gestehe«, sagte Voltaire, »zu meiner Schande, daß ich ihn für Hume's Bruder hielt; aber, ob Bruder oder Vetter, jedenfalls ist sicher er der Autor der Écossaise.«

Im Jahre 1736 schreibt er an Herrn Berger: . . . »Wenn unglücklicherweise das Geheimnis des l'Enfant prodigue aufkommen sollte, schwören Sie immer zu, daß ich nicht der Autor bin. Für seinen Freund lügen ist die erste Pflicht der Freundschaft.

Und im gleichen Jahr an seinen Freund Thieriot: »Die Lüge ist nur dann ein Laster, wenn sie Schaden bringt, sie ist eine große Tugend, wenn sie gute Folgen hat. Seien Sie also tugendhafter als je. Man muß lügen wie der Teufel, nicht etwa schüchtern, nicht nur für eine Zeit, sondern kühn und immerfort. Lüget, meine Freunde, lüget; bei Gelegenheit werde ich es Euch zurückerstatten.«

An Madame du Deffand schreibt Voltaire bezüglich des Dictionnaire philosophique portatif, welches Buch ihm mehr Aufregungen zuzog als irgend ein anderes und im Jahre

1765 vom Pariser Parlament verbrannt und von der römischen Indexkongregation proscribiert wurde, schon ein Jahr vorher in Vorahnung dieser Verfolgungen:

»Ich müßte wünschen, nicht geboren worden zu sein, wenn man mich beschuldigen würde, das philosophische Wörterbuch verfaßt zu haben: denn obwohl mir dieses Werk ebenso wahr wie kühn zu sein scheint, obschon es die reinste Moral atmet, so sind doch die Menschen so töricht, so böse, die Frömmler sind so fanatisch, daß ich gewiß verfolgt würde. Dieses Werk, welches ich für sehr nützlich halte, wird niemals von mir herrühren.« —

Da sehen wir nun deutlich, was Voltaire im Lügen leisten konnte,*) aber auch, wie notwendig und nützlich das Lügen war. Hätte er sonst seine Aufgaben durchführen können? Hätte ein Mann mit so heftigem Drange nach Aufklärung der Menschen und nach Verbesserung der Institutionen wirklich sich den weltlichen und geistlichen Bestien direkt ausliefern sollen, wobei das ganze Resultat nur das gewesen wäre, den vielen tragischen Opfern aus den Reihen der edelsten Kulturkämpfer noch ein weiteres hinzuzufügen?

Denn man darf sich durchaus nicht der Täuschung hingeben, die von der hohlen Rhetorik romantischer Kulturphilosophen aufrecht erhalten wird, der Täuschung nämlich: daß die Leiden und besonders der Tod der Kulturhelden zur zukünftigen Realisierung ihrer Ideen mehr beitragen als unbehelligtes Fortleben. Wie viele große Männer wurden

---

*) Von seinen Verhehlungen oder Ableugnungen der Autorschaft aus Furcht vor Mißerfolgen sprechen wir hier nicht, da das eine rein literarische, also ganz unwichtige und harmlose Angelegenheit ist. Derlei war damals sehr üblich und kommt in der Form einer vorläufigen Pseudonymität auch heute noch vor. Selbst der ernste Präsident des Parlaments von Bordeaux, nämlich Montesquieu, zog sich zurück, als er den Mißerfolg seines »Tempel von Gnidos« bemerkte, und leugnete die Autorschaft dieses Werkes ebenso ab, wie die ersten Ausgaben seiner Persischen Briefe. (Mitteilung Schlosser's in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts.)

nicht von den christlichen Priestern ins Gefängnis geworfen, gefoltert und ermordet; ist aber das, was jene Unglücklichen angestrebt hatten, darum schneller erreicht worden? Wäre das der Fall, wäre der Tod der »Ketzer« den Ketzereien von Nutzen, so hätten die geistlichen Fanatiker gewiß im Morden eingehalten; sie lachen aber über den sonderbaren Trost, den man aus den Qualen Verfolgter deduzieren will, und foltern, morden oder verfolgen weiter, so weit als es die gesellschaftlichen Zustände eben zulassen. Buddha, der (dem Brahmanismus gegenüber) ein Ketzer war, wie in ihrer Art Mohammed, Luther, Calvin, Zwingli u. a. haben Enormes für Verwirklichung ihrer Ziele geleistet und sind unbehelligt geblieben. Luther maskierte sich als Junker Jörg, versteckte sich auf der Wartburg und sandte von dort aus seine Flugschriften in die Welt, ohne daß er sich und seinen Aufenthaltsort nannte. Das ist auch eine Art Lüge, ein Mangel an jenem theatralischen Heroismus, den man von Voltaire verlangt, während man bei Luther darüber schweigt. Oder hätte man, um Carlyle's Wunsch zu erfüllen: sein Zeugnis mit seinem Blute zu besiegeln, etwa Luther auf der Reise nach und dann in Worms ohne soldatischen Schutz lassen sollen? Gewiß hätte Luther selbst sein Leben für seine Ideen geopfert, er war auch in physischer Beziehung einer der größten Helden — und Voltaire ist in dieser Beziehung mit ihm gar nicht zu vergleichen — aber hätte er mehr als toter Luther für die Reformation geleistet als der lebendige Luther?

Es ist wohl schön, sehr schön, sich zum Opfer hinzugeben, aber es ist weder immer nützlich, noch hat es immer überhaupt einen Sinn. Der Fall des Jesu von Nazareth allein scheint für die große Wirkung des Sichopferns zu sprechen; aber nach allem scheint der Tod kein freiwilliger gewesen zu sein, schon darum, weil weder von Besiegung seiner Gegner noch an das Gelingen einer Flucht zu denken war — und überdies wäre er ohne die weiteren legendaren Zutaten und

die dogmatischen transzendenten Deutungen dieses Todes höchst wahrscheinlich resultatlos geblieben; denn noch lange Zeit nach dem Tode Jesu drang seine Lehre nicht durch, und er war nur ein Messias, wie so viele andere, die bei den Juden aufgetaucht waren.

Kehren wir also zu Voltaire zurück und sagen wir, wie es wahr ist: Genug der Opfer des Fanatismus! Wer noch mehr dergleichen tragischen Kitzel durch Märtyrergeschichten verlangt, begnüge sich damit, Trauerspiele anzusehen oder, wenn er noch derbere Kost benötigt, Schlachten beizuwohnen. Und auch unsere Gymnasiasten und gebildeten Mädchen sind in unseren Geschichtswerken mit interessanten Mord- und Qualgeschichten bereits hinlänglich versehen. Und nur wer gewissenlos gegen die großen Kämpfer ist und den ästhetischen Kitzel bei Betrachtung ihrer Qualen der fortgesetzten Tätigkeit derselben vorzieht, nur der kann den »Löwenfuchs« Voltaire tadeln.

Zudem wäre es interessant, eine Antwort auf die Frage zu erhalten: Würden Carlyle und alle die anderen sehnsuchtsvollen Märtyrersucher es beklagen, wenn Huß, Servet, Bruno, Vanini usw. durch Flucht, Kampf oder Listen irgendwelcher Art sich hätten retten können?

Sie werden sich wohl hüten, mit »Ja« zu antworten.

Den Fanatikern und Despoten aller Gattungen wäre es allerdings sehr willkommen, wenn alle Reformer sich nach Carlyle's Wünschen richten wollten; wie schön könnten sie dann herumwirtschaften!

Wenn man die wichtigsten, aber von den bösartigen Mächten verpönten Dinge zu sagen hat, und bei Publikation derselben sofort auch den Denunzianten mit Nennung seines Namens zu Hilfe kommen wollte, bloß darum, weil die Geschichte nur so edel und heroisch aussähe und weil man sich daran erinnert, daß es nach der Meinung der pathetischen Historiker sich »so schickt«,

oder: weil die überhitzte und aus jeder praktischen Lebensauffassung entgleiste (auch z. B. von Kant vertretene) Maxime, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen, es so vorschreibt — so würden bei gewissen gesellschaftlichen Zuständen alle Reformen schon im Keime erstickt werden.

So selbstverständlich das ist, so wenig wird es von den geschichtschreibenden Tugendpredigern berücksichtigt.

Auch *Hettner* klagt: »Wie betrübend, daß gleichwohl auch in dieser und glänzendsten Zeit (in Ferney) Voltaire's die Flecken nicht fehlen!«

Welche Flecken? wird man fragen.

»Nach wie vor — verleugnet er seine Bücher,« antwortet Hettner.

Schrecklich! Dreimal schrecklich!

Es ist mir aber wirklich im Grunde genommen ganz unbegreiflich, warum Hettner, oder irgend wer, sich so sehr dafür interessiert, ob Voltaire seine Kampfschriften unter seinem oder unter einem anderen Namen publizierte; genug, daß er sie überhaupt publizierte und durch die Pseudonymität Niemandem Schaden zufügte. Warum dieser heftige Wunsch, den Pfaffen und weltlichen Strafgerichten ihre Arbeit gar so erleichtert zu sehen? Mit vollstem Recht schrieb Voltaire (im Jahre 1768) an Damilaville über die Frage der Pseudonymität: »Es ist nicht wichtig, zu wissen, aus welcher Hand die Wahrheit kommt, wenn sie nur überhaupt kommt.

Hettner, als gründlicher Kenner der Zustände im 18. Jahrhundert, muß doch gewußt haben, daß auch Montesquieu sich gar sehr hütete, sich als Autor seiner »Persischen Briefe« zu nennen. Er ließ sie in Amsterdam drucken, ohne Namen des Verfassers und mit *falscher Bezeichnung* des Druckorts; wie ja vor der Revolution — nach der Bemerkung von Oncken — das so ziemlich bei allem geschah, was die französische Literatur Bedeutendes hervorbrachte,

so lange »die dreifache Zensur der königlichen Polizei, des Parlaments und des Klerus herrschte.« Und doch hat Niemand Montesquieu oder allen anderen Schriftstellern jener Zeit wegen ihrer Finten und Listen einen Vorwurf gemacht.

Nicht minder war es Hettner wohl bekannt, wie oft Voltaire sich wegen seiner Schriften vor drohenden Gefahren flüchten mußte, nach Holland, Belgien, Deutschland, nach der Schweiz; daß er schon als junger Mann wegen einer Satyre auf den sittenlosen Regenten elf Monate in der Bastille saß, — ist das alles noch nicht genug?

Nein! Vielen genügt das noch immer nicht! Wie man sieht, hindert das alles die Geschichtsschreiber vom Schlage der Carlyle-Hettner nicht, die Weltvorgänge vom Standpunkte der Kinderfibel aus zu beurteilen, gewissenlos und undankbar gegenüber großen Männern und in dieser Beziehung leichtfertig allen Kulturfortschritten gegenüber zu sein. —

Sehr merkwürdig ist aber auch die Art, wie Carlyle seine oben angeführten Vorwürfe begründet. Seine mit edler Entrüstung vorgebrachte Argumentation ist so bezeichnend, und zugleich so gefährlich, daß ich deren Hauptgedanken wörtlich zitieren und dann genauer beleuchten will. Nachdem also Carlyle sich darüber sehr ungehalten gezeigt, daß Voltaire »kein Zeugnis mit seinem Blute besiegeln will« und sich sogar »wenn man direkte Fragen an ihn richte, nicht scheut zu lügen«, kommt uns der fromme Puritaner mit folgender Betrachtung:

»Wenn das Rechttun davon abhängt, daß man auch immer an uns recht handelt, wenn unsere Mitmenschen in dieser Welt nicht Personen, sondern bloße Dinge sind, ... so ist es bloß in der Ordnung, wenn wir ihnen Lügen aufheften. Wenn aber dagegen unser Mitmensch keine Dampfmaschine, sondern ein Mensch ist, mit uns und mit allen Menschen und mit dem Schöpfer aller Menschen in heiligen, geheimnisvollen, unauflöslichen Banden vereint in einer all-

umfassenden Liebe, welche den Seraph ebenso umschlingt wie den Glühwurm . . . usw. usw.

Welche widerwärtige Predigt!

Trotz der »allumfassenden Liebe« wollten die Pfaffen Voltaire einsperren lassen, und weder der »Seraph«, noch der »Glühwurm« hätten sich, wenn es gelungen wäre, auch nur im Geringsten darüber bekümmert.

Tiefsinniger, weltumfassender, mystisch-moralischer Carlyle! Warum predigst du das nicht auch dann, wenn von den Lügen und Listen des von dir so verehrten und geliebten, allerdings sehr frommen, Cromwell die Rede ist? Von den Listen, mit denen er den bösen Anschlägen Carls I. gegen ihn auswich und seine Pläne und Feldzüge durchführte?*) Oder warum machst du in deinen Schriften niemals allen den Feldherren und Königen (z. B. deinem Helden Friedrich dem Großen) einen Vorwurf daraus, daß sie im Kriege oder in der Politik Spione und Lügen und Listen aller Art zu Hilfe nehmen?

Nach Carlyle's Maxime müßte ein Feldherr seinen Truppen vor der Schlacht zurufen: Suchet ja niemals ein sicheres Versteck auf, oder einen Hinterhalt, von dem aus ihr dem Gegner schaden könntet! Und wenn er euch sucht, so tretet aus euren Schlupfwinkeln, aus Gebüsch oder Schützengräben als ehrliche, offene Männer und Helden hervor, sagt: »Mein Herr Feind, hier sind wir!« Und bietet in edler Haltung eure Brust den feindlichen Waffen dar. Denn ihr dürft nie vergessen, daß unsere Mitmenschen keine Dampfmaschinen sind, sondern daß diese Feinde mit uns und mit allen Mitmenschen und mit dem Schöpfer . . . . in geheimnisvollen Banden . . . und in einer allumfassenden

*) »Auf allen Seiten hatte Cromwell seine Schlingen ausgestellt: Er taucht in seines Königs Blut den frevelhaften Arm . . . .« sagt Friedrich der Große in seiner an seine Schwester Amalia gerichteten Epistel über das »Ungefähr«. Ich hätte hier sehr viele andere zitieren können, die Cromwell ebenso beurteilen, allein Friedrich paßt hier bei einer Betrachtung über Carlyle's Ansichten am besten herein.

Liebe vereint sind, und auch mit dem Seraph und mit dem Glühwurm . . . . usw. usw.

In seinen Schriften über Helden und Heldenverehrung, über Friedrich den Großen und andere steht Carlyle durchaus nicht auf demselben Standpunkt, den er Voltaire gegenüber einnimmt; im Gegenteil lobt er alle jene Menschen, die irgend etwas mit voller Energie durchführen, mit welchen Mitteln immer. Nur Taten und kein Geschwätze! Das ist Carlyle's Grundgefühl bei seinen Urteilen über Menschen und Zustände.

Warum wird er nun bei Voltaire so sentimental? Carlyle weiß doch ganz gut, daß es bei Kulturkämpfen gerade so gut Feinde, Schlachten und alle Dämonen menschlicher Leidenschaften gibt, wie in politischen oder militärischen Kämpfen?

Aus zwei Gründen! Vor allem gilt der Tadel Voltaire als dem energischen Feind des Christentums; und sodann gefällt es Carlyle und den meisten anderen Gegnern Voltaire's nicht, daß er den Mut und die Selbständigkeit besaß, den hergebrachten Ansichten über das, was »sich schickt« und was allein »edel und eines großen Mannes würdig« ist, nicht nur zu trotzen, sondern sie so sehr zu ignorieren, daß er es nicht einmal der Mühe wert hält, sich zu entschuldigen und im Vorhinein seine Gegengründe bekannt zu geben. Man ärgert sich — ohne es zu wissen — über diese geistige Suveränität, und dies umsomehr, als man sieht, mit welcher Geschicklichkeit und mit welchem guten Erfolg Voltaire seine »Praktiken« durchführte. —

Nur so ist es zu verstehen, warum man nicht dieselben Vorwürfe, die man gegen Voltaire's Vorsichtsmaßregeln, Pseudonymität und dergl. erhebt, nicht auch gegen andere richtet; wir erwähnten ja schon oben Montesquieu. Aber am bezeichnendsten ist es, daß (meines Wissens) niemandem einfiel, Rousseau darüber Vorwürfe zu machen, daß er, als er verfolgt wurde, ebenfalls Vorsichtsmaßregeln und

Methoden anwandte, die durchaus nicht den strengen Grundsätzen entsprechen, die Carlyle, Hettner u. a. Voltaire entgegenhalten.

Es ist einerseits der arme Teufel, dem gegenüber man nicht den Sittenrichter spielen will, weil man sich an ihm nicht so ärgert, wie an dem glücklichen Voltaire, und andererseits der Tugendbold, der so viel von edlen Grundsätzen spricht und alle Welt zensuriert, daß man gar nicht merkt, wie viel er selbst zu wünschen übrig läßt.

Wie in so vielen anderen Fragen, so unterließ Rousseau auch in der Frage nach der moralischen Zulässigkeit der Pseudonymität nicht, die strengsten Forderungen zu stellen.

Wer Rousseau's Charakter nur einigermaßen versteht, wird in seinen Schriften leicht herausfinden, wann er unter der Maske einer Schwärmerei für Tugend eigentlich nur einen boshaften Angriff gegen Personen zu richten beabsichtigt, und wobei er, ohne den Namen derselben zu nennen, doch sicher sein kann, daß die Leser die angegriffene Person leicht erraten werden. So sagt er in dem Vorgespräch zur neuen Heloise mit einem gewissen hinterlistigen (und mir sofort verdächtig erschienenen) Pathos: »Hält sich wohl ein Ehrenmann verborgen, wenn er zu dem Publikum redet? Darf er durch den Druck veröffentlichen, wozu er sich nicht zu bekennen wagt? Ich bin der Herausgeber dieses Buches und werde mich als Herausgeber nennen.«

Und in der Vorrede: ›Jeder ehrliche Mann muß sich zu den Büchern, die er herausgibt, bekennen. Deshalb nenne ich mich an der Spitze dieser Briefsammlung, nicht etwa, um sie dadurch als mein ausschließliches Eigentum zu bezeichnen, sondern um für sie einzusteh'n.‹

In dieser Tugendproklamation spielt Rousseau offenbar auf Voltaire's Verleugnung seiner gefährlichen Schriften an, und will daher den Eindruck einer so viel höheren moralischen

Natur hervorbringen. Wir wollen daher diesen Tugendhelden in diesen Beziehungen etwas genauer in's Auge fassen.

Als der Genfer Rat beschlossen hatte, den Emile und den Contract social zu verbrennen und deren Verfasser, der sich in die Nähe Genfs geflüchtet hatte und in seine Vaterstadt zurückkehren wollte, zu verhaften, wollte Rousseau durch eine Aussöhnung mit der Genfer Geistlichkeit seine Rückkehr anbahnen.

Er richtete daher an Vernet, einen sehr einflußreichen Prediger Genf's, im August 1762 ein versöhnendes Schreiben und »leugnete« — wie sich der Rousseau-Biograph Mahrenholtz ausdrückt — »das Glaubensbekenntnis des Vikars (in seinem Emile) in einem Briefe an Marcet de Maziere halb und halb ab.« »Ist die im Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars enthaltene Lehre, schrieb ihm Rousseau »der in Genf herrschenden Religion so offenbar zuwider, daß gar keine Frage darüber entstehen konnte? — — —« Es ist aber wirklich schwer verständlich, wie Rousseau in dieser Sache noch etwas Fragliches erblicken konnte.

Unterdessen half ihm dieses Schreiben ebenso wenig, wie der unterwürfige Brief, den er (am 24. August) an Montmollin, den Geistlichen von Motiers-Travers, schrieb, oder wie die Teilnahme an der Kommunion in seinem neuen Wohnorte.

»Bevor ich dem Tische des Herrn nahe,« schrieb der Verfasser des Emile an Montmollin, »erkläre ich Ihnen achtungsvoll, daß ich . . . . in redlicher Überzeugung dieser wahrhaften und heiligen Religion anhänge und das tun werde bis zu meinem letzten Atemzuge. Ich wünsche auch äußerlich stets mit der Kirche vereinigt zu sein, wie ich es im Grunde meines Herzens bin und wie trostreich es für mich sein wird, an der Kommunion der Gläubigen teilzunehmen.«

Und in der Tat nahte er sich dem „Tisch des Herrn" und verbrachte den ganzen Tag fastend in der Kirche von

Motiers! Welcher erbärmliche Anblick! Erbärmlicher als jener Heinrichs IV. in Canossa; denn dieser mußte sich aus politischen Gründen unterwerfen, aber Rousseau kam aus persönlichen Gründen auf dieses Niveau herab. Und das ist doch derselbe Rousseau, der im Contract social nur eine »bürgerliche« Religion verlangt und den savoyischen Vikar sagen läßt:

»Nähere ich mich dem Augenblick der Wandlung, so sammle ich mich .... bestrebe mich, meine Vernunft vor der Allvernunft zu demütigen ... Ich spreche die Einsetzungsworte mit Ehrfurcht aus, ich messe, so viel von mir abhängt, ihrer Wirkung allen Glauben bei. Mag auch an diesem Geheimnisse noch so viel Unbegreifliches sein usw. ..« Nun spricht doch aus diesen Worten, namentlich aus dem Satze »so viel von mir abhängt« schon ein ganz bedeutender Skeptizismus heraus, umsomehr, wenn ein Vikar sie im Munde führt, der kurz vorher auch die Worte gebraucht: »Bei allen diesen aber ist das Evangelium auch voll von unglaublichen Dingen; von Dingen, die der Vernunft widerstreben, welche ein denkender Mensch weder begreifen noch annehmen kann.«

Der Laie Rousseau aber, den wir überdies aus seinen Briefen vom Berge nach seinem Unglauben bezüglich der Wunder genau genug kennen, hat wohl über den Wert und die Wirkung der Einsetzungsworte noch viel skeptischer gedacht als der Vikar, und der Ausdruck: »Tisch des Herrn« im Munde Rousseaus genügt allein schon, um auf jeden Wahrheitsfreund einen tiefbetrübenden Eindruck zu machen. Und das war in der Tat schon damals in so hohem Grade der Fall, daß eine der besten Freundinnen Rousseaus, die Gräfin Boufflers, (ihm am 22. Oktober 1762 und wiederholt) darüber schrieb, wie sehr sie und andere jenen Brief an Montmollin mißbilligen. Rousseau rechtfertigte sich zuerst damit, daß der savoyische Vikar die Kommunion »in Einfalt des Gewissens« austeilte, umsomehr

»J. J. Rousseau kommunizieren könne in einem Kult, der seine Vernunft in Nichts verletzte;« also ganz im Widerspruch mit den oben angeführten Worten im »Emil«, daß ein denkender Mensch diese Dinge weder begreifen noch annehmen könne.« Und da Frau von Boufflers von dieser Rechtfertigung durchaus nicht befriedigt wurde und von neuem Rousseau von dem schlechten Eindruck seines devoten Briefes an Montmollin berichtet, antwortet jener: »Sie sagen, daß mein Brief einen schlechten Eindruck machte; aber auf wen? Wenn auf d'Alembert und Voltaire, so beglückwünsche ich mich dazu. Ich hoffe, nie unglücklich genug zu sein, um deren Billigung zu erhalten.«

Man sieht deutlich, wie aus Rousseau nur noch der Eigensinn und die Feindschaft gegen die aufgeklärten Enzyklopädisten spricht, die ihn verhinderte, sein Verhalten objektiv zu beurteilen.

Zu dem allen hetzte er, in seinem Haß gegen Voltaire, in seinen »Lettres écrites de la montagne« die Genfer gegen ihn auf, indem er diesen die gegen Voltaire geübte Toleranz vorwarf, und hierbei denselben als Autor der »Sermons des cinquante« denunzierte; wodurch er den siebzigjährigen Alten von Ferney bewußt einer noch größeren Gefahr aussetzte, als es jene war, in der er selbst sich befand!

Und da muß man nun fragen: Was bedeuten alle Künste der Pseudonymitäten, selbst wenn man sie als Makel am Charakter Voltaire's ansehen wollte, gegen diesen gewissenlosen Denunziantenstreich Rousseau's?

Rousseau zeigt in seinen Confessions so große Gewissensbisse darüber, daß er in seiner Jugend ein Dienstmädchen durch die falsche Beschuldigung eines Diebstahles, den er selbst begangen hatte, ins Unglück brachte. Noch viel, viel mehr Ursache hätte er gehabt, seinen Denunziantenstreich gegen Voltaire zu bereuen, den er doch als alter, verfolgter Mann ausgeführt hatte, nachdem er überdies seine ganze reifere Lebenszeit hindurch nicht aufgehört hatte, von

Tugend zu sprechen und von Jedermann die reinste Tugend zu verlangen.

Der Streich Rousseau's traf den um 18 Jahre älteren Voltaire ähnlich wie der hinterrücks geführte Stich Hagen's Siegfried traf.

›Ah! Jean Jacques, schrieb Voltaire ganz konsterniert (am 10. Januar 1765) an d'Argental: ›Das ist nicht die Art eines Philosophen . . . . es ist infam, ein Angeber zu sein, es ist abscheulich, seinen Mitbruder zu denunzieren, und ebenso ungerecht, ihn zu verleumden. Ähnlich an die Marschallin von Luxembourg: Es gibt ohne allen Zweifel gar keine Entschuldigung für eine so sträfliche und feige Handlung.

Aber alle diese ethisch so tief abwärts führenden Schritte hätten gewiß unterbleiben können, wenn Rousseau den Emile, wie es eben Voltaire zu machen pflegte, pseudonym publiziert hätte! Damit meine ich aber nur dies und will nur darauf aufmerksam machen, daß man oft vielen sehr verwerflichen Handlungen ausweichen kann, wenn man nicht gar zu sehr darauf erpicht ist, exzessiv tugendhaft oder edel zu sein oder zu erscheinen.

Und ferner ersieht man wohl aus der ganzen obigen Betrachtung, daß, wenn das Naturell eines Autors, hier also Rousseau's oder Carlyle's u. a., ihm Pseudonymität antipathisch macht, dies darum doch noch nicht im geringsten beweist, daß sie wirklich etwas Tadelnswertes involviere.

Man muß ja gewiß großes Mitleid mit dem wegen seiner Schriften verfolgten Jean Jacques empfinden, und weder seine Flucht noch seine halben Ableugnungen, ja selbst seine Kommunion wird ein einsichtiger Mensch ihm vorwerfen; aber Carlyle und Genossen und der Verfasser der Vorrede zur neuen Heloise selbst mögen nur mit gleichem Maße messen und nicht Voltaire wegen seiner Pseudonymität und sonstigen Vorsichtsmaßregeln und Kniffe ver-

dammen. Hier fehlt es gänzlich an Gerechtigkeitssinn, und, sachlich genommen, an praktischem Urteil. —

Ich will hier nicht unterlassen, die Leser von einem sonderbaren Umstande zu unterrichten:

Rousseau sagte, er habe bei der soeben erwähnten Kommunion — geweint!

Vielen wird das als Komödie erscheinen und einen allerwiderwärtigsten Eindruck machen. Rousseau war bekanntlich ursprünglich Protestant, wurde dann in Turin katholisch, kehrte später zum Calvinismus zurück und sprach in seinem Glaubensbekenntnis des Vikars und in anderen Schriften den Dogmen und allem Kultus jeden Wert ab. Wie konnte er also bei der Kommunion weinen?

Meine Erklärung ist die: Daß Rousseau ein Geächteter war, der sich darnach sehnen mußte, in irgend eine menschliche Gemeinschaft, sei sie auch nur eine kirchliche, wie ein Gleichgesinnter und Bruder friedlich aufgenommen zu werden. Und im Bewußtsein seiner Unschuld mußte ja in dieser Situation dem Gekränkten, von Natur weichen Manne, angesichts der Verfolgungen und etwaiger religiöser Jugenderinnerungen, das Weinen sehr nahe sein.*) Überdies muß bei einem Manne, der, wie Rousseau, ein so reiches Register an Gefühlen und zugleich so viel Bereitwilligkeit besitzt, diese Register zu ziehen und sich an ihren Tönen zu berauschen, eine schon geringe Dosis von Heuchelei sozusagen: nur eine leise innere Anregung zur Schauspielerei — hinreichen, um Szenen zu produzieren, die wie von Heuchelei gesättigt erscheinen. Das Weinen Rousseau's bei der Kommunion verliert durch diese psychologische Analyse des Vorganges gewiß viel von dem ersten üblen

*) Nach dem Niederschreiben dieser Stelle finde ich in Rousseau's Bekenntnissen dieselbe Erklärung. Er fügt noch die Worte hinzu: »Die Tränen der Rührung waren vielleicht die Gott wohlgefälligste Vorbereitung,« aus welchen Worten allerdings die religiöse Rückständigkeit Rousseau's schon deutlich zu entnehmen ist.

Eindruck; unmännlich, unwahrhaftig, widerwärtig bleibt die Sache aber doch. —

Alle diese Schritte Rousseau's werden nur eben so hingenommen; man klagt ihn deretwegen nicht an, sein Charakter gilt nach wie vor als der eines Tugendhelden. Ähnliche oder gleiche Dinge bei Voltaire aber geben den Anlaß zu dem heftigsten Tadel.

Ich meine hier vornehmlich Voltaire's sogenannte »sakrilegische Praktiken«. In der Tat leistete er hierin nichts Geringes; unbeirrt durch die Angriffe von Seite der Geistlichkeit, die ihm nicht traute, und seitens der Pariser Philosophen und freigeistigen Gesellschaft, die ihn des Verrats an seinen aufgeklärten Ansichten anklagte, stellte sich Voltaire durch allerlei äußerliche Mittel auf guten Fuß mit Papst, Bischöfen, Pfarrern, kommunizierte, beichtete, und — schickte während dessen fortwährend seine furchtbarsten Streitschriften, wie sich von selbst versteht: pseudonym, in die Welt hinaus.

Leider waren alle diese Kommunionen, Beichten usw. notwendige Vorsichtsmaßregeln, die er zur wenigstens momentanen Beschwichtigung seiner priesterlichen Gegner anwenden mußte. Schon der erste Fall dieser Art, die österliche Kommunion in Kolmar im Jahre 1753, wurde ihm durch den Klerus aufgenötigt und durch die Nachrichten, die ihm aus Paris über den lauernden Groll des Hofes zugekommen waren. Der Klerus von Kolmar beklagte sich über sein »gottloses Treiben«, die Jesuiten drohten mit dem Staatsprokurator, selbst der Bischof von Basel hatte, wie der Jesuit Kreiten in seiner Voltaire-Biographie sich ausdrückt, »ein wachsames Auge auf Voltaire und wollte für den Fall, daß dieser seiner österlichen Pflicht nicht genügte, den Kirchenbann über ihn verhängen!« Und noch größere Gefahren drohten Voltaire in Ferney vom Bischof von Annecy. Die Veranlassungen zu den auffallenden kirchlichen Schritten Voltaire's waren daher stets sehr dringende und es wäre

ihm nicht eingefallen, sie aus purem Mutwillen zu unternehmen.

Wie rein und munter und wie prächtig ist aber der Eindruck der Art, wie Voltaire hier mit den Wölfen heulte, — da das Mitheulen doch schon notwendig war — gegenüber der niederdrückenden Weise Rousseau's, der, ohne Funken von Humor, immer trübselig, den Geistlichen nachgab und seine doch erzwungene Nachgiebigkeit als freiwillige, ernst gemeinte Tat ausgeben wollte. Er »weinte« bei der Kommunion! Voltaire hingegen lachte nicht nur innerlich, sondern stattete auch mitunter schon einmal im Jahre 1754 seine »Praktiken« mit einem so grandiosen Humor aus, daß es einem bei dem Berichte seines Sekretärs Collini über derlei Possen — die zugleich beweisen, welchen furchtbaren Ernst und welche tiefe Wut er diesen Dingen gegenüber empfand — ganz wohl ums Herz wird. Und das umsomehr, als uns zugleich berichtet wird, daß Voltaire den geistlichen Personen selbst gegenüber niemals verletzend, sondern stets rücksichtsvoll und liebenswürdig war.*)

»Man spricht davon,« schreibt ihm Frau du Deffand im Jahre 1768, »Sie hätten gebeichtet und kommuniziert . . . . wenn es wahr ist — welche Verwirrung richten Sie in allen Köpfen an und welcher Triumph andererseits! Welche Indignation, welcher Skandal und für alle ohne Ausnahme: welches Erstaunen!« Man vergleiche nun Voltaire's vollkommene Ehrlichkeit, Offenheit und Klugheit in seinen Antworten auf solche Vorwürfe mit der oben angeführten

---

*) Vielen, die prinzipiell mit Voltaire übereinstimmen, wird gewiß Voltaire's Humor und Possenreißerei gegenüber religiösem Kultus antipathisch sein; und gewiß sind solche Späße nicht jedermanns Sache. Möge aber nur niemand glauben, der da mit Voltaire nicht mitgeht, er sei darum irgendwie gesitteter oder vornehmer als jener. Denn derlei Possen sind eben nur Sache des Temperaments, der Einwirkung der Sitten der Umgebung seit früher Jugend u. dergl., nichts anderes. Wer aber Voltaire darum t a d e l n wollte, zeigt eben dadurch eine noch sehr rückständige Auffassung der Dinge, nämlich eine ganz ungerechtfertigte Ehrfurcht vor religiösem Kultus.

Rechtfertigungsmethode Rousseau's! »Noch bin ich kein Karthäuser,« schreibt Voltaire an Choiseul, »denn dazu bin ich viel zu viel Schwätzer; aber ich mache regelmäßig meine Ostern und lege zu Füßen des Kruzifixes alle Fréron'schen Verleumdungen und Pompignan'schen Verfolgungen nieder« . . . . . . und an d'Alembert in voller Offenheit und im Bewußtsein, keinerlei Tadel zu verdienen: »Das, was ich dieses Jahr 1768 getan habe, habe ich schon mehrere Male getan und werde ich, wenn es Gott gefällt, wieder tun. Was können die Weisen machen, wenn sie von unsinnigen Barbaren umringt sind? Es gibt Zeiten, wo man ihre Verrenkungen nachahmen und ihre Sprache sprechen muß. Es gibt Menschen, die fürchten, Spinnen zu essen, es gibt andere, die sie verschlingen.«

Gegenüber den unaufhörlichen Vorwürfen der Freigeister schreibt er an denselben (im Jahre 1761): »Sie fragen mich, warum ich einen Jesuiten bei mir habe;*) ich wollte deren zwei haben, und wenn man mich ärgert, werde ich zweimal des Tages kommunizieren. Meine lieben Engel! Wenn ich 100000 Mann zu meiner Verfügung hätte, so wüßte ich, was ich täte; da ich sie aber nicht habe, werde ich zu Ostern kommunizieren, und Sie mögen mich dann Heuchler nennen so viel Sie wollen. Ja, bei Gott . . . . wenn Sie mich ärgern, so bringe ich auch noch das Tantum ergo in gekreuzte Reime.« —

Wie wohltuend wirkt das klare, offene Vorgehen, die Abwesenheit alles Versteckten, aller Bemühungen, sich selbst zu täuschen!

---

*) Das war nämlich der Père Adam, mit dem er Schach spielte und der so harmlos und beschränkt war, daß Voltaire ihn mit den Worten vorzustellen pflegte: »Vater Adam, aber nicht der erste der Menschen!« Mitunter soll es Voltaire verdrossen haben, von Père Adam im Schach besiegt zu werden und da soll er ihm im Ärger alle Schachfiguren an den Kopf, eigentlich in seine Perücke, geworfen haben! Adam flüchtete, so schnell er konnte, Voltaire lief ihm nach, rief: »Adam, wo bist du?« Adam kehrte zurück, sie setzten sich wieder zum Schach und spielten ruhig und friedlich eine neue Partie miteinander.

Wir sehen da einfach Kriegslisten eines Kriegers vor uns, die weder gut noch böse, sondern nichts anderes als eben zweckmäßig sind. Die eben zitierten Worte Voltaire's zeigen das in voller Deutlichkeit, und ich will auch noch jene Bemerkung (aus dem Jahre 1769) an Frau Dudeffand hinzufügen, die wohl jeden noch so enggeistig Urteilenden aufklären kann: »Ja wohl, ich habe erklärt, daß ich nach der Manier meines Landes gefrühstückt (er meint hier: kommuniziert) habe; man sagte mir: Wenn Sie also Türke wären, würden Sie in der Manier der Türken frühstücken? Ja, meine Herren . . Am Ufer des Ganges würde ich nach Landes Sitte beim Sterben einen Kuhschwanz in der Hand halten.«

* * *

Während Schiller bloß von dem Mangel an Ernst in den Dichtungen Voltaire's spricht, behaupten viele andere, wie z. B. Carlyle, daß er auch in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen »keinen Ernst gezeigt« habe. Man braucht aber nur daran zu denken, was es heißt, wenn ein Schriftsteller und Dichter, der den exakten Wissenschaften ferne stand, sich dem mühsamen Studium der Mathematik und Physik unterzieht, um Newton verstehen zu können und die »Elemente der Newton'schen Philosophie« bloß zu dem Zwecke auszuarbeiten, um der neuen Naturwissenschaft gegenüber der Kartesischen auf dem Kontinent zum Siege zu verhelfen — dann wird sofort der Widersinn des obigen Tadels zu Tage treten.

Sprechen wir bloß von Voltaire's Studien in den exakten Wissenschaften, so ist vor allem zu bemerken, daß er wohl der erste war, der Newtons Astronomie und Optik erklärte und dem allgemeinen Verständnis zugänglich machte.*) Er

---

*) Der erste fachwissenschaftliche Anhänger Newton's in Frankreich war Maupertuis.

verstand nicht nur Mathematik, sondern war auch Beobachter und Experimentator. Im Schloß Cirey der Marquise du Châtelet gab es ein mit Instrumenten aller Art reich ausgestattetes Kabinet, in dem er mit dieser gelehrten Frau astronomische, physikalische und chemische Studien trieb, und Longchamp erzählt ausführlich, wie er als Laborant dem unermüdlichen Voltaire beistand. Dieser experimentierte über die Gewichts-Änderung der Metalle in warmem oder glühendem Zustande, — einer Frage, mit der sich seinerzeit auch Boerhave beschäftigt hatte — über Lichtreflexion, aber auch über das Nachwachsen abgeschnittener Körperteile bei Tieren, wobei er sich nicht der Mühe verdrießen ließ, an vielen Schnecken und Mollusken seine Beobachtungen zu machen. Er schrieb für die Pariser Akademie der Wissenschaften Abhandlungen über die Messung der lebendigen Kräfte, über das Feuer u. a. Voltaire schloss aus der Gewichtszunahme glühenden Eisens auf Absorption eines Körpers aus der Luft, die er, als einer der ersten, für ein zusammengesetztes Gas hielt; er war daher ganz nahe der fünfzig Jahre späteren Entdeckung Lavoisier's, dass der Sauerstoff dieser Körper sei.

Trotz diesem allen hat er für Carlyle keinen wissenschaftlichen Ernst, und Schlosser meint: »Er war ein Feind von jedem Ernst . . .« und »Ernst, Fleiß und Ausdauer . . . war Voltaire lächerlich.« Da muß man denn doch fragen: Was versteht Carlyle oder Schlosser unter »Ernst«, wenn ihnen das alles bei Voltaire nicht genügt?

Gewiß war Voltaire kein selbständiger Forscher in diesem Gebiete; er hatte zu viel andere Dinge zu tun und andererseits sagte er selbst von sich: »Ich habe niemals beansprucht, einen so organisierten Kopf zu besitzen wie ein Newton, wie ein Rameau. Ich würde niemals die Integralrechnung oder den Generalbaß erfunden haben«, und in einem Schreiben an den Kronprinzen von Preußen (im Jahre 1736): »Ich habe in meinem kleinen Gebiet nur

von ferne die Grenzen jeder Wissenschaft begrüßen können.«

Mag das genau wahr sein oder nicht, so ist doch auch mit solchen »Begrüßungen« ein sehr großer Ernst vereinbar; man muß nicht wirklich selbständige Arbeiten produzieren, um für wissenschaftlich ernst genommen zu werden. Ja es gibt außerordentlich viele produktive Gelehrte, die eigentlich sehr wenig wissenschaftlichen Ernst besitzen, und bloß wie eine Art von Maschinen höherer Art, nach den gangbaren Methoden, nahezu wie im Schlafe, weiter arbeiten. Aber einem so eifrigen Dilettanten, wie Voltaire, der mit seinen Studien so große aufklärende Zwecke verfolgte, darf man nicht wissenschaftlichen Ernst absprechen. Dabei habe ich noch gar nicht angeführt, wie sehr manche physikalische Abhandlung Voltaire's selbst von so kritischen Naturforschern wie z. B. Dubois-Reymond geschätzt wird. *) Und die meisten von jenen, die Voltaire den wissenschaftlichen Ernst absprechen, sehen sehr danach aus, daß sie noch heute Kartesianer wären, wenn Voltaire nicht Newton auf den Kontinent gebracht und Descartes' Philosophie so vehement und unaufhörlich bekämpft hätte. —

Auch mit der Voltaire'schen Geschichtsschreibung ist man an vielen Orten sehr unzufrieden. Carlyle meint:

»Voltaire's Geschichtswerke gehören trotz ihrer brillanten Lebendigkeit und ihres schlauen (!) Anscheins von philosophischem Einblick zu den seichtesten, die es gibt. Sie sind weiter nichts, als Register von äußeren Vorfällen, Schlachten und anderen ganz oberflächlichen Vorgängen.«

Diese Kritik, die eher eine Nörgelei genannt werden könnte, steht mit gar vielen anderen Urteilen sehr in Widerspruch.

Schon Lessing, der doch ein Gegner Voltaire's war, verkündigte in einer Anzeige in der damaligen »Berliner

---

*) Man sehe dessen Vortrag: »Voltaire als Naturforscher«.

Zeitung«, daß dieser einen ganz neuen Weg der Geschichtschreibung eingeschlagen habe. Ferner steht es fest und ist vielseitig, wenn nicht allseitig, anerkannt, daß die englische historische Schule: Ferguson, Gibbon, Hume und Robertson Voltaire ihre Methode zu danken hatte — Gibbon und Hume rechneten es sich sogar zur Ehre an, Voltaire's Schüler zu sein —*), und Villemain, Schlosser und Buckle führen sogar die gesamte neuere Geschichtschreibung auf Voltaire's »Essai sur les moeurs« zurück, der hier zum ersten Male statt nackter historischer Daten den Plan einer Kulturgeschichte entwarf. Herder schreibt Voltaire das Verdienst zu, bei ihm werde »die Philosophie von der Geschichte geführt und die Geschichte durch Philosophie belebt.«**)

Lord Brougham meint, gelegentlich der Besprechung des Essai sur les moeurs, Voltaire habe die zwei Haupteigenschaften eines Historikers in hervorragendem Masse besessen: den Geist der geduldigsten Forschung und eine absolute Unparteilichkeit***). Und hierzu sei noch die äusserste Vorsicht gekommen, die er gegenüber allen unwahrscheinlichen Berichten anzuwenden verstand.

Letztere Eigenschaft hat bekanntlich auch Buckle an Voltaire gerühmt.

»Voltaire war in der Geschichte und für ihr Studium ungemein bedeutend« — sagt Schlosser in seiner Geschichte

---

*) Diese Daten entnehme ich Condorcet's Voltaire-Biographie, wie auch Hettners »Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert.«

**) Man sehe hierüber das Werk: »Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie« von Richard Fester.

***) Als Beispiel der Unparteilichkeit führt Brougham Voltaire's Beschreibung des Tridentiner Konzils an, sowie seine Beurteilung des Papstes Leo X. Ich möchte noch einen hierher gehörigen Fall anführen, der zugleich zeigt, wie gerecht und wie frei von Schriftstellereitelkeit Voltaire war. In dem Artikel Juifs im Dictionnaire philosophique hatte er sich heftig gegen das Volk der Juden ausgesprochen; ein portugiesischer Jude, Pinto, bekämpfte diese »ungerechten Vorurteile« in einer Broschüre sehr ausführlich und sandte sie an Voltaire. Dieser antwortete ihm sehr höflich, gab Pinto recht, entschuldigte sich und versprach ihm, in der neuen Ausgabe seines Werks seine Äußerungen zu korrigieren, und hielt auch sein Wort.

des 18. Jahrhunderts und des 19. — »Man wird seine Bücher mit grossem Nutzen lesen, wird in seiner Geschichte eine praktische Anleitung finden, seine Art zu denken und zu urteilen, auf alle Zeiten, Menschen und Begebenheiten anzuwenden . . . Er lehrt, wie man die Tatsachen behandeln soll, damit das Leben der Gegenwart durch Kunde der Vorzeit wirklich beleuchtet werde und damit wenigstens die Geschichte durch Wahrheit und Kühnheit den Armen und Gedrückten gegen die Reichen und Übermächtigen beistehe.« Den Essai sur les moeurs rechnet Schlosser zu den bedeutendsten Erscheinungen der historischen Literatur des 18. Jahrhunderts. — Der anerkannt hochbedeutende und von sich selbst nicht wenig eingenommene Universalhistoriker Schlözer anerkannte, wie sehr er von Voltaire erleuchtet wurde. Und der vielleicht grösste historische Kritiker der neueren Zeit, Th. Taine, äussert sich in seinem Werke: »Die Entstehung des modernen Frankreich« in folgender Art:

»Was die Geschichte betrifft, so werden Grundlagen, auf denen wir heute bauen, gelegt. Man vergleiche Bossuet's »Rede über allgemeine Geschichte« mit Voltaire's »Essai über die Sitten«, und man wird sofort sehen, wie neu und fest diese Grundlagen sind. Auf einen Schlag hat die Kritik ihr Prinzip gefunden; in anbetracht der Allgemeinheit und Unveränderlichkeit der Naturgesetze nimmt sie an, dass in der moralischen wie in der physischen Welt nichts den Naturgesetzen Abbruch tut und dass keine willkürliche fremde Intervention den regelmässigen Lauf der Dinge stört; das ergibt ein sicheres Mittel, zwischen Mythe und Wahrheit zu unterscheiden. Aus dieser Maxime entsteht die Erläuterung der Bibel, nicht bloß die Voltairesche, sondern auch die, die man später machen wird. Mittlerweile durchläuft er (Voltaire) als Skeptiker die Annalen aller Völker, bringt da und dort einen leichten Strich an, wohl manchmal zu rasch und übertrieben, besonders wo es sich um die Alten handelt — denn seine historische Expedition

ist nur eine Rekognoszierungsreise — aber mit so richtigem Blick, daß wir von seiner übersichtlichen Karte die Hauptumrisse beibehalten können.«

Hier sehen wir also überall das genaue Gegenteil von Carlyle's Ansicht.

Es ist aber bezeichnend, daß das Streben, Voltaire's Leistungen zu verkleinern, sich selbst bei denen zeigt, die ihm sein großes Verdienst um Begründung einer Kulturgeschichte ohne weiteres zuerkennen. So äußerte sich in jüngster Zeit ein angesehener und achtungswerter Gelehrter, Ferdinand Tönnies, gelegentlich seiner Vorträge »Über sozialphilosophische Ansichten der Geschichte«*) über diese große Tat Voltaire's folgendermaßen:

»Dieser Begriff der Kulturgeschichte geht eigentlich auf Voltaire zurück, er will eben das Innere des Volkslebens sehen. Seine Begründung dafür ist oberflächlich genug; . . . .« und dann kommt wieder der allgemeine Vorwurf der Gar-Gründlichen:

»Es ist ja eine große Schattenseite dieses Zeitalters ein gewisser Mangel an Ernst, der sich auch bei Voltaire zeigt und der ihn auch hier scheitern (!) läßt.«

Woran erkennt Tönnies, wird man fragen, den »Mangel an Ernst« bei Voltaire? Antwort: Weil er den »Versuch über die Sitten« »für eine Dame« verfaßte!

Tönnies setzt also voraus, man könne niemals Ernst besitzen, wenn man etwas für eine Dame auseinander setzt.

Ich sehe keinen Grund dazu. Wohl aber weiß ich, daß Descartes der Königin Christine von Schweden, und Leibniz der preußischen Königin Sophie Charlotte wissenschaftliche, ja sehr subtile metaphysische Themen mit ganz genügendem Ernst auseinandersetzte, sowie auch Euler seine »Briefe an eine deutsche Prinzessin« über verschiedene

---

*) In den Hochschul-Ferialkursen in Salzburg im Herbst 1903, veröffentlicht in der Wiener Zeitschrift »Das Wissen für alle« (Redaktion von Prof. Dr. Anton Lampa).

»Gegenstände der Physik und Philosophie« gänzlich ohne »Mangel an Ernst« verfaßte.

Es wird wohl auch angenommen werden können, daß David Strauß seine der Prinzessin Alice von Hessen gehaltenen Vorträge über Voltaire, welche Vorträge dann als Buch erschienen und allgemein sehr gerühmt werden, ebenfalls nicht ohne hinreichenden Ernst gehalten, resp. verfaßt haben dürfte.

Es müssen übrigens, wie jeder zugeben wird, nicht immer Königinnen oder Prinzessinnen sein. Wer war z. B. jene Dame, für die Voltaire den »Versuch über die Sitten« verfaßt hatte? — Es war die Marquise du Châtelet.

Eine der gelehrtesten und ernstesten Persönlichkeiten ihrer Zeit, die bekanntlich über die Philosophie des Leibniz schrieb, Newton gründlich studierte und zu diesem Behufe bei den großen Mathematikern Clairaut und Bernoulli mathematischen Unterricht nahm.

Überdies ist es bekannt, daß die Quellenstudien Voltaire's für den Essai und für das Siècle — wie ich glaube nach Villemains Bemerkung — bei weitem gründlicher und umfangreicher waren, als man früher, namentlich aus dem Grunde, vorausgesetzt hatte, weil er allen Anschein von Gelehrsamkeit vermied und seine Bücher (um so mehr für eine Dame) stets angenehm lesbar machen wollte.

Was aber die Hauptsache ist: Hat man je gesehen, daß eine ganz neue Methode, eine neue Art der Auffassung schon bei ihrer ersten Aufstellung so gründlich durchgeführt wurde, wie das später die Nachahmer und Fortsetzer leicht verwirklichen können?

Es ist doch kein kleines Verdienst, überhaupt eine neue, fruchtbare Auffassung in die Welt zu bringen, warum will man dieses Verdienst verkleinern? Und das ist ja bei Voltaire's Geschichtsdarstellung um so weniger am Platz, da man ja — und auch Tönnies selbst — sehr gut weiß, welcher Schweiß von den Gelehrten unserer Zeit in zwar

sehr dicken Büchern, aber vergeblich, aufgewendet wird, um nur irgend eine neue sozialphilosophische oder geschichtsphilosophische Idee oder Methode — seit Marx's »materialistischer Geschichtsauffassung«, die mehr eine Lücke ausgefüllt, als eine neue richtige Gesamtauffassung gebracht hat — in die Welt zu setzen; oder, wenn sie in die Welt gesetzt wird, sie vor Anfechtungen zu behaupten. Und dasselbe gilt sogar von den mühsamen Versuchen, in dem doch kleineren Gebiet der Wirtschaftsgeschichte irgendwelche Entwicklungsgesetze aufzustellen; sie alle haben nur ein sehr kurzes Leben, so daß fast jedes neue Werk dieser Art an den Vogel Strauß in der Fabel erinnert, der da immer sagt: »Jetzt werde ich fliegen« und doch kaum mit den Flügeln zu flattern vermag.

Und welcher verächtliche Ton! Wie sich doch jeder, der neben Voltaire in der Geschichte der Menschheit garnicht existiert, herausnimmt, ihn von oben herab zu schulmeistern!

»Oberflächlich genug«. Dieses »genug«! So spricht ein Schulmeister zu dem Knaben, der ein schlechtes Pensum bringt; spricht man so von dem Verfasser des Jahrhunderts Ludwig XIV., des Versuchs über die Sitten, der Elemente der Newton'schen Philosophie usw.? Und spricht man, selbst wenn der Tadel verdient wäre, in solchem Tone von einem — vielleicht dem wirkungsvollsten — geistigen Befreier Europas?

Es geschieht aber Voltaire eigentlich ganz recht. Warum hat er es versäumt, Universitätsprofessor zu werden? Dann hätte der Universitätsprofessor Tönnies gewiß mit dem gehörigen Respekt von ihm gesprochen; aber gegen einen Mann, der keinen offiziellen Titel besitzt, nicht in fester Stellung lebt, kann man sich schon manches erlauben!

Vielleicht erklärt sich überdies die respektlose Sprache in jenem Satze, wenigstens teilweise, auch durch den Umstand, daß Voltaire ein Franzose, oder eigentlich, daß er kein Deutscher war. Denn man darf nicht vergessen, daß es

seit langem und auch noch heute bei den meisten deutschen Gelehrten gebräuchlich ist, Werke von Gelehrten anderer Nationen im vorhinein als oberflächlich anzusehen, und bei Werken von Deutschen fast regelmäßig von der »echt« oder »wahrhaft deutschen Gründlichkeit« zu sprechen. Besonders die Franzosen, und seien es die Größten, werden noch immer von vielen Deutschen unter dem Gesichtswinkel des Lessing'schen Riccaut de la Marlinière angesehen. —

Kommen wir doch aber zu der Frage der Beurteilung von Geschichtswerken überhaupt zurück. Damit hat es eben eine eigene Bewandtnis.

Selten, vielleicht nie, wird ein Geschichtsschreiber es allen recht machen, ob er nun objektiv oder subjektiv darstellt, ob er nun Gesetze oder Ideen in dem Laufe der geschichtlichen Begebenheiten nachzuweisen sucht, oder ob er solche verpönt; ob er die allerprofundeste Gelehrsamkeit aufwendet oder nicht — er kann immer auf Tadel gefaßt sein.

Bei vielen, ja den meisten, gilt eine tendenzlose Geschichtsschreibung für die alleinberechtigte; ferner gilt Thucydides seit jeher für einen der größten Historiker, ebenso Macaulay als Kultur- und Geschichtsdarsteller. Und doch wurde vor kurzem an gelehrter Stelle der Satz wie selbstverständlich ausgesprochen: »Gleich allen großen Historikern von Thucydides bis Macaulay schreibt M. . . . Geschichte vom Parteistandpunkte.«

Nun ist aber wiederum in den Augen vieler — auch Montesquieu's — das ein großer Fehler bei Voltaire, daß er eben Geschichte vom Parteistandpunkte des Aufklärers, des Kulturphilosophen, aus konzipierte, und es dürfte wohl Herder der erste gewesen sein, der (im Jahre 1774) die durch Voltaire vertretene Geschichtsschreibung speziell wegen ihrer Verachtung des Mittelalters tadelte.*)

---

*) Entnommen aus Koser's »König Friedrich der Große«.

Selbst wenn man Voltaire's Unfähigkeit: »Tatsachen und Gestalten der Geschichte aus den angegebenen Bedingungen ihres Werdens und Lebens zu begreifen«*) zugibt — wobei es allerdings sehr fraglich ist, ob das schon irgend Jemandem gelungen ist — so kann man doch wenigstens nicht behaupten, daß er die Geschichte mit Bewußtsein fälscht, und daß er die Erzählung der Begebenheiten zum Zwecke des Chauvinismus korrumpiert. Aber gerade das werfen unzählige, nicht unberühmte, Historiker des einen Staates den unzähligen, ebenfalls nicht unberühmten Historikern der anderen Staaten vor, und man muß sagen: Mit Recht!

Und andererseits: Was die Fülle der Detailstudien betrifft, deren Mangel den historischen Werken Voltaire's vorgeworfen wird, so möge man doch bemerken, daß er noch viele andere und darunter sehr wichtige, ja viel wichtigere Dinge zu tun hatte. Mögen die Gründlicheren ihm das also zu Gute halten und mögen sie, die nicht anderweitig so viel beschäftigt sind, wie es Voltaire war, ihre Quellenstudien im ausgedehntesten Maße betreiben, man wird ihnen auch dafür dankbar sein, auch wenn sie, wie es höchst wahrscheinlich ist, keine »Versuche über Sitten« zu Stande bringen.

Voltaire aber hatte alle Hände voll zu tun, während er Geschichtswerke verfaßte. Denn er stand gleichzeitig in der vordersten Reihe der Kämpfer, um Vorurteile und Mißbräuche aller Art zu bekämpfen, hatte sich um die Aufhebung der Folter und um die Verbesserung der Kriminalrechtspflege zu kümmern und außerdem sich noch manch andere, sehr ehrenhafte Aufgaben gestellt, die sich mit der Bedeutung »gründlicher Quellenstudien« wirklich ganz wohl vergleichen lassen, wie z. B. die Unterdrückung feudaler Servitute, die Verteidigung der Calas, Sirven usw. — Das sind lauter Dinge, mit denen sich bisher keiner der selbst

*) Worte Oncken's in seinem »Zeitalter Friedrich des Großen«.

allergründlichsten Historiker belastete — er konnte also nicht so eingehend wie der Fachhistoriker ruhig in den Bibliotheken oder Archiven studieren; obwohl er sogar auch dies bei Abfassung der »Annales de l'Empire« (deutsche Reichsannalen) während seines Besuches am Gothaer Hofe tat und damit bewies, daß er auch diese Kunst verstand.

Hingegen wird ganz übersehen, daß der persönliche oder schriftliche Verkehr Voltaire's mit Königen, Prinzen, Staatsmännern und Feldherren ihm ein Verständnis für Menschen und Ereignisse, denen er tief hinter die Kulissen blickte, eine Weite des Blicks und eine Souverainetät des Urteils ermöglichte, die kein noch so gründliches Quellenstudium — so nötig es auch unbedingt ist — verschaffen kann. Daher kommt es auch, daß die Lektüre der Voltaire'schen Geschichtswerke dem Leser ein gewisses Gefühl der Freiheit und Überlegenheit über die Menschen oder Vorgänge erweckt; während bei den meisten Werken anderer Historiker der aus niedrigerer sozialer Position sich gleichsam in die »große Welt« eindrängende devote Philister hervorguckt. Und man wird auch schwerlich einen Historiker nennen können, der eine solche Menschenkenntnis beweist, wie Voltaire in seinen Geschichtswerken; er macht mir in dieser Beziehung einen ähnlichen Eindruck wie Shakespeare.

Selbst den Geschichtsphilosophen, die doch einen höheren Standpunkt als der reine Historiker einnehmen, merkt man die sozusagen weltfremde Unbeholfenheit an; und zwar daran, daß sie Vorgänge, die dem Einzelgenie, oder dem Zufall — welche beiden Voltaire als bewegende historische Faktoren ansah — oder, was am häufigsten zutrifft: der Schlechtigkeit einzelner oder vieler zuzuschreiben sind, großen Gesetzen in die Schuhe schieben wollen und dabei den Dingen die größte Gewalt antun.*)

*) Sehr belehrend über die Unrichtigkeit der Ansicht, daß die Individuen keinen Einfluß auf den Gang der Geschichte haben, sondern nur die »Massen«, oder die »wirtschaftliche Entwicklung« usw. ist

Möge jeder Spezialforscher, also auch der Quellen-Historiker, sich seiner Leistungen freuen, es wird kein Vernünftiger ihm sein Verdienst schmälern wollen; »sehe jeder, wie er's treibe;« aber warum andere, die sich andere Aufgaben stellen, degradieren wollen?

Und möge der noch so gelehrte und gründliche Historiker auch noch weiter bedenken, daß auch er der bösen Nachrede nicht entgehen wird.

Was kann man noch mehr an Fülle des Wissens und der Detailstudien verlangen, als z. B. in Mommsens Römischer Geschichte zu finden ist?

Und doch gibt es aus dem, wegen seiner Oberflächlichkeit so verschrieenen 18. Jahrhundert ein ganz kleines Buch über denselben Gegenstand, nämlich Montesquieu's »Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Niederganges,« — welchem Werke sogar Voltaire die Mangelhaftigkeit der Quellenangaben oder Studien, selbst falsche historische Zitate vorwarf — von dem der neueste Herausgeber, der bedeutende Jurist und Rechtshistoriker Eduard Laboulaye, sagt: »Niemals wird man dieses unsterbliche Meisterwerk verdunkeln; es wird mehr als eines der Bücher überleben, die man heute bewundert. Was ist denn noch übrig von Niebuhr und seinen geistreichen Hypothesen, die durch andere Hypothesen abgelöst worden sind, die nicht weniger geistreich und nicht weniger haltlos sind? Was ist denn geworden aus dem hochtrabenden Roman, welchen Herr Mommsen, ein immerhin geschickter Altertumsforscher, auf den Namen »Römische Geschichte« getauft hat? Alle diese Wunder von Gelehrsamkeit veralten in zehn Jahren, während die »Betrach-

---

namentlich der Umsturz der politischen Verhältnisse in England nach Cromwell's Tode. »Richard Cromwell zeigte«, sagt mit Recht Voltaire in seinem Siècle, »daß das Schicksal der Staaten oft vom Charakter eines einzigen Menschen abhängt.« Auch die Folgen des Todes Gustav Adolphs und der Besiegung Napoleons bewiesen die Bedeutung begabter Individuen in der Geschichte.

tungen« in jedem Menschenalter neue Leser und neue Bewunderer finden.«*)

Zum Überfluß finden sich aber sogar Schriftsteller, die zu den verbissensten Gegnern Voltaire's zählen, die seine Geschichtswerke überaus hoch stellen und gerade das Entgegengesetzte wie Carlyle sagen. So meint Emil Faguet, Voltaire sei ein guter Historiker gewesen, weil er das Genie der Neugierde besaß;**) seine Geschichtswerke machen ihm große Ehre; was sie am meisten so empfehlenswert macht, ist, daß er jedes zehnmal überarbeitete. Neue Tatsachen und Einsichten, ohne Unterlaß gesammelt und mit größter Geduld registriert .... Wenn der »Essai sur les moeurs« etwas zu sehr Pamphlet ist, so sind das »Siècle«, »Karl VII« und »Peter der Große« Werke voll Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und großen Talents.«***)

Und schon Condorcet berichtet, daß Voltaire bei seiner Geschichte Karls XII. nur Originalmemoiren von Augenzeugen der Vorgänge benutzte und daß König Stanislaus, der »Freund, Genosse und das Opfer Karls XII.«, Voltaire die Genauigkeit seiner Darstellung bestätigte.

Carlyle aber sagt speziell von der »Geschichte Karls XII.«: »Das bestgeschriebene Buch Voltaire's, aber ganz ohne Wahrhaftigkeit.«

* * *

Bei der Kritik der Voltaire'schen Geschichtsschreibung sahen wir, wie die Tadler seine positiven Leistungen ignorieren und seine mehr oder weniger vorhandene Schwäche

---

*) Aus W. Oncken: »Das Zeitalter Friedrich des Großen.« (S. 466 des I. Bandes.)

**) Bekanntlich gab auch Ranke auf die Frage, was ihn zu seinen geschichtlichen Studien getrieben habe? die Antwort: Die Neugierde, zu wissen, wie es eigentlich gewesen.

***) Siehe Faguet's »Dix-huitième siècle«, »Etudes littéraires« 1 (6. Auflage, 1901, S. 266).

in diesem Fache mit aller Schärfe hervorheben; das heißt wirklich: mit Lieblosigkeit urteilen.

Wenn es sich aber um Geist oder Witz bei Voltaire handelt, so würde man meinen, es sei jede Nörgelei ausgeschlossen; denn Geist und Witz besaß er wie doch kaum je ein Mensch. Aber man weiß sich zu helfen: Man degradiert diese Eigenschaft, indem man sie einer andern angeblichen höheren gegenüberstellt, nämlich: dem Humor.

»Sein Witz ist,« meint Carlyle, »weiter nichts als ein logischer Scherz, eine Heiterkeit des Kopfes, nicht des Herzens«.

Und wenn dem so wäre? Ist das ein Verbrechen? Ein Fehler? Und ist es überhaupt so sicher, daß beide Arten von Heiterkeit, ästhetisch genommen, nicht gleichartig sind? Und, wenn ethisch genommen, brauchen wir bei Voltaire erst lange zu suchen, um sein »Herz« zu finden, selbst wenn er auch noch nebenbei in seinen Schriften auch nur eine Heiterkeit »des Kopfes« hat?

Man wird doch auch nicht einem Rabelais etwa deswegen kritische Vorwürfe machen, weil er keinen eigentlichen Humor, sondern mehr Witz und Satyre besitzt; und gewiß, ohne äußerste Frivolität, es nicht wagen, diesen Mann, einen der bedeutendsten Geister und edelsten Menschenfreunde Europas, degradieren zu wollen!

Es ist auch ganz und gar Ansichtssache, resp. Temperaments- oder Rasseanlage, ob man an Geist und Witz oder an Humor — bei dem also das Gemüt mitspielt — eine größere Freude hat. Ja, an Wichtigkeit für die äußere Welt, an dynamischer Wirkung auf die Gesinnung der Menschen hat der Humor — der einen mehr statischen Charakter und eine mehr beschauliche Stimmung zur Voraussetzung und auch zum Resultate hat — jedenfalls bei weitem nicht die Bedeutung wie ihn Witz, Geist, besonders aber Satyre großer Schriftsteller besitzen; vorausgesetzt, daß Witz oder Satyre sich auf allgemein wichtige Vorgänge oder

Persönlichkeiten beziehen. Ich fand eine Äußerung Goethes über diesen Punkt, die mit meiner eben ausgesprochenen Ansicht sehr übereinstimmt. »Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat,« sagte der alte Goethe zum Kanzler Müller, »kann humoristisch sein . . . freilich, humoristische Augenblicke hat wohl jeder, aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durch's ganze Leben geht . . . Wem es bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein.«

Und zu dem Satze Carlyle's vom Witz Voltaire's als einer »Heiterkeit des Kopfes, nicht des Herzens« sei als eine interessante Zufälligkeit mitgeteilt, daß im Laufe jenes Gespräches zwischen Goethe und Müller dieser anführte, irgend ein Schriftsteller habe gesagt, der Humor sei nichts anderes, als der Witz des Herzens. Goethe ergrimmte aufs heftigste über diese Redensart. »Witz des Herzens«, welcher Unsinn! Ich weiß nicht, was Herz ist und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phrasen streifen an meinem Ohr vorüber wie zerplatzte Luftblasen.« Carlyle, der Goethe in allem so sehr bewunderte, kannte wohl diese Äußerungen Goethe's nicht; vielleicht hätte er sonst seine Bemerkungen über Voltaire's Witz unterdrückt. Ob man nun aber Goethe's Ansicht oder jene Carlyle's akzeptiert, so wird es trotzdem keinem gesitteten Beurteiler der Dinge einfallen, einen Humoristen deshalb verkleinern zu wollen, weil er zu viel »Heiterkeit des Herzens und zu wenig des Kopfes« besitzt.

»Er hat keinen Schimmer von Humor,« heißt es bei Carlyle weiter, » . . . . vergebens suchen wir in allen seinen Werken auch nur einen einzigen Zug eines Don Quixote oder eines Tristram Shandy.« Auch Faguet in seinen »Etudes littéraires« zieht den Don Quixote zur Vergleichung heran und zwar — man sollte es kaum glauben — mit Voltaire's »Pucelle!« »Diese hat nicht jenen notwendigen Fond eines

komischen Romans,« heißt es dort, »lauter kleine, groteske Tatsachen ....«

Ganz abgesehen davon, daß jeder Dichter sich seine eigene Manier auswählen kann, und man daher jeden Tadel, der aus der Vergleichung mit anderen Dichtungen hergeleitet wird, mit Berufung auf das für alle gleiche Recht zu schreiben, wie es eben jedem beliebt, vollständig über den Haufen werfen kann*) — wollen wir den Mangel an Humor im Cervantes'schen Sinne bei Voltaire gern zugeben; aber ich stelle eine Gegenfrage: Finden wir im ganzen Cervantes oder im ganzen Sterne solche Gedanken wie im »Philosophischen Wörterbuch?« Oder: Empfindungen wie im Aufsatz »über Toleranz-Ideen?«, wie im »Versuch über die Sitten?«

Hat ferner Cervantes sich der Unterdrückten angenommen, Toleranz gepredigt, wie Voltaire? Hat nicht Cervantes in seinem Don Quixote die Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien gutgeheißen? usw. Wo kämen wir aber hin, wenn wir in solcher Weise bei jedem großen Mann an seine Mängel, kurz und allgemein: an das, was er nicht hat, erinnern wollten?!

Lassen wir also alle derartigen Vergleiche.

Hätte etwa Voltaire alle Vorzüge und Talente sämtlicher anderer Genies aller Zeiten in sich vereinigen sollen, bloß damit man ihm nicht einen Vorwurf daraus machen könne, er habe das oder jenes nicht gekonnt? Aber so etwa sieht die Sache wirklich aus; denn wenn er z. B. Humor à la Cervantes besessen hätte, so könnte man ihm ja vorhalten, er habe keine Satyre gehabt, und so ins Endlose. —

Diese ganze Art, jemanden zu tadeln, weil er irgend

*) Dafür kann auch jeder tadeln wie es ihm beliebt, er darf aber seinen Tadel nicht als allgemein gültigen, sondern nur als Ausdruck des persönlichen Geschmacks hinstellen. Wie man sieht, tut das aber weder Carlyle noch Faguet.

etwas nicht gekonnt, anstatt dasjenige anzuerkennen, was er in der Tat konnte, oder darum, weil er überhaupt anders war als irgend jemand, ist eine lieblose Unart der meisten kritischen Schriften, namentlich aber jener, die im vorhinein gegen jemanden eine gegnerische Stellung einnehmen wollen. So heißt es z. B. bei Strauß: »Voltaire war kein ruhiges Licht, sondern ein flackerndes Feuer.« Also da hätten wir wieder einen neuen Mangel bei Voltaire entdeckt! Es ist in der Tat keine Kleinigkeit, ein »flackerndes Feuer« anstatt eines »ruhigen Lichts« zu sein!

Strauß wollte offenbar dem Leser suggerieren, daß die großen Genies der Deutschen und besonders das größte: Goethe, doch ganz andere und zwar höhere Naturen seien, als jene der Franzosen, also auch als des größten unter ihnen, »Voltaire's« nämlich. Denn man ist ja seit jeher gewohnt, sich Goethe nur als Greis in steifer Haltung und in »olympischer Ruhe« vorzustellen, was alles der Voltaire'schen Beweglichkeit möglichst entgegengesetzt ist.

Woraus folgt denn aber, daß ein flackerndes Feuer — die Richtigkeit dieses Bildes für den Augenblick zugegeben — weniger wertvoll ist als ein ruhiges Licht? Wenn man als flackerndes Feuer all das in der Welt bewirken kann, was Voltaire bewirkte, so ist es nicht nur, sozusagen, vollauf in seiner Existenz gerechtfertigt, sondern jedem noch so ruhigen Licht gegenüber mindestens als gleichberechtigt erwiesen; zumal das ruhige Licht Goethes bei aller Grösse sich als Kulturfaktor lange nicht mit dem Feuer Voltaire's messen kann — was wohl jeder, der die Einwirkung Voltaires auf den gesellschaftlichen Zustand Europas und andererseits jene Goethes kennt, einsehen wird, und was in Carlyles Satz, den ich oben zitierte: »Wenn man Voltaire und seine Tätigkeit aus dem 18. Jahrhundert hinwegnehmen wollte usw.«*) ebenfalls und noch in allgemeinerer Sinnendeutlichkeit ausgesprochen wird.

---

*) Seite 76.

Es wird wohl die längst veraltete Winckelmann'sche Kunsttheorie von der Überlegenheit der antiken »Ruhe« gegenüber der leidenschaftlichen »Bewegung« Strauß im Sinn gelegen sein, als er diesen Satz aussprach, der überhaupt und nicht nur im Gebiet der Kunst, eine ganz willkürliche Behauptung involviert. Gewissen Naturen und gewissen Nationen oder Rassen erscheint Leidenschaft, rasche Abwechslung, Temperament, Unruhe an sich viel vorzüglicher und auch ästhetisch höherstehend, als Ruhe, Bedächtigkeit, langsames Tempo.

Hiezu kommt noch der Umstand, daß dem einen als Ruhe und als »ruhiges Licht« erscheint, was dem andern den Eindruck eines flackernden Feuers macht. Die Franzosen bemerken wohl an Voltaire durchaus kein Flackern, und selbst während seiner heftigsten Kämpfe nicht; vielleicht, ja wahrscheinlich, empfand Voltaire selbst während der Abfassung seiner Kampfschriften weniger Unruhe, als Strauss oder mancher andere Deutsche bei der bloßen Lektüre derselben. So war auch Napoleon während der heftigsten Schlachten und gefährlichsten Situationen ganz ruhig, sein Herz machte nicht einen Schlag mehr als sonst, wohingegen dem Leser seiner Biographie so oft, z. B. gelegentlich der Rückkehr von Elba, vor Aufregung das Herz klopft.

Lassen wir also Voltaire ohne Bedenken »flackern!«

* * *

Einen unbedingt traurigen Anblick bieten jene Gegner Voltaire's dar, die ihm alles Gute und Große, das er angestrebt oder ausgeführt hat, gewissermaßen unter der Hand verdrehen und hier immer nur niedrige Motive suchen oder alles ins Geringfügige herabziehen. Das ist eine Spezialität jener französischen Literaten, die den klerikal-royalistischen Standpunkt vertreten.

Als einer der verkniffensten ist da der Literaturhistoriker Emil Faguet zu nennen, und diese ganze Methode zu bekämpfen, zu verurteilen, zu verkleinern und verächtlich zu machen, soll durch einige Stellen aus seinen »Etudes littéraires« illustriert werden.

Vor allem beklagt Faguet, daß das 18. Jahrhundert weder christlich noch französisch war, wobei unter »französisch« die konservative, aristokratische und monarchische Gesinnung verstanden wird. Nun ist das ein Standpunkt, den man wohl mißbilligen und bekämpfen kann, gegen dessen Vertreter sich aber sonst im vorhinein nichts Schlimmes sagen läßt. Aber die Kampfweise dieses »frommen Tierchens«! »Voltaire ist ein französischer bourgeois gentilhomme aus der Zeit der Regentschaft . . . . sehr reich geworden, ein wenig kühn, sehr frech, der alle Mängel seiner Abstammung und Erziehung bewahrte.« Hier spricht der Anhänger der Adelsinstitution und der Verächter bürgerlicher Sitte; dazu paßt auch der Satz: »Auch ist er wenig militärisch;« welcher Tadel wohl der Lebensanschauung eines adeligen Raufboldes, nicht aber der eines gesitteten Schriftstellers entspricht.

Und nun mögen jene Behauptungen Faguet's folgen, die, wie so oft bei Polemiken Klerikaler, gleichsam als ihre kühnen Reiterstückchen anzusehen sind, indem sie den Mut haben, allbekannte Tatsachen zu ignorieren, ja ihnen direkt zu widersprechen:

»Niemals anerkannte er Denkfreiheit sich selbst gegenüber« — während es doch bekannt ist, daß er gegensätzliche Ansichten nicht nur tolerierte, sondern auch deren Vertreter mitunter sehr freundschaftlich behandelte und unterstützte (wie schon oben bemerkt wurde).

»Nichts war ihm lieber als die Teilung Polen's, weil es eine schöne Manifestation der Kraft war.« Tatsächlich aber war Voltaire ein prinzipieller Gegner solcher Manifestationen, wie schon seine Ansichten gegenüber dem kriegführenden

Friedrich dem Großen beweisen; und überdies sprach Voltaire in Briefen an Friedrich ausdrücklich davon, daß er die Teilung Polen's wegen der dort herrschenden Intoleranz der Katholiken und wegen der Unterdrückung der Volksbildung und der Wissenschaft überhaupt durch den Adel wünsche, und in der sichern Hoffnung, diese Verhältnisse unter Friedrich und Katharina gebessert zu sehen.

»Er ignorierte die Unterscheidung von Gut und Böse« — welche Behauptung geradezu erstaunlich ist, abgesehen von tausend Einzeltatsachen, einem Manne gegenüber, der von sich selbst sagte: »Ich habe einiges Gute getan und das ist das beste meiner Werke.« »Das trockenste Herz,« meint ferner Faguet, »das man je sah« — das gehört zum vorigen und braucht keine spezielle Kritik.

Nun zu den Verdrehungen und Verdächtigungen bei Faguet:

»Aus Ruhmsucht täuschte er allerlei Kühnheiten vor, die seinem intimen Geschmack eigentlich entgegen waren.« — Das dürfte wirklich schwer zu beweisen sein!

»Dieser Epikuräer erkennt, daß das Glück der andern zu seinem eigenen notwendig ist, wenigstens, daß die Leiden der andern ein unangenehmes Konzert unter seinen Fenstern gäben.« — Faguet merkt also gar nicht, daß eben darin die Eigenschaft der Güte besteht, das Glück der anderen zum eigenen Glück für notwendig zu halten. — » . . . . . . für einen Menschen, der gewohnt ist, seine Stimme wenigstens bis an die Grenzen seines Landes zu erstrecken, wird dieses Gefühl zu einer lebhaften Ungeduld, ein unerträglicher Schmerz, zu wissen, daß es Unglückliche im Lande gebe und daß es leicht zu bewirken wäre, daß es deren keine mehr gebe . . . . . Ich will von Calas, Sirven und de la Barre sprechen. Man hat ohne Zweifel zu viel Lärm damit gemacht . . . Voltaire war ja sein ganzes Leben lang in Prozesse verwickelt, nach der Tradition seiner Familie.«

»Er schreibt für zwei oder drei unschuldig Verurteilte, was seine Popularität wiederherstellt und seine Rancune gegen die Magistratur befriedigt, und das wird ihm dann von der Nachwelt so angerechnet, als ob er sein ganzes Leben hindurch nichts anderes getan hätte, und was übrigens sehr gut ist.«

Hier sieht man ein Unglaubliches getan! Man sieht hier das Bestreben, edle Handlungen durch den bloßen Ton der Berichterstattung und durch eine Summe aneinander gereihter kleiner Verdächtigungen und Bosheiten um ihren Eindruck auf die Menschen zu bringen; und zugleich hat man ein vorzüglich klares Beispiel dessen vor sich, was ein Frommer zu sagen imstande ist, wenn er seinen Gegner um jeden Preis schlecht machen und selbst seine verdienstvollsten, nicht wegzuleugnenden Handlungen degradieren will. Allerdings ist die Sophisterei so erzwungen, die Darstellung so sichtlich gekünstelt, daß Faguet wohl bei wenigen, nicht kirchlich gesinnten Lesern seinen Zweck erreichen dürfte. Und um Voltaire vollends um alle Achtung zu bringen, vergleicht ihn Faguet mit — Aretin! Mit einem Menschen, der gar nichts anderes als der, der Zeit und Gewandtheit nach, erste Revolverjournalist Europas war; der sich nie um Fortschritt oder Reformen kümmerte, weder in Künsten noch in Wissenschaft etwas leistete und sich nie eines Bedrückten annahm! Und in der wohlbekannten pfäffischen Art bringt Faguet diesen Vergleich auf einem Umweg vor, indem er sich so ausdrückt:

»Die Könige und Prinzen schrieben ihm freundschaftlich. Ich will bemerken, daß dasselbe Aretin geschah, aus denselben Motiven, und zwischen beiden gibt es Analogien.«

Da nun Faguet gewiß nicht unter diesen Analogien: Essen, Trinken und Schlafen versteht, so kann er nur die Charakteranlagen im Sinne haben, also die Ähnlichkeit von

Voltaire's Charakter mit jenem eines der verlottertsten und egoistischesten Individuen der Renaissance!*)

Was aber die Verteidigung von Calas betrifft, welche Faguet als eine Art Prozeß-Sport Voltaire's hinstellt, so seien einige Bemerkungen hierüber gestattet.

Obwohl alle Welt von der »Verteidigung des Calas« gehört hat, so haben doch nur wenige eine Ahnung davon, was für ein Stück Arbeit da von Voltaire geleistet werden mußte und wie sein ganzes Wesen Jahre hindurch von Mitgefühl für jene unglückliche Familie erregt und angetrieben wurde, sich den Mühen dieses Prozesses zu unterziehen. Im allgemeinen wird wohl jeder, besonders nach Lektüre der oben mitgeteilten Faguetschen Darstellung, glauben, Voltaire habe in diesem Falle, wie sonst ein Anwalt zu tun pflegt, bloß Aktenstücke gelesen und dann eine Satzschrift verfaßt!

Zur Aufklärung und damit man Faguet's unglaubliche Entstellung des Sachverhalts in ihrer ganzen Größe beurteilen könne, gebe ich in folgendem eine kurze Darstellung der Tätigkeit und des Gemütszustandes Voltaire's in der Calas-Affaire:**)

Im Jahre 1762 geriet der damals achtundsechzigjährige Voltaire in nicht geringe Erregung, als ihm die Nachricht zukam, man wolle in Toulouse eine grosse Büßerprozession zum Gedächtnis eines Massacres im Jahre 1562 abhalten,

*) Wenn man diese verkniffene Bosheit, diesen Versuch, große und edle Bemühungen zu degradieren, und dabei auch die Geistlosigkeit der Argumentation betrachtet, so erstaunt man darüber, daß ein solcher Herostrat moralischer Monumente ein Franzose, Professor und Mitglied der Académie française sein kann. Wenn noch mehrere solcher Männer, solcher Charaktere die französische Jugend in Geschichte der Literatur unterrichten und die »Zierden des französischen Geistes« in ihrer Eigenschaft als Akademiker repräsentieren sollten, dann wäre es um Frankreich sehr schlimm bestellt. Sehr traurig, daß ein solcher Geist einen Lehrstuhl bekommen oder behalten konnte!

**) Wobei ich mich der Darstellung Noel's in seinem Buche »Voltaire et Rousseau« anschliesse.

bei dem 4000 Hugenotten ermordet wurden*). Voltaire war im Begriffe, Toulouse vor der Welt nach Gebühr zu züchtigen. Unterdessen gedieh die fanatische Stimmung immer weiter und als Vorbereitung zu dem gottesdienstlichen Feste der Prozession verurteilte das Parlament von Toulouse den protestantischen Kaufmann Calas unter der Anklage, seinen eigenen Sohn ermordet zu haben, um ihm den Übertritt zum Katholizismus unmöglich zu machen, zum Tode. Der edle und an dem Tode seines Sohnes ganz unschuldige Calas wurde gerädert und seine ganze Familie verfolgt.**)

Als aber endlich die Unschuld des Calas unwiderleglich an den Tag kam, hatte Voltaire keine Ruhe mehr; von nun an gab es für ihn keine philosophischen, keine literarischen Arbeiten, nur das Eine schien ihm jetzt notwendig: das Andenken des Ermordeten zu rehabilitieren, das Urteil kassieren zu lassen, die Ehre von Calas' Witwe, dessen Söhnen und Töchtern wiederherzustellen und sie wieder in ihre Güter einzusetzen. Voltaire ließ die Familie, die ohne Asyl, ohne Hilfe, ja ohne Brot war, nach Ferney kommen. In ihrem Namen und auf seine Kosten appelliert er an den Staatsrat um Revision des Prozesses; er schreibt und läßt für die Unglücklichen agitieren, bei dem König, bei den Ministern, bei Frau von Pompadour. Er schreibt in jener Namen und substituiert sich nach Herz und Seele und Aktivität der verfolgten Familie, und tritt zugleich als Rächer der verfolgten Unschuld auf. In diesem Gemütszustande verdoppeln sich seine Kräfte und seine Unerschrockenheit.

---

*) Welche Prozession in unserer Zeit, nämlich im J. 1862. wiederholt wurde.

**) Ich möchte hier auf ein Drama der neuesten Zeit aufmerksam machen, das die Affäre Calas behandelt, und das, für meine Empfindung wenigstens, den Gegenstand in höchst ernster und kräftiger Weise durchführt, sehr spannend wirkt und zugleich ein anschauliches Bild des damaligen Kulturzustandes in Frankreich bietet. Der Verfasser dieses Stückes ist der Wiener Dramatiker Victor Stern.

Keine andere Beschäftigung gab es während dreier Jahre für ihn, als die Familie Calas zu retten; in dieser Zeit rechnet er sich — wie er an einen Freund schrieb — jedes Lächeln, jede Heiterkeit zum Verbrechen an. Und er unterlässt absichtlich alle Polemik, jedes harte Wort und jeden Spott gegen die Richter, niemals war sein Stil so einfach, wie jetzt in seinen Schriften in der Calas-Affäre; im Interesse der Sache, um nicht zu irritieren, wendet er alle Vorsicht an, irgend jemanden, der hier beteiligt war, zu verletzen, »er spricht nur halblaut«, wie sich Noel ausdrückt, und während er sonst vor Zorn zittert, hält er sich zurück, verbirgt sein Genie — er will nichts anderes, als »die bestürzte Familie retten«.

Mit der Geduld einer Mutter, die ihre Kinder verteidigt, sucht er zu erklären, wieso die acht Richter, die das Todesurteil über Calas aussprachen, sich irren konnten; selbst in seiner Korrespondenz mit seinen Freunden, wie z. B. in seinem Briefe an d'Argental vom 24. Juni, hütet er sich, sie zu beschuldigen, er unterdrückt seine eigene Meinung, er könnte das Parlament niederwerfen — er unterläßt es; denn es handelt sich ihm nicht um rednerischen oder schriftstellerischen Erfolg, sondern um die Ehre des Calas.

Die Anwesenheit der Witwe Calas in Ferney, die in ihrem übergroßen Unglück fast dem Tode nahe war, erregte in Voltaire den denkbar höchsten Grad von Mitleid; wenn man seine Korrespondenz aus jener Zeit liest, findet man immer wieder das große Herz, das eine heilige Sache verteidigt.

Am 29. März schreibt Voltaire an seinen Freund d'Argental: »Sie fragen mich vielleicht, warum ich mich so sehr für den geräderten Calas interessiere: es geschieht, weil ich ein Mensch bin, weil ich alle Welt ausserhalb Frankreich empört sehe.... Können Sie nicht den Herzog von Choiseul dazu bewegen, sich über diese schreckliche

Angelegenheit zu unterrichten, die die menschliche Natur entehrt? . . .«

Und am 4. April an Damilaville: »Niemals, seit der Bartholomäus-Nacht, hat etwas so sehr die menschliche Natur geschändet.« Am selben Tage schreibt er an d'Argental: »Lacht man noch in Paris?«

Einige Tage nachher hat er vor Aufregung das Fieber und muß im Bette bleiben.*)

Am 11. Juni schreibt er von neuem an d'Argental: »Ich werfe mich Ihnen und dem Grafen Choiseul zu Füßen. Die Witwe Calas ist in Paris, um Recht zu erlangen. . . . Im Namen der Menschheit, unterstützen Sie sie, Graf Choiseul möge sie anhören! . . .«

Am 9. Juli an einen Kaufmann in Marseille: »Teilen Sie mir mit, mein Herr, ich beschwöre Sie, ob die Witwe Calas in Not ist . . . .« und er fügt bei: »Das hieße, auf alle Menschlichkeit verzichten, wenn man eine solche Angelegenheit mit Gleichmut behandeln wollte.«

Am 26. Juli wieder an Damilaville: »Die Abscheulichkeit von Toulouse beschäftigt mich mehr als die Unverschämtheit von St. Sulpice. Ich bitte Sie inständigst, die Originalakten des Prozesses drucken zu lassen, Herr Diderot kann leicht einen Buchhändler zu diesem guten Werke finden . . . Möge Ihr gutes Herz der unglücklichen Familie diesen Dienst leisten! Hierin liegt wahre Philosophie.« — Am 31. Juli an denselben: »Ist es möglich, daß man in Paris nicht die Memoiren des Calas drucken will! Gut, da sind andere: lesen und zittern Sie.«

Am 7. August an D'Argental: »Man muß dem Kanzler die Ohren davon gellen machen, man darf ihm keine Ruhe, keinen Frieden gestatten; man muß ihm immerfort zurufen: Calas! Calas!«

---

*) Wagnière erzählt, daß Voltaire an jedem Jahrestage der Bartholomäus-Nacht vor Zorn das Fieber bekam.

Am 21. September schreibt Voltaire an Chauvelin: »Diese Affäre wird immer wichtiger, sie interessiert die Völker und die Religionen . . . .« — Am 9. Januar 1763 schreibt er anläßlich des Neujahrsgrußes an seinen alten Freund Cideville, spricht wieder von der Calas-Affäre und der Revision des Prozesses: »Ich seufze nach dem revidierten Urteile, als ob ich ein Verwandter des Toten wäre.«

Und so geht es weiter; die Dinge gehen ihm zu langsam vorwärts. »Das Blut kocht mir wegen der Calas. Wann wird die Revision angeordnet werden?«

Endlich, am 7. März, kam die Affäre an den Staatsrat, man sprach die Revision des Urteils von Toulouse aus, und bei dieser Nachricht ruft Voltaire (in einem Briefe an Damilaville vom 15. März) aus: »Es gibt also noch Gerechtigkeit auf Erden, es gibt noch Menschlichkeit!« und an den Referenten Crosne schreibt er: »Mein Herr, Sie haben sich mit Ruhm bedeckt . . . die Philosophen müssen Sie hochschätzen, und die Intoleranten selbst müssen Sie achten . . .« — Und mit diesem allen vergleiche man die Darstellung Faguet's: ». . . . Man hat ohne Zweifel zu viel Lärm damit gemacht . . . Voltaire war ja sein ganzes Leben lang in Prozesse verwickelt, nach der Tradition seiner Familie« (!)

* *
*

Eine ganz aparte Art, Voltaire zu verkleinern, haben sich mehrere, zumeist aber deutsche Schriftsteller zurechtgelegt, indem sie die letzte der von mir zu Anfang angeführten Methoden in Anwendung bringen: die relative Erhöhung seiner Gegner.

Mit welcher Gerechtigkeit hierbei vorgegangen wird, werden wir sogleich sehen.

Da ist vor allem die bekannte Gegnerschaft Lessings gegen Voltaire.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, schicke ich voraus, daß mir Lessing nicht nur eine der edelsten und bedeutendsten, sondern auch eine der sympathischesten Persönlichkeiten Deutschlands ist, und daß es mir nicht im entferntesten einfällt, irgend einen bedeutenden Mann, also auch Lessing nicht, wegen sekundärer Fehler oder einzelner Handlungen herabsetzen zu wollen; es kann sich höchstens darum handeln, das Vorhandensein derselben zu konstatieren, wenn die Bildung eines Urteils über Beziehungen zu andern — aus Gerechtigkeit gegen diese andern — in Frage steht.

Wer nun die Affäre zwischen Voltaire und Lessing in Berlin kennt, wird wissen, daß jener allen Grund hatte, über diesen ungehalten zu sein, und daß Voltaire's Unwillen bei seinem impulsiven Temperament menschlich ganz und gar gerechtfertigt war; es ist sogar fraglich, ob nicht jeder in seiner Lage ebenso losgefahren wäre.

Ich gebe den Fall, der, wie ich aus Erfahrung weiß, im allgemeinen wenig bekannt ist, während die Angriffe Lessing's auf Voltaire jedem Knaben in Deutschland in der Schule aufgedrängt werden, nach der Darstellung eines gewiß verläßlichen Mannes, nämlich des Philosophen Karl Rosenkranz, in folgendem wieder:

Voltaire hatte eben das »Siècle de Louis XIV.« drucken lassen, Lessing war damals als Übersetzer für ihn tätig, und Richier, ein französischer Sprachlehrer, der die Korrekturen für Voltaire besorgte, damit beschäftigt, 24 der besten Exemplare des »Siècle« auszusuchen, welche den Mitgliedern der königlichen Familie übergeben werden sollten, bevor das Buch irgend einem in die Hände käme.

»Lessing, höchst neugierig darauf, bewog Richier, ihm den ersten Band eines von Aushängebogen gebildeten Exemplars zu leihen, natürlich unter dem Versprechen, es niemandem mitzuteilen. Er hielt dies aber nicht, sondern borgte den Band weiter an einen Freund, der wiederum nichts eiligeres zu tun hatte, als ihn an die Gräfin Bentinck

zu verleihen, die ebenfalls nicht rasten konnte, anderen von dem neuesten Werke des von ihr hochverehrten Autors zu erzählen, wodurch die Sache Voltaire selber zu Ohren kam. Er war außer sich und fürchtete Mißbrauch, vielleicht Nachdruck seines Buches, wie es ihm schon oft vorgekommen war.

In seiner Aufregung schrieb er einen heftigen Brief an Lessing. In der Antwort, in deren zweiten Hälfte, lenkt Lessing ein und gibt eine etwas geschraubte Erklärung, denn die Schuld einer Leichtfertigkeit in Behandlung der Sache konnte Lessing doch nicht ableugnen.

Aus dieser unangenehmen Berührung mit Voltaire hat sich aber bei Lessing eine Animosität gegen denselben festgesetzt, welche später in seiner scharfen, satyrisch bitteren Kritik der Dramen Voltaire's in der Hamburg'schen Dramaturgie zum Ausdrucke kam und durch ihre pikante Säuerlichkeit mehr als alles andere dazu beigetragen hat, Voltaire's poetisches Talent einseitig herabzusetzen.

In derselben Weise schildert David Strauß diesen Vorgang. Anstatt aber die ungerechte, persönlich zugespitzte, boshafte Lessing'sche Kritik Voltaires irgendwie zu tadeln, drückt er sich so darüber aus:

»Voltaire half durch seinen zornigen Brief an Lessing auch für die Zukunft eine Waffe schärfen, die ihn noch schwer verwunden sollte.«

Also Voltaire »half«! So drückt Strauß seine Ansicht über eine persönlich gehässige Kritik aus, wenn es sich um den deutschen Lessing gegen den Franzosen Voltaire handelt.

Ich selbst möchte wohl Lessings respektlosen Ton gegen Voltaire noch psychologisch weiter daraus herleiten und menschlich milder beurteilen, indem ich mir vorstelle, jener habe infolge der schmutzigen Geldaffaire zwischen Voltaire und dem Banquier Hirsch — auf die ich noch zurückkomme — Voltaire als Menschen mißachtet, und da sei

es ihm leichter angekommen, ihn auch als Dichter mit ziemlich deutlicher Mißachtung zu behandeln.

Unparteiisch war es aber von Lessing nicht; und man muß ihn unbedingt eben wegen dieser Unsachlichkeit in der Form der Kritik und auch deswegen tadeln, weil er ganz den Respekt und die Pflicht der Dankbarkeit vergaß, die man einem Manne mit so großen Bestrebungen und Leistungen, die Lessing ja doch besser als irgend jemand zu würdigen verstand, schuldig ist.

Strauß aber geht darüber hinweg und spricht nur von »Waffen« und Verwundungen« in merkwürdig kühler Weise. Handelt es sich denn bei ästhetischen Urteilen um einen Raufhandel? —

Entsprechend dieser liebevollen Schonung Lessing's geht Strauß sogar so weit, nur wie in einem Anfluge von gnädigem Wohlwollen Voltaire neben Lessing gelten zu lassen. Es wirkt nicht wenig erheiternd, aber auch des sichtbaren Vorurteils wegen betrübend, von einem David Strauß folgende Worte zu hören: Lessing im Elysium wird sich nicht weigern dürfen, ihn (Voltaire) als seinen französischen Mitarbeiter anzuerkennen.«

Also: Es ist zu hoffen, meint Strauß, daß, wenn Voltaire schön darum bittet, Lessing ihn neben sich sitzen läßt. Welche Güte! Welche Nachsicht!

Lessing, der nur für Deutschland eine Bedeutung besitzt, und dessen Grundgedanken und Haupttendenzen von den Franzosen Diderot und Voltaire teils entnommen, teils angeregt wurden,*) soll Voltaire, dieser Feuersäule, die dem

*) Ich las irgendwo, daß Lessing auf orientalische poetische Stoffe und auch auf Shakespeare durch — Voltaire aufmerksam gemacht worden sei. Sein Laokoon basiert sehr auf Diderots Lettres sur les sourds et muets, Lessing nennt aber Diderot gar nicht und in einer Zeitschrift wurde diese Tatsache so ausgedrückt: Es war das wieder eine merkwürdige Begegnung Lessing's mit dem französischen Geiste. »Begegnungen« solcher Art, die verschwiegen werden, bezeichnet man sonst ganz anders.

ganzen Jahrhundert und dem ganzen europäischen Kontinent voranschritt, aus bloßer Gutmütigkeit ein Plätzchen neben sich gönnen!

Alles, was ich hier in Polemik gegen Strauß sage, wußte dieser gewiß mindestens ebenso gut, ja genauer als ich; woher also seine sonderbaren Ansichten? Er ist eben blind gegen sein eigenes Wissen, er ist blind aus nationalem Chauvinismus, es fehlt also wieder der lebendige Sinn für Gerechtigkeit im Urteilen, wie wir das ja im Laufe aller dieser Betrachtungen über die Beurteiler Voltaire's so oft wiederfinden.

Denken wir einmal an folgende Daten:

Lessing wurde im Jahre 1729 geboren, aber schon im Jahre 1715 übergab Voltaire den Oedipus, ein ganz und gar freigeistiges, ja revolutionäres, gegen die Priesterschaft gerichtetes Drama, dem Théatre français zur Aufführung. Als Lessing zwei Jahre alt war, erschienen die philosophischen Briefe über England; als er vier Jahre alt war, erschien die »Henriade«, die voll von Angriffen gegen das Priestertum, gegen Intoleranz und gegen die Herrschergelüste des Adels gerichtet war. Lessing war dreizehn Jahre alt, als der Mahomet, ein als antikirchliches Stück hochbedeutendes Werk, erschien, das bekanntlich Goethe übersetzte und auf die Bühne brachte.

Überdies wäre Lessings wohl bedeutendstes und noch heute hochgeschätztes Drama, sein »Nathan«, ohne Voltaire's »Zaïre« garnicht denkbar, es ist in der Wahl des Milieu diesem nachgebildet, und die Figur Saladins und die in ihr ausgedrückte Tendenz, nämlich der Erhebung dieses Ungläubigen des Orients über die frommen Christen, entnahm Lessing ganz direkt den Voltaire'schen Betrachtungen über die Kreuzzüge. Überdies ist Lessings Stück, dessen ethische Bedeutung allerdings nicht hoch genug geschätzt werden kann — wie ich wenigstens empfinde — nicht entfernt so

voll Wärme und schöner poetischer Empfindung wie Zaïre, dieses gerade von Lessing kritisch so sehr zerzauste Drama.

Und nach all dem soll Voltaire warten und sich glücklich schätzen, bis Lessing ihn als »Mitarbeiter« gütigst anerkennen mag!

* * *

Eine andere bedeutende Persönlichkeit, mit der Voltaire in Konflikt kam, und die von deutschen Schriftstellern ihm gegenüber ganz gegen alle Gerechtigkeit in Schutz genommen und mit Vorliebe über ihn moralisch erhoben wird, ist Friedrich der Große.

Hier zeigt sich der nationale Chauvinismus ganz unverhüllt, dabei aber auch kein geringer Grad — sagen wir: unbewußten — Knechtsinns vor dem mächtigen Monarchen und vor dem Monarchen überhaupt.*)

Strauß charakterisiert das Verhältnis dieser beiden Männer dahin, daß »der Prinz dem Schriftsteller wenig, umsomehr der Schriftsteller dem Prinzen und König an Charakter nachsteht.« Es ist jedenfalls ein sonderbarer, sehr vereinzelt dastehender, wenn auch wie jeder andere berechtigter Geschmack von Strauß, die Schriften Friedrich des Großen nur »wenig« jenen Voltaires, des nach Goethe's Ausspruch »vielleicht größten Mannes der Literatur aller Jahrhunderte,« nachzustellen. Friedrichs Oden, didaktische Gedichte, Briefe, dürften wohl allgemein als sehr unbedeutend und die historischen Werke als nicht sehr hervorragend angesehen werden**); indessen, es ist ja kein Unglück und von keiner Wichtigkeit, wie jemand seine Lokationen arrangiert;

*) Man könnte hier das wunderbar treffende Wort Gogols anwenden: »Die uneigennützige Gemeinheit.«

**) Über die noch am meisten geschätzte historische Schrift Friedrichs schreibt Körner im Jahre 1788 an Schiller: »Die Histoire de mon temps« hat viel Schülerhaftes in der Art zu erzählen und in den eingestreuten (oft sehr platten) Bemerkungen.«

sei es also! Strauß mag von Friedrichs Schriften ganz nach seinem Geschmack erbaut worden sein!

Ungleich wichtiger ist aber die Frage nach dem Charakter beider Männer.

Was man Voltaire bei seinem Verhalten in Berlin und speziell Friedrich gegenüber zum Vorwurf macht, ist vorerst sein Vorgehen gegen Maupertuis, den damaligen Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften. »Sie schlugen«, schrieb lange nach dieser Affaire Friedrich an Voltaire in Ferney, »mit Ihrer fürchterlichen Herkuleskeule eine Mücke tot. Ich für mein Teil wollte den Frieden im Hause erhalten und tat alles, was ich konnte, um Sie an einem Ausbruch zu hindern. Ungeachtet alles dessen, was ich Ihnen sagte, störten Sie die Ruhe, schrieben ein Libell unter meinen Augen, und bedienten sich einer Erlaubnis, die ich Ihnen für ein anderes Werk gegeben hatte, um jenes Libell drucken zu lassen.«

Condorcet behauptet wohl, Voltaire habe eine »allgemein gehaltene Erlaubnis von früher her« benützt, um den Doktor Akakia zu drucken. Friedrich mußte das jedoch besser wissen als Condorcet; oder es kann da auch irgend eine verschiedene Auffassung jener Erlaubnis bei Voltaire und bei Friedrich vorhanden gewesen sein? Wir können das nicht entscheiden und wollen sogar annehmen, der letztere sei mit seinen Vorwürfen im Recht.

Dann war es unbedingt eine nicht korrekte Art des Vorgehens und auch eine nicht würdevolle Polemik, die Voltaire in seinem »Doktor Akakia« gegen Maupertuis richtete. Aber einerseits waren derlei heftige literarische Streitigkeiten an der Tagesordnung; andererseits war, wie bekannt, der eitle und hochmütige Akademiepräsident der provozierende Teil, und Voltaire wußte sich nicht anders gegen ihn zu wehren. Es war Voltaire selbst, der seiner Zeit Maupertuis dem König für die Stelle eines Akademiepräsidenten vorgeschlagen hatte, er war diesem also gewiß

früher nicht übelgesinnt gewesen. Aber Maupertuis intriguierte gegen Voltaire, denunzierte ihn bei Friedrich und wollte, wie Condorcet erzählt, ihn »entehren und verderben«. Er war nach dem Ausdrucke Carlyle's »ein neidischer Mensch, voll von verborgenem milzsüchtigen Ärger und stiller Wut«, hatte, wie Koser (im König Friedrich der Große) ihn schildert, ein rechthaberisches Wesen, eine gewisse »brutale Offenheit und verlangte immerwährend nach Weihrauch«. Er verletzte im stolzen »Bewußtsein des Mathematikers« gegenüber den »Schöngeistern« an Friedrichs Hofe alle anderen so sehr, daß der Marquis d'Argens sogar nach Maupertuis' Tode noch eine polemische Schrift gegen ihn veröffentlichte.

Keinesfalls kann, nach der Sachlage, Voltaire's heftige Kampfweise als ein Charakterdefekt von irgendwelcher Bedeutung angesehen werden, zumal die Aggression nicht von ihm ausging, und überdies — wie Collini berichtet — Voltaire, mit vielen anderen, über ein höchst ungerechtes Vorgehen Maupertuis' gegen den Mathematiker König empört war. Haben doch Goethe und Schiller, die doch viel »idealere« und weniger kampfbereite Naturen als Voltaire waren, in ihren Xenien ihre literarischen Gegner auch nicht gar glimpflich behandelt. Goethe sprach von ihnen als von »Lumpenhunden«, und weder er noch Schiller haben dadurch an unserm Respekt vor ihrem Charakter eingebüßt.

Man kann sogar mit Sicherheit behaupten, daß, wenn Goethe und Schiller ein so enorm impulsives Talent wie Voltaire besessen hätten, ihre Polemik einen ebenso scharfen, aber wahrscheinlich bei weitem weniger heiteren — man kann sagen: liebenswürdigen — Charakter gehabt hätte, wie jene Voltaire's.*) —

---

*) Und bei dieser Gelegenheit sei der Leser eingeladen, Voltaire's »Doktor Akakia«, sowie die spätere (in Leipzig veröffentlichte) Schrift gegen Maupertuis zu lesen; es strahlt alles darin von Geist und Witz.

Eine andere Sache ist die mit Bankier Hirsch und dem Handel mit sächsischen Steuerscheinen. Dieser Handel war von Friedrich verboten, und Voltaire machte, wie man sagt, von seiner Stellung am preußischen Hofe einen inkorrekten Gebrauch. Aber schon dies ist nicht gewiß, denn Mahrenholtz in seiner Biographie Voltaire's meint, es sei »fraglich«, ob ihm der betreffende Erlaß Friedrichs bekannt war. Wenn es aber doch so gewesen wäre, so tat Voltaire hier das, was zu seiner Zeit von den Aristokraten und den Männern in hoher Stellung fast allgemein geschah; sie setzten sich, als Ausnahmen, leichten Herzens über fiskalische Verordnungen, ja sogar über Gesetze, hinweg, weil sie sich durch ihre Position von diesen eximiert glaubten. Geschah es doch noch in unseren Tagen, daß z. B. Gesandte an fremden Höfen ihre Stellung dazu benutzten, um Schmuggel zu treiben, da sie wußten, daß an sie adressierte Sendungen an der Grenze nicht visitiert werden.*)

Derartige Verletzungen öffentlichen Rechts seitens einflußreicher oder hochgestellter Persönlichkeiten hielt man für selbstverständlich, und weit entfernt, das eventuelle Vorgehen Voltaire's in dieser Angelegenheit für anständig zu halten und rechtfertigen zu wollen, möchte ich nur mit diesen Bemerkungen darauf hindeuten, daß derlei Dinge in der Auffassung der Zeit und jener Gesellschaftskreise durchaus nichts so Tadelnswertes besaßen, wie in unserer, genauer gesprochen: wie in der heutigen Auffassung der Personen aus anderen Gesellschaftskreisen.

In der Affäre Hirsch wird von manchen Voltaire auch das vorgeworfen, in einem Dokumente Worte nachträglich geändert und eine »Zeile« hinzugefügt zu haben. Hierzu meint Mahrenholtz,**) man könne »derartige Schmierkünste«,

*) Derartiges geschah, nach einer Mitteilung Bismarck's, seitens eines französischen Gesandten am Hofe von St. Petersburg.

**) Im zweiten Band von »Voltaire's Leben und Werke« (S. 6).

die selbst einem Schuljungen zu unschlau erscheinen würden, einem Voltaire nicht zutrauen, zumal auch die Form der Urkunde eine endgültige Entscheidung nicht gestatte; und in gleicher Weise sei es willkürliche Annahme, daß der Handel mit Steuerscheinen erst nachträglich in einen »Pelz- und Juwelenhandel« verwandelt worden sei . . . .

Das ganze Geschäftsgebahren Voltaires gegenüber Hirsch bewies vor allem seine Pfiffigkeit und Geschicklichkeit in Geldsachen, was an und für sich nichts moralisch Tadelnswertes an sich hätte, wenn man auch gewohnt ist, sich derlei mit einem Gelehrten, Künstler oder Aristokraten unvereinbar zu denken. In der Zeit der Renaissance begegnen wir so manchem berühmten italienischen Künstler, wie z. B. Titian, der in Geldangelegenheiten nicht nur ebenso praktisch, sondern noch viel skrupelloser war als Voltaire. Man kann also die Hirsch-Affäre, wenn auch nicht schön und nobel, aber auch nicht verwerflich nennen; ausgenommen, es könnte Voltaire faktisch ein Betrug nachgewiesen werden. Letzteres ist aber umso weniger wahrscheinlich, als Voltaire selbst den Fall den Gerichten zur Entscheidung übergab und von diesen freigesprochen wurde.

Nun ist aber in jüngster Zeit in die ganze Angelegenheit viel mehr Klarheit als bisher gebracht worden durch die Monographie: »Voltaires Rechtsstreit mit dem Königlichen Schutzjuden Hirschel 1751« von Dr. Wilhelm Mangold, in welcher Schrift zum ersten male das ganze noch vorhandene Aktenmaterial veröffentlicht wurde. Das Resultat, zu dem Mangold gelangt, ist folgendes: » . . . . Hirschel ist mit vollem Recht wegen der Ableugnung seiner Unterschrift zu einer Geldstrafe verurteilt worden, mit vollem Recht auch zur Herausgabe des vorenthaltenen Wechsels. Inbezug auf die Juwelen ist er völlig zu seinem Recht gekommen, ja er hat schließlich bei dem Vergleiche noch 1000 Rtlr. gewonnen. Es bleibt sicher, daß er die Rückgabe des Wechsels unge-

bührlich verzögert hat, daß er Voltaire übervorteilte, und daß er seine Handschrift ableugnete. Wahrscheinlich ist, daß er Voltaire mala fide der Fälschung bezichtigte.

Voltaire ist sicher von jedem Verdacht freizusprechen inbetreff der angeblichen Vertauschung der Juwelen durch minderwertige. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er sich keiner Fälschung der beiden Scheine schuldig gemacht. Dagegen hat er wahrscheinlich fälschlich die runde Summe 3000 Rtlr. statt 2940 Rtlr. als Schuld angegeben und wahrscheinlich fälschlich diese Summe auf eine Barzahlung zurückgeführt. Auch hat er, aller Wahrscheinlichkeit nach, in seinem Eide den Inhalt der Konvention falsch angegeben. Mit Recht sagt er in seinem Essai sur les probabilités en fait de justice: »Quand il s'agit d'ôter la vie et l'honneur à un citoyen, la plus grande probabilité ne suffit pas.« So wollen wir ihn auch deshalb nicht verdammen. Aber wir müssen und können verdammen, daß er wochenlang hartnäckig eine Konvention leugnete, deren Existenz er schließlich zugab. Das ist das sicherste der hier festgelegten neuen Ergebnisse.«

Aus diesen wenigen Zeilen wird der mit den Details der Affaire und mit den mannigfachen Vorwürfen, die man bisher Voltaire machte, wenig oder garnicht vertraute Leser so ziemlich alles wichtigere derselben leicht herauslesen. Am stärksten entrüstet über Voltaire war damals Friedrich der Große: »Es ist der Prozess eines Schurken, der einen Spitzbuben betrügen will,« schrieb er an seine Schwester Wilhelmine in Bayreuth; Lessing hatte ziemlich dieselbe Ansicht von dem Handel, und im Laufe der Zeit verdichteten sich die Vorwürfe bis zu der Beschuldigung, wie sie z. B. Danzel in seiner Lessingbiographie erhob, daß »der berühmte Kämpfer für Licht und Wahrheit nicht mehr und nicht weniger als zwei Fälschungen und einen, jedoch nur schriftlichen Meineid sich hat zu Schulden kommen lassen.«

Aus dem zitierten Resumé Mangold's ersieht man, daß zwar Danzel u. a. mit ihren Vorwürfen viel zu weit gegangen waren, daß aber jedenfalls zufolge der neuerlichen Forschungen ein Rest zurückgeblieben ist, der unbedingt einen moralischen Makel Voltaire's in dieser Affaire bedeutet.

Wie dachte Voltaire selbst darüber? »Ich bin, Gott sei Dank«, schrieb er an Darget, »nun meinen Handel mit dem Alten Testament los, und ich bin untröstlich, daß ich ihn überhaupt hatte; aber man ist Mensch, die Dinge schieben sich, ich weiß nicht wie. Ich habe eine Narrheit begangen, aber ich bin kein Narr . . . .« Und an Friedrich: »Alles reiflich überlegt, habe ich einen schweren Fehler begangen, mit einem Juden zu prozessieren . . . Ich war gereizt, ich hatte die Manie, beweisen zu wollen, daß ich betrogen war. Ich habe es bewiesen . . .«

Wie ich selbst diese Angelegenheit ansehe und welchen Einfluß auf die Beurteilung Voltaire's ich ihr zuschreiben und gestatten möchte, soll später bei der allgemeinen Betrachtung über Voltaire's Charakter und namentlich der unschönen Seiten desselben gezeigt werden. —

Vergleichen wir aber, wie es unser eigentlicher Zweck ist, in Fragen der Korrektheit Friedrich den Großen mit Voltaire, so kommt jener, ganz entgegen der Ansicht von Strauß, noch viel schlechter weg als dieser. Friedrich kam es auf Inkorrektheiten im Völkerrecht, sei es zu staatlichen Zwecken, sei es in seinen eigenen Privatangelegenheiten gar nicht an.

Was letztere betrifft, so ist es bekannt, daß er die Souveränetät der kleinen deutschen Staaten oder Städte gar nicht achtete und dort tat, was ihm beliebte; so z. B. der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. gegenüber, wo er seinem Gesandten Auftrag gab, seine Manuskripte aus Voltaire's Gepäck an sich zu nehmen, und wenn dieser sie nicht herausgeben wolle, ihn ins Gefängnis zu setzen. Das war

doch offenbar eine rein private Angelegenheit und hatte mit sogenannten höheren Staatszwecken sehr wenig zu tun. Wollte man jedoch denken, es wäre aus politischen Gründen geschehen, da Friedrich befürchten mußte, durch manche Manuskripte — es waren aber auch andere dabei, die mit Politik gar nichts zu tun hatten — kompromittiert werden zu können, so gilt das doch nicht im Falle der italienischen Tänzerin Barberina.

Friedrich wünschte diese damals im Theater zu Venedig gefeierte Künstlerin für seine Oper, und sein Agent bei der Republik hatte von ihr bereits die Zusage erhalten, nach Berlin zu gehen. Da aber ein verliebter Engländer sie zu entführen drohte, so ließ der König durch den Agenten sie nebst ihrer Mutter einfach in einen Wagen packen und, völkerrechtswidrig, beide unter Bedeckung nach Berlin abführen. Diese plötzliche Abreise soll auch durchaus nicht mit dem Willen der Tänzerin unternommen worden sein.*)

Und was die eben erwähnte Affäre in Frankfurt betrifft, so gibt sie Anlaß, gegen Friedrich den Vorwurf einer ganz nutzlosen, wohlüberlegten und ausdauernden Lieblosigkeit, ja von Härte, Voltaire gegenüber zu erheben. Es ist zwar festgestellt, daß die unglaublichen Brutalitäten des preußischen Residenten in Frankfurt gegen Voltaire, sowie gegen seine Nichte, Madame Denis, und seinen Sekretär Collini — die man in des letzteren Bericht in seinem Buche »Mon séjour auprès de Voltaire« nachlesen mag — ohne Vorwissen des Königs geschahen; aber Friedrich war nie dahin zu bringen, ein Wort der Entschuldigung oder mindestens der einfachen Desavouierung seiner rohen Beamten vorzubringen. Er wußte sehr wohl, daß ein solches Wort von ihm Voltaire,

---

*) Dieselbe Barberina heiratete in Berlin keinen Geringeren, als den berühmten Juristen Cocceji, den Sohn des Kanzlers, und zwar — wie die Mutter der Tänzerin Collini mitteilte — mit »stillschweigender Zustimmung« des Königs. Friedrich soll in sie verliebt gewesen sein.

der wegen der vorgefallenen Beschimpfungen und Gewaltakte ganz außer sich war, gewiß besänftigt hätte; aber trotz der später noch jahrelang fortgeführten Korrespondenz war dieses beruhigende Wort aus Friedrich nicht herauszubringen. Voltaire konnte diese Kränkung bis an sein Lebensende nicht verwinden. —

Es ist also auch in diesem Fall nicht wahr, daß, wie Strauß sagt, der Charakter Voltaire's jenem Friedrichs nachsteht. Aber Friedrich war unbedingt hier der weit Schlimmere; nicht nur, weil er ein ungleich härteres Naturell besaß als Voltaire, sondern auch darum, weil er sich mit »100 000 Schnurrbärten« (wie Voltaire zu sagen pflegte) gehen lassen konnte, wie er wollte; daher er auch zugleich Zyniker war, was man von Voltaire absolut nicht sagen kann.

Der König tat sich durchaus keinen Zwang an, seine Widerrechtlichkeiten oder Gewaltschritte zu beschönigen.*) Wo er in seiner »Geschichte meiner Zeit« von seinem völkerrechtswidrigen Einbruch in Schlesien spricht, der ja ohne vorherige Kriegserklärung erfolgte, erzählt er ohne jede Beschönigung, sozusagen ganz naiv, wie er seine militärischen Vorbereitungen zu verheimlichen suchte, wie er seinen Gesandten, den Grafen Gotter, pro forma nach Wien sandte, um von Österreich Zugeständnisse zu verlangen, die ihn vom Krieg abhalten würden; daß aber »die Armee zwei Tage vor des Grafen Gotter Ankunft in Wien in Schlesien einmarschierte«. Und Friedrich spricht ganz ruhig von diesem Einbruch als von einem »kühnen Ritterstreich«, der von einigen als Unbesonnenheit angesehen werde, während der englische Minister sich daraufhin geäußert habe, man möge Friedrich »in den politischen Bann tun«; das alles erzählt Friedrich so, als ob es ihn gar nichts anginge. —

---

*) Einen Unterschied zwischen privater Moral und Moral in Staatsangelegenheiten erkenne ich nicht an; umsoweniger, als auch bei den Handlungen der Staatsmänner neben den allgemeinen politischen Zwecken meistens und in nicht geringem Grade persönliche Triebe, wie Ehrgeiz, Haß und dergl., mitspielen.

In dem Verhältnisse zwischen Friedrich und Voltaire wird dem letzteren auch das sehr übel genommen, daß er seine Stellung an des Königs Hofe zu politischen Zwecken im Interesse Frankreichs auszunützen suchte; zum mindesten meint man, sei derlei eines Philosophen, oder eines Dichters, besonders aber eines »Freundes des Königs und Gönners« unwürdig.

Hier begegnen wir wieder einmal einer sehr deplazierten Anwendung des Begriffes von Würde! Ich sehe nicht ein, wieso Voltaire in dieser Beziehung Vorwürfe verdient. Er war ja kein armer Teufel von Poet, der froh sein musste — wie seinerzeit Ariosto, Tasso und viele andere in alter und neuer Zeit — an irgend einem Fürstenhofe Unterkunft zu finden, und dafür sich moralisch verpflichtet hielt, in eine Art Untertänigkeitsverhältnis zu treten; er war auch weder ein sentimentaler Dichter, der einen königlichen Hof etwa wie ein Gralsritter den Montsalvatsch ansieht, noch ein abstrakter Philosoph, der nicht aus seiner Gedankenwelt heraustritt und keinen Sinn für weltliche aktuelle Angelegenheiten, noch weniger für politische Intriguen hat.

Bei Voltaire's politischen, übrigens wie es heißt, ziemlich erfolglosen Versuchen war durchaus kein Verrat gegen Friedrich, keine boshafte Absicht gegen ihn oder seinen Staat, sondern einfach die normale Tätigkeit der Diplomaten im Spiel. Voltaire wollte seinem heimischen Minister gefällig sein und überdies seinem eigenen Ehrgeiz, auch als praktischer Politiker zu glänzen, vielleicht auch am Pariser Hofe Carrière zu machen, Befriedigung verschaffen. Die letzten zwei Gründe möchte ich aber so scharf als möglich hervorheben, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß wir bei aller Dankbarkeit und Bewunderung für Voltaire niemals es für eine Ehrensache ansehen müssen, ihm allen Egoismus abzusprechen. Er war ein praktischer realistischer Mann, der wohl immer an die ganze Menschheit dachte und für sie arbeitete, aber auch niemals sein eigenes Wohl und seine

eigenen Ziele vergaß. Daran muß sich selbst der größte Enthusiast für Voltaire gewöhnen; aber auch sich abgewöhnen, eine solche Doppeleigenschaft für entehrend anzusehen; nur einem sehr jungen Menschen von verfälscht-idealistischer Erziehung könnte eine solche Ansicht verziehen werden. Geht man übrigens den Menschen auf den Grund, so wird man selbst bei den scheinbar weltfremdesten Geistern, mit höchst seltenen Ausnahmen, stets die gleiche Doppeleigenschaft finden; nur äußert sich der egoistische Teil schüchterner und mit unendlich geringerer Geschicklichkeit, als bei dem Weltmenschen Voltaire.

Was aber die diplomatische Tätigkeit an Friedrichs Hofe speziell betrifft, so dürften die — vornehmlich deutschen oder preußischen — Tadler Voltaire's vielleicht sofort ihre Ansicht ändern, wenn sie sich vorstellen, es hätte ein Deutscher (oder Preuße), der am Pariser Hofe gut aufgenommen wurde, dasselbe getan. Wie würden jene von ihm sprechen? . . . »Er vergaß über allem Glanz seiner Stellung keinen Augenblick sein geliebtes Vaterland« würde es dann wohl heißen, »er war nicht nur (z. B.) Dichter und Philosoph, er war und blieb auch Patriot, und als echter Deutscher (oder Preuße) trachtete er daher zugleich stets danach, nicht nur für sich selbst persönliche Ehren, sondern auch seinem Vaterlande politische Dienste zu leisten . . . . Sein Souverain belohnte ihn auch bei seiner Rückkunft nach der Heimat durch Verleihung eines Ordens, und jeder gutgesinnte Deutsche (oder Preuße) muß ihm diese hohe Auszeichnung von Herzen gönnen . . .« usw.

Zufällig existiert ein ziemlich ähnlicher Fall, wie der von mir hypostasierte, wirklich. Denn Leibniz, der als großes Genie von Ludwig XIV. glänzend aufgenommen wurde, benützte diese Gelegenheit, um den König von seinen Absichten gegen Deutschland durch das Projekt einer Expedition nach Ägypten abzubringen. Leibniz wird deshalb

nie getadelt und es ist auch gar kein Grund zum Tadel vorhanden.

Das Verhältnis zwischen Voltaire und Friedrich war aber nicht nur kein Vasallen- oder Höflingsverhältnis, wie sonst zwischen Dichter und Souverain, sondern auch nicht entfernt ein Verhältnis von warmer Freundschaft oder das eines Bewunderers zu einem bewunderten Souverain. Über das letztere braucht man ja kein Wort zu verlieren; der Bewunderer war viel mehr Friedrich, als der Schriftsteller Voltaire, dem, als einem in die höchsten Wolken reichenden Weltkopf der König in keiner Weise — weder durch Genie noch durch Charakter — imponierte.

Die Verbindung zwischen diesen beiden Männern war vielmehr, wie auch Hettner mit Recht bemerkt, auf beiden Seiten »nicht ohne Selbstsucht«; und man muß hinzufügen ohne daß sie einander in dieser Beziehung täuschen wollten oder wenigstens wirklich täuschten.

Wie derb egoistisch Friedrich die Berufung Voltaire's an seinen Hof von vornherein auffaßte, — ungleich egoistischer und derber noch als Voltaire — zeigen deutlich die Worte, die er gleich zu Anfang, wo zwischen beiden doch noch volle Harmonie herrschte, an Jordan schrieb:

»Dein Geizhals Voltaire soll noch 1300 Taler bekommen; von den sechs Tagen, welche er sich hier gezeigt, kostet mich jeder Tag 550 Taler. Das nenne ich einen Lustigmacher teuer bezahlen. Wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem grossen Herrn eine solche Bezahlung gehabt«.

Hierzu sei vorerst bemerkt, daß die Geldaffairen zwischen Voltaire und Friedrich ein köstlich erheiterndes Schauspiel bieten; indem Friedrich selbst als der grösste Geizhals — man kann auch sagen: »Sparmeister für seinen Staat« — bekannt war,*) der sogar früher als Kronprinz eingegangene

*) Voltaire erzählt in seinen Memoiren, der italienische Hofpoet, der Friedrichs Opernpläne ausarbeitete, bekam nicht mehr als 1200

Schulden als König nicht mehr anerkannte und es überhaupt mit seinen pekuniären Versprechungen — als Absolutist von reinstem Wasser — nicht sehr genau nahm. Voltaire aber kannte alle diese Eigentümlichkeiten des Königs sehr genau, traute ihm in Geldsachen keinen Schritt weit und suchte, wo nur immer es anging, am liebsten sofort oder im Vorhinein so viel als möglich aus ihm herauszukriegen.

Nun aber beachte man den Ton in jenem Schreiben an Jordan. So sprach derjenige, der für seine Bewunderung Voltaire's in seinen Briefen an ihn kaum Worte finden konnte. »Apollo«, »der schönste Geist Frankreichs«, »der, welcher Homer übertraf« usw. sind die gewöhnlichen Ausdrücke. Und im Jahre 1749 schrieb dieser Bewunderer Voltaire's an Algaroki: »Voltaire verdient wegen seiner Streiche gebrandmarkt zu werden, doch werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nötig«.

Und endlich das allbekannte Wort, das Friedrich zu Lamettrie über sein Verhältnis zu Voltaire gesprochen haben soll. »Ich habe ihn noch nötig, um meine Werke durchzusehen. Man presst die Orange aus und wirft sie dann fort«; ein Wort, das Voltaire zu Ohren kam. Dieser gewahrte überdies noch so manches, was ihm — merkwürdigerweise ganz entgegen der Strauß'schen Ansicht über den weit »voranstehenden« Charakter des Königs — Friedrichs Wesen in sehr üblem Lichte erscheinen ließ, so daß die Mißachtung bei beiden eine gegenseitige war. Während es aber bei Voltaire mehr Gaminerieen waren, die er sich zu Schulden kommen ließ, sieht man beim preußischen König

---

Livres Jahresgehalt. Er machte sich daher selbst und zwar eigenhändig bezahlt, indem er in der königl. Hauskapelle die goldenen Tressen ablöste und einsteckte. Friedrich war darüber gar nicht erzürnt. »Der König, der niemals die Kapelle besuchte, sagte bloß, daß er nichts dabei verliere«. Ich finde dieses Detail außerordentlich erheiternd und sogar wohltuend anzuhören. Was für ein nervenstarkes Völkchen war doch das, eine Art höherer Bohême!

eine ganz unglaubliche Gemütshärte. David Strauß oder seine Gesinnungsgenossen mögen entscheiden, welche dieser beiden Charaktereigenschaften der anderen nachsteht.

Im Jahre 1750 beklagte sich Voltaire über Friedrichs Charakter in einem Schreiben an seine Nichte, Madame Denis: »Ich sah einen rührenden pathetischen und sogar sehr christlichen Brief des Königs an Herrn Darget*) gelegentlich des Todes seiner Frau. Ich erfuhr, daß Seine Majestät am selben Tage ein Epigramm gegen die Verstorbene gemacht hatte. Das gibt zu denken.«

Und was bedeuten alle Verdrießlichkeiten, die Voltaire in Potsdam dem König bereitete, was seine politischen Intriguen zu Gunsten Frankreichs, gegenüber jenen Streichen, die Friedrich gegen Voltaire ausführte! Streiche, die durchaus nicht harmlos waren, sondern für diesen große Gefahren heraufbeschwören konnten und in durchaus hinterlistiger Weise**) in bester Laune und voll Selbstbefriedigung unternommen wurden.

Im Jahre 1743 hatte nämlich der König, als Voltaire sich weigerte, nach Berlin zu kommen, seinem Vertreter, dem Grafen Rothenburg in Paris, den Auftrag gegeben, höhnische Auslassungen, die sich Voltaire in Briefen an den König über Boyer, den Bischof von Mirepoix, erlaubt hatte, diesem sehr einflußreichen Manne selbst in die Hände zu spielen, um, wie Friedrich ganz offen bekannte, Voltaire »in Frankreich so zu brouillieren, daß ihm nichts übrig bleibe, als nach Berlin zu kommen.«

Und später machte es Friedrich wiederum so mit Briefen Voltaire's an ihn, in welchen dieser ihn nach seinen Siegen über Österreich (zugleich mit Ermahnungen, das blutige

---

*) Seinen Vorleser.

**) Aber nicht in eigentlich böser Absicht, wie sie z. B. bei J. J. Rousseau's Denunziation Voltaire's bei dem Genfer Magistrat vorhanden war.

Kriegshandwerk aufzugeben und Frieden zu schließen) beglückwünschte. Nun muß man bedenken, daß Frankreich mit Österreich damals alliiert war und gerade das benutzte Friedrich, um durch eine Intrigue, nämlich einen Verrat an jenen freundschaftlichen Privatbriefen, Voltaire in Frankreich unmöglich zu machen und auf diese Weise in Berlin festzuhalten. Als dieser im Jahre 1742 nach Paris kam, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Hof gegen ihn in hohem Maße verstimmt war, und man kann sich seine Empfindung vorstellen, als er entdeckte, daß man ihm eben jene Glückwünsche an Friedrich so übel genommen hatte.

Und wiederum im Jahre 1760 sandte Friedrich vertrauliche Briefe Voltaire's nach England, um Frankreich mit seinen Alliierten zu brouillieren. ›Lauter Perfidien,‹ bemerkt Voltaire hierzu, die einem großen König, namentlich in Kriegszeiten, erlaubt sind.‹

Strauß hat natürlich diese Tatsachen gekannt. Wie konnte nun Strauß behaupten, Friedrichs Charakter sei der höhere gegenüber jenem Voltaire's?

Ich gab schon oben die Erklärung für diese auffallende Ungerechtigkeit des Urteils: Chauvinismus und Respekt vor dem Königtum.

Wenn aber andere, denen diese beiden Schwächen fremd sind, dennoch Friedrichs Charakter über denjenigen Voltaire's stellen, so rührt das von einer andern, sehr verbreiteten Art von Devotion her. Es ist nämlich eine alte Erfahrung: Wem die größere physische, d. h. äußere, Macht zu Gebote steht, der erscheint den Menschen in seinem Verhältnis zu seiner Umgebung, sei diese noch so bedeutend, immer als der kräftigere, ruhigere, in sich »abgeschlossenere« Charakter.

Nun war Friedrich II. selbst einem Voltaire gegenüber doch immer ein siegreicher, mächtiger Monarch, der Ehren

und Reichtümer zu erteilen imstande war, aber auch, was noch viel ausschlaggebender ist, als Herrscher Wachtstubengewalt über alle, also auch über seine »Genie's«, besaß; und als Hohenzoller wäre er, ja war er, faktisch nicht schüchtern gewesen, sie gegen die Personen seiner Umgebung in Anwendung zu bringen.

Hatte doch Friedrich gelegentlich der Maupertuis-Affaire Voltaire Hausarrest gegeben und einen Grenadier als Wache vor seine Zimmertür gestellt; dann, um jenen zu höhnen, vor seinem Fenster das Buch (»Dr. Akakia«) vom Henker verbrennen lassen, während er selbst sich neben Voltaire ans Fenster stellte, um dem Akte zuzusehen.

Friedrich hatte, ganz kurz gesagt, den Säbel an seiner Seite. Er konnte sich daher alles erlauben; selbst den grausamen Scherz, die Philosophen an seinem Hofe untereinander zu brouillieren und sie, wie Voltaire an Madame Denis schrieb, durch eine Art Koketterie untereinander eifersüchtig zu machen.*) Im ganzen Leben Voltaire's findet sich kein Zug von solcher Freude an derartigen Bosheiten.

»Es belustigte ihn«, erzählt ein Bewunderer des preußischen Königs, nämlich Carlyle in seiner »Geschichte Friedrichs des Großen«, »seine Gesellschaft mit der Peitsche aufzustacheln und sogar die Peitsche auf wunde Stellen fallen zu lassen.«

Während Friedrich Voltaire immerwährend in überschwänglicher Weise lobte, forderte er den soeben bei ihm eingetroffenen jungen Dichterling d'Arnaud, der Voltaire's Schützling war, zum Wetteifer auf mit »Frankreichs Apollo«, dessen »Tag schon neigt«, und begrüßte ihn als »aufgehende Sonne«. Er wußte wohl, daß d'Arnaut diese Begrüßung nicht verschweigen werde und selbstverständlich hatte

---

*) Auch Graf D'Argenthal schrieb an Voltaire: »Der König ist eine Kokette, die, um mehrere Liebhaber festzuhalten, keinen glücklich macht.« (Koser in »König Friedrich der Große«) (S. 520).

Friedrich auch das Verständnis dafür, daß derlei Doppelzüngigkeit jeden halbwegs empfindlichen Schriftsteller nicht wenig kränken müsse.

Mit Recht verwahrte sich daher Voltaire, dem diese Herausforderung sehr bald zur Kenntnis kam, sehr lebhaft bei Friedrich dagegen, mit der einen Hand gestreichelt und mit der andern gekratzt zu werden.« —

Wie wir sehen, kam beim preußischen König zu dem »Säbel« auch noch eine seltene Härte, ja Lieblosigkeit hinzu. Von dieser Härte, Lieblosigkeit, ja moralischen Grausamkeit hat man heute im allgemeinen keine Vorstellung; denn man interessiert sich für solche Details nicht mehr, da sie von keiner historischen Tragweite waren, und überdies die Persönlichkeit Friedrichs durch die Erscheinung Napoleons so ziemlich ausgelöscht wurde. Während über Napoleon noch immer neue Werke oder Aufsätze erscheinen, die sich mit seinem Privatleben beschäftigen, ist die Literatur über die Details in Friedrichs Leben verstummt. Und Diejenigen, die sich heute noch mit solcher Literatur beschäftigen, nämlich die preußischen Historiker, die zumeist Hofhistoriker sind, verschweigen die häßlichen Einzelheiten.

Hier jedoch, wo es sich um eine unrichtige Darstellung und ungerechte Parteinahme seitens Strauß (und anderer nicht ausdrücklich Genannter) handelt, mußte über Friedrichs Charakter immerhin einiges gesagt werden, um den Leser aufzuklären.

Also sei vorerst bemerkt, daß unter jener Härte Friedrichs weniger jene gemeint ist, die sich auf sein strammes Regiment als Absolutist bezieht, obwohl auch da manches zu sagen wäre; hat sich doch schon Lessing in dieser Beziehung beklagt.

Es gibt ja eine unzählige Menge kleinerer und größerer Maßregeln und Vorgänge, die Friedrich immer mehr bei seinen eigenen Untertanen gefürchtet und verhaßt machten,

und wie bekannt, atmete man freudig auf, als es hieß, er sei gestorben. Aber es herrscht bei fast allen deutsch- oder preußisch-patriotischen Schriftstellern die irrtümliche Meinung — und sie vertreten sie mit viel Pathos und Wärme — daß diese Härten sehr nützlich, ja notwendig gewesen wären; man verdanke ihnen die moralische Erziehung der Preußen und ganz besonders ihre militärische Tüchtigkeit.

Dennoch gab es sehr viele Nationen, bei denen die Härten in der Zivil-Administration und in der militärischen Erziehung im Verhältnis zum Preußen des 18. Jahrhunderts ganz geringfügige waren, und es ging doch! Das Rom der Republik wie des Kaiserreichs hatte eine unübertroffene Administration, ein unübertroffenes Heer, das Frankreich's unter Napoleon desgleichen; von allen Brutalitäten, die unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen an der Tagesordnung waren, war aber in jenen Staaten und auch in vielen anderen wohleingerichteten Staaten des Altertums wie der Neuzeit keine Spur vorhanden. Man gestehe es nur ein, und es ist sehr nützlich, es einzugestehen: Alle jene Roheiten waren ganz überflüssig, und man verwechsle auch nicht Tüchtigkeit mit Roheit; es ist das Eine vom Andern ganz unabhängig.

Wir wollen aber nunmehr von jenen Härten sprechen, die sich besonders im Privatverkehr Friedrichs manifestierten. Friedrichs Verhalten im Privatverkehr! Selbst Männern gegenüber, die er hoch achtete und denen er vertraute, z. B. dem kränklichen und zartfühlenden Marquis d'Argens, hörte er nicht auf, zu ärgern und zu sticheln. d'Argens hält es nicht länger aus und erbittert, forderte er seine Entlassung. »Als der Marquis«, berichtet Gustav Freytag in dem oben zitierten Werke, »in dem letzten Brief, den er vor seinem Tod dem König schrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhält, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner

Freundschaft für den Gatten und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten.«

So wenig auch dieser Brief an die Witwe und dieses kostbare Denkmal alles frühere ungeschehen machen konnte, so sieht man doch, welch ein böser Dämon es war, der Friedrichs bessere Natur verdarb: der Absolutist aus nordischem Stamme. Bei keinem Tyrannen der Renaissance in Italien begegnen wir überflüssigen, nutzlosen Brutalitäten.

So auch — und dieses Detail gibt ein ausgezeichnetes Bild eines malitiösen Naturells — wenn Friedrich seinen Kammerherrn, den Baron Pöllnitz, der eine schlimme Vergangenheit hinter sich und u. a. bereits dreimal die Religion gewechselt hatte, oft in der Weise anzapfte, daß er ihn frug, ob er nicht gern seine Religion zum vierten Male wechseln wolle? »Eh! Mein Gott«, sprach er Pöllnitz ein anderes Mal an, »ich habe ganz vergessen, wie heißt doch der Mann im Haag, den Sie bestohlen haben? Dem Sie falsches Geld für gutes verkauft haben? Ich bitte Sie, helfen Sie doch meinem Gedächtnisse etwas nach!« *) Einen solchen Mann hielt er in seinen Diensten, quälte ihn aber unaufhörlich.

Nun ist man stets sehr geneigt, einen herben, gelegentlich boshaften oder rücksichtslosen Charakter, gegenüber einem gutmütigen Naturell als den »männlichern«, ernsteren zu betrachten; und vermöge einer eigentümlichen Schwäche der Urteilskraft, die einen beinahe masochistischen Charakter besitzt, empfindet man vor dem harten Menschen mehr Respekt, als vor dem sanfteren, beweglicheren und heiteren.

Nicht nur der halb unzurechnungsfähige Tasso gegenüber Antonio, auch ein Racine und die anderen großen Geister am Hofe Ludwig XIV. erscheinen neben diesem als die kleineren Charaktere; während sie doch nur in ihrer

*) So berichtet es Voltaire in seinen Memoires; es ist schwer zu glauben, er habe das erfunden.

besonderen Position einem König gegenüber naturgemäß unendlich abhängiger von diesem sind, als der König von ihnen, und daher auch nicht jene Ruhe des Geistes besitzen können wie er, der in vollständig gedeckter Stellung »viereckig auf der Basis« ruht; jene Ruhe nämlich, die irrtümlich wie Würde des Charakters angesehen wird, die jedoch nichts als eine äusserliche Grandezza des Machtgefühls ist und nichts anderes besagt als: Wir können jedem geben oder wegnehmen was uns beliebt, aber niemand anderer kann uns irgend etwas geben oder nehmen. —

Voltaire sah das alles mit voller Klarheit ein, daher er mit Recht in einem Schreiben an seine Nichte ausrief: »Ich kann doch nicht, wie er, 150 000 siegreiche Soldaten aufmarschieren lassen!« Wie er ja auch den Charakter Friedrich's überhaupt besser durchschaute, als irgend jemand, und frühzeitig schon von ihm sagte, er habe den »Antimacchiavelli« bloß dazu geschrieben, um den anderen in die Suppe zu spucken.

Und in unvergleichlich treffender, geistreicher und am Schlusse humorvoller und allem überlegener Weise schildert er den Charakter des preußischen Königs in den Versen, die ich hier folgen lasse und die er an — des Königs Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, sandte:

»Assemblage éclatant de qualités contraires
Écrasant les mortels, et les nommant ses frères,
Misanthrope et farouche avec un air humain,
Souvent impétueux, et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pêtri de passions, et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple et mon persecuteur.«

Alles das nun, was ich bisher über Friedrich mitgeteilt, war natürlich wiederum Strauß sehr genau bekannt; jedoch in seinem beinahe mystischen Respekt vor dem Königtum — welchen Respekt er ausdrücklich in seinem

Werke der »Alte und neue Glaube« bekannte — ließ er sich von der Souverainetät Friedrichs blenden und konnte daher dessen wahres Verhältnis zu Voltaire nicht unbefangen beurteilen.

* *
*

Begibt man sich einmal in ein solches Abhängigkeitsverhältnis, so geraten die Dinge fast immer so wie bei Voltaire am Potsdamer Hofe. Besser wäre es daher, man ginge ein solches Verhältnis gar nicht ein, wie es z. B. J. J. Rousseau tat. Voltaire verhielt sich hier anders. »Mein Schicksal ist es, von König zu König zu laufen,« sagt er selbst, »obwohl ich die Freiheit abgöttisch liebe.«

Nach dieser Bemerkung Voltaire's und dem äußeren Anschein nach konnte man leicht zu der irrtümlichen Ansicht kommen, Voltaire sei ein Höfling gewesen; und wenn das wirklich so wäre, würde allerdings in uns eine berechtigte Antipathie gegen diese Seite seines Wesens entstehen.

Aber nichts ist unrichtiger, als sich Voltaire als servil vorzustellen. Damals war eine gebildete, für äußere Schicklichkeit wohlerzogene und einflußreiche Gesellschaft nur an den Höfen, in der Aristokratie, bei all den Marquisen, Prinzen und Prinzessinnen zu finden, die uns heute allerdings so wesenlos, so veraltet vorkommt, weil die französische Revolution sowie die ganzen neueren und neuesten sozialen Bewegungen wie auch die Literatur der neueren Zeit sie so sehr in den Hintergrund gedrängt, und zugleich Bildung, Gesittung und auch Einfluss in unendlich breitere Volksschichten getragen haben. Voltaire, der eine Feinschmeckernatur und zugleich vom Drang zu wirken erfüllt war, suchte also jene Gesellschaftsschichten sehr gerne auf.

Daß er in der Tat ohne diesen Verkehr seine großen

— nicht nur seine persönlichen — Ziele nicht erreicht hätte, wird wohl niemand leugnen.

Aber weder seine äußere Haltung, noch seine Gesinnung zeigten eine Spur von Servilismus oder Unterwürfigkeit.

Eckermann bemerkte (im Jahre 1828) zu Goethe, man sehe in Voltaire's kleinen Gedichten, die an Personen gerichtet sind, seine »Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber dabei spielt, indem er sich den Höchsten gleichzuempfinden scheint, und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majestät seinen freien Geist nur einen Augenblick hat genieren können.«

»Ja«, sagte Goethe darauf, »vornehm war er. Und bei all seiner Freiheit und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will.«

»Er ist achtungsvoll,« sagt auch Taine in dieser Beziehung von Voltaire, »ohne sich zu erniedrigen, er schmeichelt, ohne fade zu werden.« Und Wagnière, der vierundzwanzig Jahre bei ihm war und dem nicht das kleinste Detail seiner Handlungen und seines Benehmens entgehen konnte, versichert ausdrücklich, Voltaire habe niemals in niedriger Weise irgend jemandem den Hof gemacht.

Mitunter liest man, Voltaire habe es sehr gekränkt, daß Kaiser Joseph II. ihn nicht besuchte, als er durch das Territorium von Ferney gereist war. Aber die Wahrheit ist, daß, als Friedrich der Große Voltaire ankündigte, Joseph werde ihn demnächst besuchen, Voltaire ihm erwiderte, er sei dessen sicher, daß der Kaiser nicht kommen werde; ebenso schrieb er seinen Pariser Freunden, die ihm schon im Vorhinein zu der Ehre eines solchen Besuches gratulierten, der Kaiser werde niemals zu ihm kommen. Und als endlich Joseph wirklich an Ferney vorbeifuhr, ohne Voltaire zu besuchen, sagte dieser lachend zu den Leuten, die sich versammelt

hatten, um die Zusammenkunft des Kaisers mit Voltaire mit anzusehen: »Habe ich es euch nicht vorhergesagt?« *)

Ebenso unrichtig ist die so oft wiederholte Angabe, Voltaire sei untröstlich darüber gewesen, während seines letzten Pariser Aufenthaltes im Jahre 1778 nicht vom Könige empfangen worden zu sein. Es wäre wohl nicht zu verwundern und durchaus kein Anlaß, darin auch nur den geringsten Servilismus zu sehen, wenn ein so gefeierter, alter Schriftsteller, der sich der humansten Bestrebungen zeit seines Lebens rühmen konnte, sich darüber kränkt, sich von der angesehensten Person im Staate zurückgesetzt zu sehen. Aber Wagnière berichtet, daß Voltaire auch über diese Mißachtung durchaus nicht bestürzt war; »man urteilt immer über ihn,« sagte er, »als ob er ein junger Höfling gewesen wäre, und als ob seine Existenz, sein Vermögen und das ganze Glück seines Lebens nur von dem Blick des Monarchen abgehangen hätte.« **)

Man wird vielleicht an seine endlosen Schmeicheleien in seinen Briefen an Potentaten mit Unwillen denken? Nun, diese Schmeicheleien waren fast immer von einer solchen Beschaffenheit, sie hatten im Ganzen eine solche Tonart, daß diejenigen, an die sie gerichtet waren, sie durchaus nicht als Ausfluß von Untertänigkeit oder Servilismus, nicht einmal von Loyalität, ansehen konnten; ja mitunter wurden Voltaire's Schmeicheleien mit mehr Schmerz und Widerwillen empfangen, als es Stillschweigen oder selbst Grobheiten eines »rauhen« Demokraten oder Republikaners hätten bewirken können.

---

*) Als Wagnière im Jahre 1779 mit Friedrich über diese Sache sprach, belustigte sich der König nicht wenig über sie und sagte, ohne sich näher zu erklären, mit einer humoristischen Betonung: »l'empeureux! l'empeureux!« Und es steht jetzt fest, daß es die fromme Maria-Theresia war, die ihrem Sohne den Besuch Voltaire's untersagte.

**) Worüber jedoch Voltaire wirklich beunruhigt war, das waren die damaligen wütenden Agitationen der Geistlichen und besonders die Predigten des Ex-Jesuiten de Beauregard vor dem Könige in der Kapelle zu Versailles gegen den »Zerstörer der Religion und der Sitten.«

Bei Ludwig XV. fiel Voltaire geradezu in Ungnade wegen der doch so schmeichelhaft aussehenden Anrede, die nach einer Erstaufführung bei Hofe Voltaire als Autor des Feststückes an den König richtete, als dieser in Begleitung seines Hofes durch den Korridor des königlichen Schlosses einher schritt. »Ist Trajan zufrieden?« sprach Voltaire den König direkt, sozusagen ins Gesicht, an, und dieser — trotz des sehr schmeichelhaften Vergleichs — fühlte den vollen Mangel an höfischem Respekt ganz gut heraus, antwortete nicht und wandte sich indigniert ab.

Auch Friedrich der Große wußte aus hundert Erfahrungen, daß die unzähligen ›Salomon des Nordens‹ u. dergl. alles, nur nicht die respektvollen Gesinnungen eines Höflings verrieten. Wohl nicht anders Katharina II., die in Voltaire's Briefen immer als ›Semiramis des Nordens‹ angesprochen wurde.

Das ganze Verhalten Voltaires speziell Friedrich gegenüber zeigt in voller Deutlichkeit, wie frei jener von Respekt vor der Stellung eines Königs als solchen gewesen, und daß das Leben an einem Hofe für ihn absolut ohne den mystischen Schein und ohne jene erniedrigende Anziehungskraft war, denen die meisten und selbst bedeutendsten Geister bis auf den heutigen Tag unterworfen erschienen. Anfangs folgte ja Voltaire gar nicht der Einladung nach Potsdam und schrieb Friedrich, er »ziehe die Freundschaft (zu der Marquise du Châtelet) dem Ehrgeiz vor. Erst nach dem Tode der Marquise, seiner Geliebten, entschloß er sich, Friedrichs wiederholter Einladung zu folgen. Man wird wohl unter unsern Schriftstellern kaum einen finden, der sich so lange bitten läßt, noch dazu unter so glänzenden Bedingungen, der Einladung eines Königs Folge zu leisten. Was Voltaire bewog, dies zu tun, schildert er präzise in seinen Memoires: ›Ich glaubte, daß ich ihn liebte . . . Ich fühlte mich ihm anhänglich, denn er hatte Geist und Grazie; und was mehr ist, er war König, was immer sehr

verführt, in Anbetracht der menschlichen Schwachheit,« wie Voltaire mit Selbstironie hinzufügt. »Gewöhnlich sind es wir Schriftsteller, die den Königen schmeicheln, dieser da lobte mich von den Füßen bis zum Kopfe.« Und wie trat Voltaire seine Reise nach Potsdam an? Mit den Worten: »Ich werde ihn (Friedrich) lehren, sich auf die Leute zu verstehen,« da er gehört hatte, Friedrich beabsichtige, ihn mit einem Konkurrenten, nämlich dem jungen Dichter d'Arnaud, zu necken. Sieht — nach alledem — ein Höfling so aus?

Und an Friedrichs Hofe selbst benahm sich Voltaire so frei und ungezwungen, wie nur möglich. Ich hatte keinen Hof zu machen,« berichtet er selbst, keinen Besuch zu erwidern, keine Pflicht zu erfüllen, ich hatte ein freies Leben und arbeitete nur zwei Stunden täglich mit dem König.« Und als er Potsdam verließ, und sich endlich auf sein eigenes Heim als reicher Mann an den Genfer See zurückzog, hatte er sein Ziel erreicht: »Nachdem ich bisher bei Königen gelebt habe, machte ich mich zum König bei mir selbst.« Wie wenig aber nachher Voltaire als Höfling dachte, wie wenig Sehnsucht nach dem Hofleben er hatte, sieht man leicht, wenn man seine Biographie nur etwas genauer kennen lernt, und der Ton, in dem er von Friedrich spricht, zeigt sogar das Gefühl seiner Superiorität. »Ich spreche Ihnen selten von Luc,«*) schreibt er im Jahre 1762 an d'Alembert, »weil ich nicht an ihn denke. Dennoch, wenn er fähig wäre, ruhig und als Philosoph zu leben und zu dem Zwecke à écraser l'infâme auch nur den hundertsten Teil von dem daran zu setzen, was es ihn gekostet hatte,

*) Der Spitzname, den Voltaire Friedrich zu geben pflegte. Luc hieß eigentlich der große Affe, den Voltaire in Délices hatte, und der mitunter seinen Herrn oder dessen Gäste zu beißen liebte. Voltaire nannte nun den König von Preußen in seiner Konversation oder in seinen Briefen »Luc«; wie er sagte, »weil Friedrich es so macht wie mein Affe, der beißt, obwohl man ihn liebkost.«

um die Menschen zu erwürgen, so könnte ich — ich fühle es — ihm doch noch verzeihen.«

Man wird nach dem hier Angeführten nun wohl erkennen, daß alle Schmeicheleien Voltaires nur façon de parler eines feinen Mannes in vornehmer Gesellschaft und so wenig ernst zu nehmen waren und auch genommen wurden, wie die alltäglichen Höflichkeitsphrasen in den bürgerlichen Kreisen. Und gerade das Leere, der Mangel an Innigkeit in seinen Komplimenten schützt das Bild, das wir uns von Voltaire machen wollen, vor allem Verdacht des Kleinlichen und Erniedrigenden. Sehr bezeichnend nannte man daher die Art seines Verkehrs mit den Mächtigen seiner Zeit: »tödliche Familiaritäten.«

Ein wirklicher Höfling aber war Goethe. Dieser Riese hätte es durchaus nicht nötig gehabt, sich von einem Fürsten abhängig zu machen und er tat es dennoch; und seine ganze Haltung am Weimarer Hofe, wie seine vielen Festgedichte, Briefe und sein Verkehr mit den hochgestellten Kreisen, zeigen, daß er wirklichen ungegründeten Respekt, Devotion, ja Ehrfurcht vor Kaisern, Königen, deren Frauen, Prinzen, sogar vor mächtigen Ministern besaß. Es ist nahezu unglaublich, welchen mystischen Respekt er vor der Würde eines Monarchen hatte, er war wie geblendet, wenn er einem König gegenüber trat. Ein so relativ unbedeutender Mensch z. B. König Ludwig I. von Bayern war, Goethe verlor doch ihm gegenüber nahezu sein geistiges Gleichgewicht. Kurze Zeit nach seiner Begegnung mit Ludwig (im Jahre 1827) sagt er zum Kanzler Müller, es sei »nichts Kleines, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben, den Eindruck innerlich auszugleichen und nicht zu schwindeln.«

Goethe partizipiert hier allerdings an der allgemeinen Eigenschaft der Deutschen, servil zu sein, und diese Stammgemeinschaft könnte dem Individuum Goethe einigermaßen

zugute gehalten werden; allein was war das für ein Individuum! Er, der in so vielem hoch über allen stand, und sich hier so schwach zeigte! Gerade die Ehrlichkeit seiner devoten Äußerungen muß uns, die wir dergleichen perhorreszieren, verletzen, und trübt auch sein Bild für die Nachwelt; während uns die unter lauter Hofphrasen deutlich durchscheinende »Frechheit« Voltaire's, das Andieseitestellen neben die sogenannten Großen, weder frivol noch devot erscheint, sondern auf vernünftige Menschen den erfrischendsten und erheiterndsten Eindruck macht.

Und was kommt bei der Vasallenanhänglichkeit, bei der treuen Devotion heraus? Man weiß, wie sehr mitunter Goethe von Karl August gekränkt wurde, und welch unermeßlicher Abstand war doch zwischen dem Großherzog von Weimar und einem Goethe!

»Er hat mich nie verstanden!« zu diesem wehmütigen Ausruf wurde ein geistiger Koloß gebracht, der Hofluft einatmen wollte; und hier sieht man, wie mitunter, ja gar nicht selten, »deutsche Treue« sehr hart an Knechtssinn grenzen kann. Fühlt man sich bei Betrachtung dieser gekränkten Stimmung Goethe's nicht förmlich wie gerächt und aufgerichtet, wenn man an Voltaire's Behandlung des preußischen Königs, ja selbst an seine losen Streiche in Potsdam denkt?

Goethe mußte seinem verwundeten Herzen mit den Worten Luft machen: Er hat mich nie verstanden. Voltaire aber behandelt sein Verhältnis zum preußischen König in etwas weniger sentimentaler Weise. Der Kronprinz »verwendete seine Muße«, berichtet Voltaire in seinen Memoiren, »um an französische Schriftsteller zu schreiben, die in der Welt einigermaßen bekannt waren. Die Hauptlast fiel auf mich. Es waren Briefe in Versen, Traktate über Metaphysik, Geschichte, Politik. Er behandelte mich wie einen göttlichen Menschen: ich behandelte ihn als einen »Salomon«. Die Epitheta kosteten nichts. Man hat einige dieser Fadaisen in die Sammlung meiner Werke aufgenommen und glücklicher-

weise hat man nicht den dreißigsten Teil von ihnen abgedruckt.«

Es ist unbedingt viel erfreulicher anzusehen, wie sich diese beiden Großen miteinander herumgebalgt haben, als das mit aller Würde gehandhabte Verhältnis Goethe's zum Großherzog und zu andern Fürstlichkeiten zu betrachten. Voltaire und Friedrich waren doch in jedem Momente zwei Individuen, jeder fest auf seine Füße gestellt, und niemals war zu bemerken, daß der König den Schriftsteller als ein Wesen unter sich ansah; und wiederum fiel es Voltaire niemals ein, sich als ein sozial untergeordnetes Wesen dem König gegenüber zu betrachten.

Man braucht übrigens nur in der Pucelle die Stellen zu lesen, in denen von Karl VII. die Rede ist, so wird man ebenfalls sofort einsehen, daß Voltaire mehr für die Zerstörung des Nimbus von Königen, seien es solche mit oder ohne Gottes Gnaden, geleistet hat, als der cholerischeste Republikaner.

Denn solche katonische Republikaner, z. B. von der Sorte Rousseau's, hassen die Monarchen, bewähren aber nicht jene Geringschätzung wie ein Mann, der wie Voltaire die Fürsten (als bloße Fürsten) gar nicht genug ernst nahm, um sie zu hassen und nicht einen Augenblick ein »Pathos der Distanz« anerkannte.

Wir begreifen nun auch, wie es Vielen ein Labsal sein kann, auch in dieser Beziehung ein Naturell wie das Voltaire's zu beobachten. »Frech«, »verwegen« wird es genannt, ist es aber im Grunde nicht; es verhütet aber Frechheit, nämlich jene der sogenannten »Großen«. Diese Voltaire'sche »Frechheit« ist daher ein Glück und eine Schutzwehr; von jener Sentimentalität des treuen Dieners, der von seinem »Herrn« gekränkt wird, und doch »wie Goethe seinem gnädigen Herrn immer aufwartete, wie und wo er konnte«, ist nicht die geringste Spur vorhanden. Und mit einem unbeschreiblichen Vergnügen betrachte ich daher an der Büste

Voltaire's die vom Grafen Josef de Maistre so verabscheute »unverschämte« Stirne, die mir Trost gewährt für die unendlich vielen gesenkten und devoten Stirnen, die unsere menschliche Würde so oft verrieten und — namentlich bei den Deutschen — noch heute verraten.

* * *

Je besser man Friedrichs Wesen kennen lernt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, daß ohne Voltaire und die französischen Literaten Friedrich der Große überhaupt in der europäischen Kulturgeschichte ohne Bedeutung geblieben wäre. Mit all seinem Talent und seinem energischen und pflichtgetreuen Charakter wäre er nie etwas anderes als ein ausgezeichneter preußischer Landesfürst geworden, wie es so mancher andere Hohenzoller in größerem oder geringerem Grade auch; und die europäische Kulturwelt hätte sich um Friedrich nicht mehr gekümmert als z. B. um seinen ebenfalls genialen und energischen Vorfahren, den großen Kurfürsten. Daß er als der einzige dieser Dynastie in der Geistes- und Sittengeschichte Europa's eine Rolle spielte, verdankt er eben Voltaire, d'Alembert und den andern außerdeutschen Geistern, die seinem natürlichen und anerzogenen engen und harten Charakter höhere Ziele und Gesittungen zeigten und einimpften; ganz geeignet, ihn, bei seinen angeborenen Fähigkeiten und seiner Position als König, zu einem mächtigen Werkzeug des Fortschritts zu machen. —

Damit ein praktischer Staatsmann zugleich eine Kulturbedeutung erlangt, genügt es eben bei der heutigen Mannigfaltigkeit zivilisierter Staaten — im Gegensatz zu den alten Griechen oder Römern, die im Occident ohne wesentlich konkurrierende andere Staaten allein die Zivilisation vertraten — durchaus nicht, nur seinem eigenen Lande nützlich zu sein, es wäre denn, er stände in Fühlung mit Ideen und

Bestrebungen, die sich nicht nur auf dieses Land beziehen, sondern in theoretischer Form, als Diskussionsthema, die Menschheit überhaupt bewegen.

Ein praktischer Staatsmann hat seine Bedeutung als Kulturgröße auch in dem Falle verwirkt, — er möge diesen Ausspruch verlachen oder mit welchen Augen immer betrachten — wenn er in seinem Staate nur solche Reformen einführt, die ihm durch augenblickliche sehr mächtige politische Faktoren: Parteien, Koterieen, Kasten und dergl. aufgedrängt werden. Wer einem solchen von außen kommenden Gedränge nicht um ein Beträchtliches in der Zeit voraus ist, bedeutet nicht im Mindesten mehr, als ein Werkzeug, als ein exekutierendes Organ politischer Mächte. Wir sehen daher, daß alle jene Männer, die wir als Kulturgrößen ansehen, selbst wenn sie auch zunächst und etwa auch ausschließlich für ihr eigenes Land wirkten, dennoch in gewissem Sinne Kosmopoliten waren; d. h. sie kümmerten sich nicht nur aus patriotischen Motiven, sondern auch aus allgemeinem, gewissermaßen theoretischen, Interesse um die äußeren, aber ebenso intensiv um die inneren geistigen Vorgänge in den anderen Staaten.

Und so sonderbar das auch klingen mag — weil die praktische Tätigkeit des Staatsmannes und gar des Soldaten, mit ihrer massenhaften physischen Wucht, so sehr den Eindruck des einzig Realen gegenüber den Wirkungen der Ideen hervorruft — so ist es doch wahr, daß ein ganz unscheinbares Buch, ja ein kurzes Pamphlet, um so mehr eine politische, soziale, religiöse Literatur, von nachhaltigerer Wirkung als manche große Staatsaktion und als gewaltige Kriege sein kann. Es erinnert das an die seinerzeit so überraschende Behauptung Faradays, daß in der stillen Zersetzung eines Kubikzentimeters Wasser durch einen ganz unsichtbaren und unhörbaren galvanischen Strom mehr elektrische Arbeit geleistet werde, als durch die Blitzentladung einer Gewitterwolke.

Diese Behauptung ist wohl nicht neu, allein im Zusammenhange der Digression über Staatsmann und Kulturgröße mußte sie wiederum vorgebracht werden.

Friedrich der Große war ein Riese an Talent und Energie, Voltaire desgleichen; aber Voltaire's oder Rousseau's »Federchen«*) leistete unvergleichlich mehr und machte viel größeren und bleibenderen Eindruck als der Säbel des Königs von Preußen. Mit Recht spricht man von einem Jahrhundert Voltaire's, aber Niemandem fällt es ein, von einem Jahrhundert Friedrich des Großen zu sprechen; denn dieser hatte gar keine Ideen selbständig zu Tage gebracht, sie nicht mit Kraft geistig propagiert, sondern nur solche Ideen von anderen, den Philosophen, entlehnt und zum Teile — darin liegt eben seine Kulturbedeutung — als praktischer Staatsmann in seinem Lande durchgeführt. Aber Friedrich beherrschte oder beherrscht nicht das Denken eines einzigen Kopfes; Voltaire tat oder tut das noch heute bei unzähligen Köpfen.

Allerdings gab es auch einige praktische Staatsmänner, die zugleich Kulturgrößen waren und noch überdies die Ideen aus sich selbst nahmen. So ist Alexander der Große ein Kulturmensch allerhöchsten Ranges, da er, sogar entgegen den bedeutendsten griechischen Philosophen, den Orient mit dem Occident politisch und kulturell zu vermählen suchte. Diese Idee stammte von ihm, und er selbst war es, der sie auch durchführte; in der zweifachen Größe dieses Unternehmens ist er bisher unerreicht. Man wird auch Julius Cäsar eine politische Kulturgröße nennen, desgleichen den mongolischen Kaiser Chinas: Kublai-Chan, ebenso Kanghi, den chinesischen Kaiser aus der Mandschudynastie im 18. Jahrhundert, desgleichen Karl den Großen, Peter den Großen, Friedrich den Großen, Josef II., Turgot, in gewissem Maße Napoleon, den Freiherrn von Stein; in unseren Tagen: Cavour, den gegenwärtigen Mikado Mutsu-

*) Ein Lieblingsausdruck des Cervantes.

hito, und Marquis Ito, seinen ehemaligen Minister, den Reformator Japans.

Was Friedrich den Großen betrifft, so braucht man, um den Unterschied zwischen einem Kulturmenschen und einem gewöhnlichen, wenn auch tüchtigen »Landesvater« oder bloß patriotischen Staatsmann drastisch zu erkennen, nur jenen mit seinem Vater, Friedrich Wilhelm I., zu vergleichen, welch letzterer ein gar nicht unbedeutender Regent war, ja als Verwaltungstalent für höherstehend als sein Sohn gilt.

Aber Friedrich II., der einen französischen Hofmeister hatte und sich schon frühzeitig mit den philosophischen und humanen Ideen der englischen und französischen Freidenker erfüllte, wurde hierdurch von Anfang an weit über das preußische Niveau erhoben; in ein ungleich höheres, als sein unwissender und brutaler Vater oder irgend ein anderer Regent Europas einnahm.

Schon mit Reformideen und großen politischen Empfindungen, sowie Interesse für Kunst und Wissenschaft erfüllt, kam er auf den Thron; und sofort nach der Thronbesteigung ging er auch schon an die Abschaffung der Folter in peinlichen Prozessen.

Dies sowohl, als die Promulgierung vollständiger religiöser Toleranz, die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Milderung der Leibeigenschaft, und anderes, was er entweder durchführte oder wegen des Widerstandes der Junker bloß anstreben konnte, geschah durchaus nicht darum, weil etwa das preußische Volk oder auch nur eine Partei oder Kaste es begehrte, oder weil Übelstände im Staatsleben auf Einführung solcher Reformen hinlenkten. Nein, es waren rein positive Fortschritte, aus Ideen herausgeboren, Früchte seiner frühen geistigen Beschäftigung und seines Umgangs mit den Philosophen Englands und namentlich Frankreichs. Und in dieser Beziehung das Allermerkwürdigste ist wohl das, daß — wie ich in Kosers

Werk finde — Friedrich einen pädagogischen Katechismus: »Dialogue de morale à l'usage de la jeunesse noblesse« ausarbeitete, in welchem eine Anweisung zu einem religionsfreien Moralunterricht gegeben wird, und die Kinder gelehrt wurden, daß, um glücklich zu werden, die Tugend notwendig sei. Wie weit voraus war also Friedrich allen seinen Nachfolgern!

Man kann es nicht wegleugnen, daß Preußen, und durch Preußen Deutschland, einer dreifachen französischen Invasion zu höchstem Danke verpflichtet ist. Der schläfrige und in vieler, namentlich politischer Beziehung rückständige Geist wurde durch sie erweckt, der Intellekt aufgeschlossen, das politische Gefühl ethisiert. Die erste Invasion war die der nach Aufhebung des Edikts von Nantes eingewanderten Hugenotten; die zweite war die rein intellektuelle durch die französischen Philosophen, die von Friedrich dem Großen berufen wurden, die dritte jene während der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege. Jede Invasion wirkte in ihrer Art segensreich.

Was aber Friedrich betrifft, so ist es nur dem Geiste der Aufklärung, dem er so sehr zuneigte, zu danken, daß er — wie Sainte-Beuve sich ausdrückte — »im Norden Deutschlands einen Herd der Zivilisation, ein Zentrum der Kultur und der Toleranz« schaffen konnte. Es hätten sonst noch hundert tüchtige preußische Landesväter wie Friedrich Wilhelm I. regieren können, und es wäre aus dem rein preußischen Geiste nichts hervorgegangen, was einem »Herd der Zivilisation« oder einem »Zentrum der Kultur« ähnlich gesehen hätte. —

Wie sehr das hier über die Bedeutung des Staatsmannes als Kulturfaktor Gesagte richtig ist, sah man auch in unsern Tagen an der echt preußischen Gestalt Bismarck's bestätigt. Bismarck steht in Begabung, Energie und Pflichttreue durchaus nicht hinter Friedrich dem Großen, er übertraf diesen bei weitem an Gemüt, an Privatgüte, und sein

Charakter gewinnt noch immer an Sympathie und Hochachtung, je mehr Details von ihm bekannt werden.

Trotz alledem war Bismarck doch nicht mehr als ein höchst bedeutender preußischer und deutscher Staatsmann, in der Kulturgeschichte ist er keine Größe; und während man seine Begabung an sich wie seine Tugenden kaum hoch genug stellen kann, wird von der öffentlichen Meinung in Deutschland seine Bedeutung für die Kultur enorm überschätzt. Im Gegensatze zu Friedrich, welcher von seinem Vater so viel zu leiden hatte, daß er Trost in der französischen Kulturbewegung suchte, hatte Bismarck hierzu oder zu ähnlichem nicht nur keinerlei Veranlassung, sondern empfand, gerade umgekehrt, eine tiefe Antipathie gegen fast alles Nichtpreußische, in späteren Jahren gegen alles Nichtdeutsche, besonders aber gegen alles Französische und die ihm nacheifernden Deutschen. Schwung, Enthusiasmus für die Menschheit im allgemeinen und nicht nur für einen einzelnen Staat, erschien ihm wie eine Art von Windbeutelei. Und keine einzige seiner praktischen Maßregeln entsprang aus Prinzipien der Humanität im großen, sondern nur aus politischen Klugheitsrücksichten.

Das allgemeine Stimmrecht war nur ein taktischer Streich gegen die ihm zu freisinnige Bourgeoisie, der er auf diese Weise einen starken Gegner, die Arbeiterpartei, auf den Hals zu hetzen suchte. Die soziale Gesetzgebung, nämlich die Versicherungsinstitutionen, war nur die Folge des gefährlichen Druckes der Sozialdemokraten, und war ebenso wenig freiwillig gegeben, wie etwa der Befreiungsfeldzug Napoleons III. für Italien nach dem Attentate Orsinis.

Wenn es sich um Verbesserungsvorschläge, z. B. in der Strafgesetzgebung, um Abschaffung der Todesstrafe handelte, so stand Bismarck immer auf Seite der härteren Maßregeln, und er ging sogar so weit, die Todesstrafe mit dem Hinweis auf die -- Unsterblichkeit der Seele begründen zu wollen! Sieht man der Sache auf den Grund, so findet

man allerdings diese Härte in der religiösen Erziehung und Neigung Bismarcks begründet, und es ist außerordentlich lehrreich — und ich möchte die Religionspsychologen sehr darauf aufmerksam machen — daß der von Natur harte, irreligiöse Friedrich der Große seinerzeit für Milderung in der Kriminalgesetzgebung (Aufhebung der Folter) war, der von Natur gemütvolle, aber religiöse Bismarck jedoch stets für die strengere Richtung eintrat. Genau dasselbe sehen wir schon nahezu 2000 Jahre früher in Rom gelegentlich der Beratungen im Senat über die Behandlung der Mitglieder der Catilinarischen Verschwörung. Der freigeistige Julius Cäsar war für das mildere Verfahren, der religiös gesinnte Cato für das strengste: die Todesstrafe.

Im Kulturkampfe gegen die katholische Geistlichkeit behalf sich Bismarck nur mit Polizei und Gendarmerie; nie fiel es ihm, auch nur in Erinnerung an Luther, ein, einen geistigen Kampf zu führen; so daß die Bezeichnung dieser ganzen Affäre als »Kulturkampf« eigentlich als eine ganz unverdiente, viel zu hohe, erscheint.

Wenn man nun bedenkt, daß Bismarck ungefähr ein Jahrhundert nach Friedrich dem Grossen wirkte, so sieht man deutlich, daß Genie allein zu den großen politisch-ethischen Taten nicht hinreicht, und erkennt zugleich, welche Wichtigkeit die französische Aufklärungsphilosophie für die Welt besaß, welche hohe Schule sie für die politische Ethik bildete, obwohl man sie gewiß in vielen Beziehungen als oberflächlich bezeichnen muß.

Genies der Tat, wie Alexander, Cäsar und selbst Napoleon waren neben ihren speziellen staatlichen oder selbst egoistischen Unternehmungen auch von überstaatlichen Tendenzen erfüllt.

Von überstaatlichen Tendenzen oder wenigstens Hinneigungen finden wir aber bei Bismarck kaum eine Spur. Zu keiner Zeit seines Lebens in der Praxis interessierte und noch weniger erwärmte er sich für allgemeine Kulturziele,

für ethisch-politische Ideen, die nicht bloß für Preußen-Deutschland, sondern für die Menschheit im allgemeinen oder wenigstens für die europäische Bildung von Bedeutung waren. Nicht einmal in den unzähligen allmählich bekannt gewordenen Privatgesprächen, die doch zu nichts verpflichteten, findet man derlei Themen behandelt, ganz entgegengesetzt zu dem Verhalten Friedrichs des Großen.

Und nicht nur aus politischer Klugheit, sondern auch aus Mangel an (sozusagen) außeramtlicher, außerpreußischer oder außerdeutscher Empfindung berührten ihn auch die schrecklichsten oder noch so wichtigen Ereignisse in anderen Staaten nicht, wenn sie eben nicht mit Deutschland's Politik oder Wohlfahrt zusammenhingen, und sein Naturell und der Mangel an einer so einflussreichen praktisch-philosophischen Bewegung wie zur Zeit Friedrichs, unterstützten in dieser Beziehung seine politische Nüchternheit, oder, wie man es nannte, seine »Realpolitik«. Daß aber nüchternste Realpolitik mit überstaatlichen Gesinnungen vereinigt sein kann, bewies ja am besten Friedrich der Große selbst.

Diese Bemerkungen, die dem Anscheine nach sich bloß auf die Psychologie eines bestimmten Staatsmannes beziehen, erstrecken sich aber auch ins Allgemeine. Und da muß es denn gesagt werden, daß die junkerlich-preußische Natur Bismarcks, die sich in jener Gleichgiltigkeit für die allgemeine Kultur offenbarte, und die er sogar mit Ostentation als die allein richtige bezeichnete, daß dieses Beispiel eines genialen Mannes sehr viel dazu beitrug, die Gesittung der Deutschen, selbst in deren gebildetsten Schichten, auf ein weit tieferes Niveau herabzudrücken, als sie durch den Einfluss der französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts bereits erreicht hatten.

Mit Recht sagt Sybel, der preußische Historiker, in seiner »Geschichte der Revolutionszeit« von diesen Schriftstellern und von deren Jahrhundert selbst:

»Man hat eine Zeit lang die Aufklärung des 18. Jahrhunderts zum Teil in ihren wertlosesten Ausläufern überschätzt; man ist jetzt nur zu geneigt, ihr weltgeschichtliches Verdienst zu übersehen, weil es das Gemeingut aller und der Boden unseres Zustandes geworden ist . . . . . Weder das klassische noch das christliche Altertum, weder das Mittelalter noch die Reformation nahm einen Anstoß an den ärgsten Greueln der Kriegsführung, an den Qualen einer grausamen Kriminaljustiz, an einer Vernichtung der politischen Gegner, gegen welche die Schrecken unserer Revolutionen Kinderspiel sind. Der Gedanke, daß das Leben des einzelnen Menschen für die Anderen etwas bedeute, ist erst durch das vorige Jahrhundert eine tätige Kraft geworden.« *)

Aber gerade die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, namentlich insofern sie politische und staatsrechtliche Fragen behandelten, mußten einem stets konkret und aktuell vorgehenden Manne wie Bismarck als seichte Schwätzer vorkommen; dabei übersah er jedoch infolge ihrer abstrakten und dilettantenhaften Art, die Probleme zu behandeln, deren hohen sittlichen Kern. Und Bismarck selbst ist es, wie auch vielen anderen praktisch genialen Staatsmännern, mit diesen sittlichen Tendenzen gerade so ergangen, wie — nach Heine's schöner Bemerkung — Sancho Pansa mit dem scheinbar närrischen Idealisten Don Quixote, er half zuletzt doch das mit ausführen, was jener im Kopfe hatte. —

Hat Friedrich der Große es Voltaire und dessen Geistesgenossen zu danken, daß er überhaupt eine Rolle in der europäischen Zivilisationsgeschichte spielt, so verdankt er speziell Voltaire auch Anregungen und Unterstützung bei so manchen wichtigen Reformen in der preußischen Verwaltung und Gerichtsverfassung, wie auch bei Abfassung

---

*) Zitat nach Hettner.

des Entwurfs zu den fortgeschrittensten Partieen des preußischen Landrechts. Voltaire war es, der dem König Materialien betreffs der französischen Administration verschaffte.*)

Wie der König selbst über Voltaire's sogenannten »unheilvollen Einfluss« dachte, zeigt u. a. folgende Stelle aus seinem Briefe vom 18. November 1777: »Ich erwarte Ihr belehrendes Werk über die Mißbräuche der Gesetzgebung und zwar mit Ungeduld, denn ich bin überzeugt, darin Nützliches und Angenehmes zu finden. Es scheint, daß Europa gegenwärtig im Zuge ist, sich über alle Gegenstände aufzuklären, die am meisten auf das Wohl der Menschheit Einfluß nehmen, und man wird Ihnen das Zeugnis geben, daß Sie mehr als irgend einer Ihrer Zeitgenossen beigetragen haben, die Menschen mit der Fackel der Philosophie aufzuklären . . . . .«

Und doch geht die Undankbarkeit sogenannter patriotischer preußischer Schriftsteller und Historiker so weit, immer wieder von Voltaire's Frivolität, seinem Mangel an Ernst und von seinem unheilvollen Einfluss am preußischen Königshofe zu sprechen.

* * *

Eine andere Seite des Verhältnisses zwischen Voltaire und Friedrich betraf die Kriegsunternehmungen des Königs.

Bei Besprechung dieses Verhältnisses zeigt Strauß abermals jene eigentümliche Deutungsmethode und Ausdrucksweise, durch die, wie bei Besprechung der Beziehungen Voltaire's zu Lessing, auf jeden Fall der Deutsche als der höhere Mensch erscheint.

*) Ich glaube, dieses Faktum der »Geschichte Brandenburgs« von Preuß, resp. einer Besprechung dieses Werkes in der M. Allg. Ztg. entnommen zu haben.

Die große Frage der Humanität, die bei Beurteilung des Krieges überhaupt emportaucht, erledigt der Verfasser des Lebens Jesu in rein chauvinistischer Weise.

»Voltaire war,« heißt es bei Strauß, »für den Frieden um jeden Preis . . . . in diesen Friedensdemonstrationen ist Voltaire der reine Schulmeister und durchaus platt. Gewiß ist der Krieg ein großes Übel und zu Voltaire's Gunsten darf man nicht vergessen, daß er in der nächsten Vergangenheit meist nur mutwillige, aus Herrschsucht und Übermut der Fürsten, namentlich Ludwigs XIV., hervorgegangene Kriege vor sich hatte. Aber Friedrichs Einfall in Schlesien, wovon der siebenjährige Krieg nur die unvermeidliche Folge war, gehörte in eine ganz andere Klasse. Friedrich war dabei von dem Entwicklungsdrange des jungen Staates getrieben, an dessen Spitze er soeben gestellt worden war; tiefer gefaßt, von dem Entwicklungsdrange der deutschen Nation, die für sich einen anderen Schwerpunkt suchte, als das undeutsch gewordene und geistig unfrei gebliebene Österreich war.«

Diese Ansicht ist wirklich geeignet, einen wahrheitsliebenden Menschen aus seiner Ruhe zu bringen; denn es ist nicht zu ermessen, wie viel Unheil schon in der Welt aus dieser Denkweise hervorgegangen ist und noch immer hervorgeht. Und hier haben wir wiederum, wie schon öfter in dieser Monographie, einen Fall vor uns, der Voltaire's wegen nur sehr wenig wichtig ist, aber mit unwiderstehlicher Gewalt Entrüstung, Aufklärung und Widerspruch provoziert. Es ist auch nicht Strauß allein, der hier gesprochen hat; noch sehr viele andere, z. B. Treitschke, sprachen so und sprechen noch heute so, und beweisen dadurch, wie alles Talent und Wissen und alle etwaigen sonstigen Charaktervorzüge nicht davor bewahren, entgegen aller Gerechtigkeit zu urteilen, wenn man sich von überhitzten Gefühlen allein leiten läßt, und wenn es auch selbst die schönsten und edelsten wären.

Man wird aber sofort sehen, daß durch eben diese zur Ungerechtigkeit führenden Gefühle die intelligentesten Geister auch zu Verstößen gegen die einfachste Logik und gegen das primitivste gesunde Denken gebracht werden.

Das sehen wir augenblicklich bei der Strauß'schen Rechtfertigung von Friedrichs Kriegen mit einem sogenannten »Entwicklungsdrang« des »jungen Staates«. Er dachte also gar nicht daran, daß man mit einem »Entwicklungsdrang« jede aggressive kriegerische Unternehmung begründen und moralisch rechtfertigen könnte, daß also die Situation Friedrichs von keiner andern Raubkriegssituation prinzipiell verschieden war.

Ein kleiner Staat, wie damals Preußen einer war, kann ja immer sagen — anstatt: »Ich will mein Gebiet durch fremde Provinzen mittelst eines Raubkriegs vergrößern« — »Ich besitze den Drang, mich zu entwickeln«; und ein bereits großer Staat, z. B. das Frankreich Ludwigs XIV. oder das heutige Rußland, kann wiederum sagen: »Ich bin zwar schon groß, aber mein Drang geht dahin, mich noch weiter zu entwickeln.«

Alle kriegslustigen Feldherrn oder Fürsten der Weltgeschichte wollen einen solchen Entwicklungsdrang ihres Landes bemerkt haben, oder genauer gesprochen: sie hatten einen soldatischen oder politischen Entwicklungsdrang, den sie, in ehrlicher oder unehrlicher Weise, als Entwicklungsdrang ihres Staates oder Volkes auszugeben wußten.

Und überdies: Wer hatte denn eigentlich diesen Entwicklungsdrang, den Strauß dem »jungen Staate« zuschreibt? — Jung nennt ihn Strauß nur offenbar darum, weil er noch nicht so groß war wie heute. — An wem also bemerkte Strauß diesen Drang? Lag dieser Drang in der Luft? Oder hat sich etwa damals das preußische Volk oder ein großer Teil desselben für die Vergrößerung Preußens begeistert? Oder gar Kriege gewünscht, um der »deutschen Nation« zur weiteren Entwicklung zu verhelfen? Von alledem

war doch in der von Armut, harter Arbeit und absolutistischem Druck niedergehaltenen Bevölkerung keine Spur vorhanden.

Seien wir ehrlich! Ein Entwicklungsdrang kann doch nicht einem Begriffe, sei es Staat, sei es Nation, sondern nur lebendigen Menschen zugesprochen werden — ausgenommen: man acceptiert die foppende metaphysisch-logische Hegel'sche Methode, Gedanken über die Dinge den Dingen selbst zu substituieren und abstrakten Begriffen Leben zuzuschreiben.

Nur eine einzige Person war da, an der jener »Entwicklungsdrang« bemerkt werden konnte, und das war: Friedrich II. König von Preußen! Und eben diese eine Person gestand, interessanter Weise ganz offen, — was Strauß und seine Gesinnungsgenossen n i c h t eingestehen wollen — daß der Einfall in Schlesien, also implicite der ganze Krieg mit seinen Folgekriegen, aus Ehrgeiz unternommen wurde. Und da doch Friedrich das Motiv seiner Kriege besser kennen mußte, als Strauß und alle anderen preußisch-deutschen Patrioten, so müssen wir wohl dem König von Preußen viel mehr glauben, als jedem anderen.

In der »Epistel über das Ungefähr. An meine Schwester« sagt er: »Entflammt, voll Dünkel, brannt' ich da — noch denk ich es — den Helden nachzustreben, die mein Herz verehrt.«

Und in der »Geschichte meiner Zeit« spricht Friedrich an sehr vielen Stellen immer von neuem davon, wie sehr ihn die Ruhmbegierde zum Einfall in Schlesien getrieben hatte.*) Auch in einem Briefe an seinen Freund Jordan, geschrieben im Feldlager in Schlesien, sagt er: »Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, ja, um Dir nichts zu verbergen, selbst

*) Ich ließ mich's die Mühe nicht verdrießen, diese Stellen in den Hinterlassenen Werken Friedrichs II., Königs von Preußen (Berlin, Voß & Sohn, 1788), aufzusuchen; sie stehen auf den Seiten 99, 102, 105, 106, 107, 110 des I. Bandes.

die Neugierde, mit einem Worte, ein geheimer Instinkt, hat mich der Süssigkeit der Ruhe, welche ich kostete, entrissen und die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte zu lesen, hat mich verführt.«

Hat Strauß alle diese Geständnisse Friedrich's nicht gekannt? Wenn nicht, so wäre das kein geringer Mangel bei einem Historiker, der über Friedrich's Kriege und deren Motive schreibt. Hat er sie aber gekannt, so ist der geschichtsphilosophische Bombast von dem »Entwicklungsdrang des jungen Staates« zugleich eine nicht zu rechtfertigende Unehrlichkeit.

Strauß ignoriert mit seiner Darstellung des Kriegsmotivs ebensowohl, was für Unglück ein jeder Krieg an und für sich ist, als auch die Völkerrechtsfrage beim Einbruch in Schlesien, indem er an Stelle des Völkerrechts einen Entwicklungsdrang« in die Sache hineineskamotiert.

Aber selbst die allerechtesten preußischen Patrioten bezweifeln — zum mindesten — daß damals das Recht auf Seite Friedrichs war. Hat doch sogar Bismarck einmal gelegentlich der Denkmalsfrage für Heine sich in diesem Sinne deutlich genug geäußert. »Man klagt den Dichter an, daß er von Hohenzollerns Aar gesagt, es möchten ihm die Nägel beschnitten werden, da er so viel zusammengerafft hätte«, sagte Rottenburg, der Chef der Reichskanzlei, zum Kanzler. Darauf meinte Bismarck: »Hat denn Heine so unrecht gehabt? Können wir leugnen, daß der Rechtstitel Friedrichs des Großen auf Schlesien nicht einwandfrei war?«*)

Das Material, das Strauß zu Gebote stand, um die wahren Motive zu Friedrichs schlesischem Krieg kennen zu lernen, war so reich, daß man nicht genug darüber erstaunen kann, daß er es so ganz unberücksichtigt ließ. Friedrich

*) Nach Mitteilungen über Gespräche mit Rottenburg in der N. Fr. Presse vom 4. September 1904.

selbst sagte: »Die Rechtsfrage ist Sache der Minister, die Befehle an die Truppen sind gegeben.« Das heißt doch deutlich genug sagen: Ich appelliere an die Gewalt, die Rechtsfrage kümmert mich nicht.

Bei der Nachricht von dem Tode des letzten männlichen Habsburgers sagte er zu seinem sofort zusammenberufenen Rate: »Ich gebe Euch ein Problem zu lösen; wenn man im Vorteil ist, soll man sich dessen zu Nutzen machen oder nicht?«

Von einem Drang des jungen Staates war also keine Rede, sondern nur vom Ehrgeiz eines jungen Königs. Und da hatte der philosophische und immer human gesinnte Voltaire, der zudem seinen königlichen Freund und Schüler vollständig durchschaute, also doch ganz recht, ihm seine »Menschenschlächterei« abzuraten. Wenn man aber, wie Strauß, solche Ratschläge »platte Schulmeisterei« nennt, so fällt dieselbe Bezeichnung auf alle Vorkämpfer für das Aufhören der Kriege überhaupt, Immanuel Kant inbegriffen. —

Bei der Gefährlichkeit, die in den oben zitierten wenigen Worten von David Strauß liegt, eine Gefährlichkeit, die man bei Betrachtung der politischen und nationalen Fanatismen der ganzen neueren Zeit tief genug empfindet, ist es mir nicht möglich, meine Kritik dieser Worte hier schon zu schließen. Ich muß sie unbedingt weiter fortsetzen.

Ist schon die Substitution des preußischen Staates an Stelle des preußischen Königs Friedrich II. eine sonderbare Entgleisung eines denkenden Mannes, wie David Strauß, zu nennen, so ist die Fortführung dieser Substitutionsmethode bis zur Heranziehung der »deutschen Nation« als ein Taschenspielerkunststück ersten Ranges zu bezeichnen.

Die Vorträge über Voltaire hielt Strauß, wie ich glaube, während des letzten deutsch-französischen Krieges, jedenfalls aber vor einer deutschen Prinzessin. Es ist daher kaum zu zweifeln, daß die patriotische oder besser natio-

nalistische Stimmung ihn, wie viele andere Publizisten, zu der ganz und gar antihistorischen unwahren Auffassung verleitete, alle Taten Preußens, resp. seiner Souveraine, als aus dem Gesichtspunkt der deutschen Nation unternommen, anzusehen und darzustellen.

Die Freude darüber, daß sich die Dinge so entwickelt haben, daß also das stark gewordene Preußen die deutsche Einheit herstellen half, ja sie erst ermöglichte, wird man ja Niemandem vorwerfen oder verdenken wollen.*) Aber hier handelt es sich um eine fälschliche Rückdatierung, um die Ehrlichkeit der historischen Berichterstattung und was damit zusammenhängt; und, was überdies noch viel wichtiger ist, um die Korruption des politischen Denkens, die durch jene Strauß'sche, übrigens sehr verbreitete Auffassung, hervorgerufen wird.

Darum sei es allen Jenen, die die historischen Vorgänge nicht im Detail verfolgen, gesagt, daß es den Tatsachen vollkommen widerspricht, die politischen Unternehmungen der preußischen Souveräne (wie auch der maßgebenden preußischen Junkerpartei) als, der Absicht nach, deutsche Unternehmungen hinzustellen; wenn sich auch im Laufe der Zeit die Dinge in diesem Sinne, aber ohne Vorherwissen und Vorherwollen der Unternehmer, entwickelten. Der große Kurfürst nahm vom Erbfeinde Deutschlands, nämlich von Ludwig XIV., Subsidien und schloß mit ihm eine Defensivallianz, wie preußische Hofhistoriographen vielleicht mit Recht sagen, »wegen der treulosen Politik Österreichs.« Der jüngste Geschichtsschreiber über den großen Kurfürsten, Philippson, der die Schwächen und Irrtümer desselben sehr liebevoll und schonend bespricht, sagt aber doch in Mißbilligung jenes Bündnisses mit Frankreich: Niemand habe sich tiefer vor Frankreich gedemütigt, niemand Deutsch-

*) Ohne den Sieg, der zur deutschen Einheit führte, hätten wir heute auf dem europäischen Kontinent wieder die Inquisition und alles, was dazu gehört.

lands Ehre und Unabhängigkeit mehr preisgegeben als damals Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er habe dadurch nicht bloß alle übrigen Eroberungen Frankreichs auf deutschem Boden gewährleistet, sondern auch Strassburg ausgeliefert. Und das sei auch mit dem Gegensatze zum Kaiserhofe in Wien, mit der Eifersucht und Missgunst der Reichsfürsten, mit der Ohnmacht der Reichsstände nicht zu entschuldigen.»

Der König Friedrich Wilhelm I., Friedrich des Großen Vater, hatte bei allen seinen Maßregeln nie an eine »deutsche Nation« gedacht, er kannte nur sein Preußen und arbeitete dafür; und um ein Stückchen Land (im Bergischen) garantiert zu erhalten, ging er ebenfalls einen Vertrag mit Frankreich ein.

Friedrich der Große — der, in einem Memoire an Voltaire, ausdrücklich Frankreich als den Erbfeind Deutschlands bezeichnete — schloß sogar zweimal eine Allianz mit Frankreich, nämlich gegen Österreich und gegen England; und er hätte, noch mehr als alle seine Vorgänger, nur darüber gelacht, wenn man ihm zugemutet hätte, irgend etwas Deutschlands wegen ohne Nutzen für Preußen zu unternehmen.

Auch der preußische Hofhistoriograph Koser in seinem Werke »König Friedrich der Große« gesteht, daß überhaupt die Reichspolitik, mit der es der König von Preußen wagen zu dürfen geglaubt hatte, eingegeben und beraten war durch das preußische Interesse« . . . . »für Friedrich hatte nach den Erfahrungen seiner Reichspolitik von 1743 das wesentlichste Interesse die Frage, was nur das liebe heilige römische Reich noch zusammenhalte« . . . . . . »die ausschließlich preußische Richtung der Politik Friedrich's beginnt mit dem Jahre 1744«, also sehr bald nach seinem Regierungsantritt.

Und um der Vollständigkeit wegen von Vorgängen späterer Zeiten zu sprechen und dadurch zu zeigen, daß

Strauß sich auch durch sie nicht belehren und davon abbringen ließ, seine These von preußischen Ambitionen zu Gunsten Deutschlands aufrecht zu halten, sei angeführt, daß die grandiose Proklamation von Kalisch aus dem Jahre 1813, welche das deutsche Volk zur Erhebung gegen Napoleon aufrief, dem preußischen König Friedrich Wilhelm III. nur mit großer Mühe abgerungen werden konnte. Und da wir die so einflußreiche preußische Junkerpartei ebenfalls als Ausdruck ächt preußischen Geistes mit erwähnen können, so sei daran erinnert, daß sich jene Junker lieber dem Despotismus Napoleons, als der freiheitlichen Gesetzgebung Stein-Hardenbergs unterwerfen wollten, Deutschlands Befreiung war ihnen also ganz und gar gleichgiltig.*)

Und schließlich der wohl eklatanteste Fall, aus dem Jahre 1871: Als es sich in Versailles um die Form der Einigung des siegreichen Deutschland und den Kaisertitel handelte, sagte der preußische König Wilhelm, er »kümmere sich kein Haar« um Deutschland, sondern nur um sein Preußen, und er befürchtete nur, durch Annahme des Kaisertitels an Macht und Ansehen in Preußen einzubüßen.

Aus allem dem geht wohl zur Evidenz hervor, daß in allen Bestrebungen der preußischen Souveräne eben an Preußen und nicht an Deutschland gedacht wurde. Das mag ein richtiger praktischer Vorgang in Beziehung auf ihren eigenen Staat gewesen sein, verdient also keinen Vorwurf, nur müssen falsche Deutungen dieses Vorgangs, wie Strauß und andere sie geben, vermieden werden.

Nun betrachten wir aber auch noch, in welchem Verhältnis die außerbrandenburgischen, und später außerpreußischen Deutschen zu Brandenburg-Preußen standen, ob sie wirklich dessen Souveräne als Vorkämpfer der Deutschen ansahen, wie man das nach Strauß (und Treitschke) vermuten könnte.

---

*) Sie wiesen Stein-Hardenbergs Reformen mit den Worten zurück: Stein wollte mit seinen Edikten aus Preußen einen »Judenstaat« machen.

»Zorn und Neid trafen das trotzige Glied (Brandenburg unter dem großen Kurfürsten), das sich neben das Reich stellte,« sagt — Treitschke selbst in seiner »Deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts«. Und weiter: »Leibnitz, der begeisterte Reichspatriot, erwies in beredter Denkschrift, wie der Brandenburger von seinen Mitständen gedemütigt werden müsse« ..... Auch die Nation sah mit Abscheu und Besorgnis auf den Staat der Hohenzollern« .... »So oft der unruhige Staat mit einiger Kühnheit sich hervorwagte, erklang durchs deutsche Land der Jammerruf über den immer tiefer ins Reich dringenden brandenburgischen Dominat« ..... »jene kleinen Fürsten in Schwaben und am Rhein, die in Preußen ihren furchtbaren Gegner sahen« ..... »Auch der Bürgersmann wollte sich zu dem preußischen Wesen kein Herz fassen« usw.

Nach diesem scheint überhaupt niemand — außer einigen modernen Historikern und Publizisten — in dem preußischen »Entwicklungsdrang« einen deutschen Drang erblickt zu haben. Winckelmann schimpfte auf Preußen, Lessing spricht — nach Treitschke's eigener Ausdrucksweise, »von den Preußen zuweilen wie von einem halbfremden Volke.« Und der urdeutsche alte E. M. Arndt »erhob in den Tagen der Fremdherrschaft nach Jena«, — wie Koser mitteilt (»König Friedrich der Große, II Seite 660) seine leidenschaftlichen Anklagen« gegen — Friedrich den Großen; gegen jenen »undeutschen« König, den »Franzen-Affen«, den »Feind und Zerstörer der deutschen Verfassung, dessen Grösse Deutschland zum Verderben und dessen Gedächtnis Deutschland zum Fluch geworden sei.«

Viele Historiker und Literaten meinen noch immer, die Taten Friedrichs des Großen hätten erst dem nationalen Leben Inhalt gegeben, welche Ansicht wohl zuerst Goethe in »Wahrheit und Dichtung« aussprach. Allein auch das wird bestritten. Der ausgezeichnete Nationalökonom und Historiker Gothein, obwohl von Geburt ein Altpreuße,

sagt über die Meinung, diese erhöhte Freude am Dasein habe eigentlich unsere (die deutsche) Kultur geboren: »Nun freilich, der Knabe Goethe hat sich für Friedrich am Familientisch begeistert — 20 Jahre früher würde er es für Prinz Eugen getan haben — und Lessing hat, weil er mit Künstleraugen Kriegsgetümmel und Friedensschluß mit ansah, die Minna geschrieben. — Damit dürfte der Einfluß Preußens auf unsere Geistesheroen erschöpft sein. Denn die Annahme, daß der kategorische Imperativ des Kosmopoliten Kant aus seiner preußischen Staatsgesinnung hervorgegangen sei, scheint mir zu gewagt.

Dagegen ist unbestritten, daß die bedeutendsten Dichter und Denker unter den geborenen Preußen sich in schärfste Opposition mit der Gesinnung ihres heimischen Staatswesens gesetzt haben: Klopstock, Winckelmann, Herder. Dem Staate Friedrichs daraus einen Vorwurf zu machen, würde freilich ebenso töricht sein, wie ihm das Hauptverdienst an der deutschen Kulturentwicklung zuzuschreiben.« *)

Vergebens suchen wir also Deutschtum, wir finden überall nur Preußentum:**) wie gesagt, ohne Tadel, nur der Wahrheit wegen, heben wir das hervor, und weil Unwahrheit in diesen Dingen sehr schlimme Folgen haben kann, nämlich Menschen und Völker zu täuschen und sie in Kriege hineinzufoppen.

Nicht unterdrücken möchten wir aber auch eine nicht wenig heiter stimmende Bemerkung Treitschke's. Die preußischen Souveräne, das preußische Volk, die anderen Deut-

---

*) Aus der Abhandlung »Die Aufgaben der Kulturgeschichte«.

**) Die Gerechtigkeit erheischt es zu sagen, dass es auch einen ehrlichen Historiker in dieser Frage gibt und noch dazu einen königl. preußischen Hofhistoriographen, nämlich Reinhold Koser. Er sagt in seinem Werke über Friedrich den Großen: »Nicht ein großes nationales Zukunftsbild im Auge, nicht als bewußter Träger einer deutschen Mission, sondern immer von brandenburgisch-preußischen Gesichtspunkten ausgehend, hatten gleichwohl die Hohenzollern mit jeder ihrer Erwerbungen nicht bloß dem eigenen Vorteile, sondern auch der gemeinen Sache, dem Vorteile Deutschlands gedient.« (II. Bd. S. 662.)

schen hatten, wie wir sahen, von einem deutschen Drange in den preußischen Kriegen nichts bemerkt, nun soll aber sogar, nach Treitschke, in Friedrichs Soldaten das Deutschtum gearbeitet haben!

»Das Heer, das Friedrichs letzte Schlachten schlug, war national,« sagt Treitschke in seiner »Deutschen Geschichte«. Wieso national? wird man fragen. »Die Werbungen im Auslande,« antwortet Treitschke, »verboten sich von selber in der Not der Zeit«. Es ist aber doch allgemein bekannt, was das für Leute waren, die Friedrichs Werbetrommel folgten, sie waren nicht deutsch, nicht einmal preußisch gesinnt, denn sie waren überhaupt gar nicht »gesinnt«; und was hier sonst noch zu sagen wäre, möge aus Mitleid mit jenen armen Teufeln verschwiegen werden.*) Und nach allem diesem soll man Strauß glauben, die »deutsche Nation« habe zur Schlacht bei Mollwitz gedrängt? Einen etwa unbewußten Drang der Deutschen, der in dem Ehrgeiz Friedrichs sozusagen Fleisch geworden wäre, mögen vielleicht Adepten einer aufs Politische zielenden Philosophie des Unbewußten voraussetzen, wir anderen halten uns an die Tatsachen, die etwas ganz anderes besagen. —

Die Unwahrhaftigkeit, die in den systematischen Beschönigungen, Verschönerungen, ja Verdrehungen bei Beurteilung politischer Vorgänge liegt, und noch mehr der dabei mitunter auftretende Zynismus, sind ein nicht geringfügiger Faktor in der Heranbildung einer korrupten Art, Taten und Meinungen zu beurteilen. Fast immer liegt jener Unwahrhaftigkeit und jenem Zynismus ein Servilismus vor mächtigen Personen oder gegenüber Massengefühlen zugrunde. Es scheint mir sehr nützlich zu sein, auf einige Beispiele hinzuweisen, damit man auch für andere Fälle erkenne, wessen man sich in dieser Beziehung von begabten, in

*) Wer sich einigermaßen orientieren will, der lese die betreffenden Partien in Gustav Freytag's »Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit«.

mancher anderen Art achtungswerten Schriftstellern zu versehen hat, und damit man ihnen unaufhörlich auf die Finger, die ihre Federn führen, sehe und nach Möglichkeit auch gehörig auf sie klopfe.

Mit dem Beispiele von Strauß haben wir oben begonnen.

Eine ganze Kategorie solcher Unwahrhaftigkeiten und Ungerechtigkeiten finden wir ferner bei sehr vielen deutschen Historikern, wenn sie, ihr Urteil in den nationalistischen Dienst stellend, von den Zeiten der Völkerwanderung sprechen. Der Einbruch der Germanen in das römische Reich wird nicht so wie jeder andere Einbruch anderer Völker aufgefaßt — obwohl man doch weiß, daß z. B. die arabischen Eroberer gegenüber den unterworfenen Völkern viel milder waren, als die Germanen gegenüber den eroberten Teilen des römischen Reiches — sondern man spricht von dem »Expansionsdrang eines jugendlichen Volksstammes«, andere sprechen von »der Germanen unverbrauchter Kraft«, Treitschke von einem »überschwellenden Tatendrang der deutschen Nation«, Chamberlain von ihrer »kraftstrotzenden Hand«.

Daß dies jeder, jeder Volksstamm, jeder kriegerische Staat von sich sagen könnte, daran denken alle jene Publizisten nicht. Nach ihren schönen Worten müßte man sich wohl unter den germanischen Horden eigentlich nur eine größere Ansammlung von lauter edlen, liebenswürdigen Siegfrieden vorstellen, die von niemandem etwas haben wollten, was er nicht freiwillig herschenken würde, und schüchtern errötend in das römische Reich eintraten, nur um nachzusehen, was es dort neues gäbe, und um zu fragen, ob sie sich mit ihren kräftigen Leibern nicht als fahrende Artisten produzieren dürften — während alle anderen Wandervölker stets nur als Haufen und Horden von »Barbaren« anzusehen wären.

Mit schönen Worten läßt sich vieles erreichen!

Als die europäischen Mächte im Jahre 1900 China überfielen und, gemäß einer Bezeichnung Turgot's gelegentlich der Teilung Polens, als »Co-Briganten« dort mit ihren Armeen hausten, nannte man diese Unternehmung »Schutz vor der gelben Gefahr« und »Wahrung der heiligsten Güter.« Solche Wendungen in der Bezeichnung der Dinge wird wohl jeder nach obigem Muster in zahlloser Menge finden können, wenn er die neuere Geschichtsschreibung — auch die des Tages — verfolgt. —

Ich möchte aber, da wir von Friedrich dem Großen und Preußen zu sprechen hatten, noch einiges Hierhergehörige vorbringen, das den meisten Lesern sonst wohl unbekannt bliebe. Da begegnen wir in erster Linie wiederum Treitschke, der sich die Aufgabe gestellt hatte, alles Preußische als deutsch und alles Deutsche als das Tugendhafte und Vollkommene hinzustellen. Er beginnt nun die Beurteilung Friedrichs des Großen mit den Worten: »Der springende Punkt in dieser mächtigen Natur bleibt doch die erbarmungslos grausame deutsche Wahrhaftigkeit« ..... »Seine Staatskunst, wenngleich sie die kleinen Künste und Listen des Zeitalters als Mittel zum Zweck nicht verschmäht, trägt das Gepräge seines königlichen Freimuts.«

Nun ist es schwer einzusehen, wie »Künste und Listen« zu irgend einer Wahrhaftigkeit, also auch zur deutschen, passen sollen. Und die Sache wird auch dadurch nicht »wahrhaftiger«, daß jene Künste und Listen nur »Mittel zum Zweck« waren, denn das ist ja immer so und nie anders; der Listen als solcher wegen ist niemand listig, und alle Künste in der Politik wie in irgend einer beliebigen privaten Unternehmung sind stets nur Mittel zu irgend einem Zweck.

Wie es nun aber mit jener »deutschen Wahrhaftigkeit« Friedrichs bestellt war, zeigt am besten der geradezu unübertroffene schlechte Ruf, in dem er bei den Politikern seiner Zeit stand. Wir erfahren z. B. von Treitschke selbst:

»Sein Leben lang ward er der treulosen Arglist geziehen, weil kein Vertrag und kein Bündnis ihn je vermochte« — nun wird man die Worte erwarten: sie ehrlich zu halten; aber ein wahrer Patriot von der Art Treitschke's drückt das anders aus: »auf das Recht der freien Selbstbestimmung zu verzichten!«

Nunmehr hat jeder, der sein Versprechen nicht halten will, sein Mäntelchen gefunden! Treitschke hängt es ihm um, und er kann nunmehr sagen: »Jch mag auf mein Recht der freien Selbstbestimmung nicht verzichten,« und sich auch seiner »erbarmungslos« grausamen (eventuell: deutschen, wenn er ein Deutscher ist) Wahrhaftigkeit« rühmen.

Anders, und als viel weniger edel, als das Treitschke tut, faßte man merkwürdigerweise in ganz Europa diese Dinge auf. »Alle Höfe Europas« — berichtet Treitschke selbst — »sprachen grollend vom travailler pour le roi de Prusse.« — Warum hatten sie doch so wenig Zutrauen zu Friedrichs Wahrhaftigkeit? Wahrscheinlich, weil sie ihnen zu »erbarmungslos und grausam« war?

Hören wir den Historiker in seiner Wahrhaftigkeit weiter an.

»Da Karl VI. starb,« sagt Treitschke, »stand ihm fest, daß dieser große Augenblick nicht verfliegen dürfte, ohne dem preußischen Staate die volle Freiheit der Bewegung zu schenken;« wie man aus den letzten Worten ersieht, fängt die Geschichte an, sehr bedenklich zu werden, denn »volle Freiheit der Bewegung« erinnert gar sehr an das obige »Recht der freien Selbstbestimmung«, — wenn man sein Wort nicht halten will. Und wirklich, unser Bedenken war keine Täuschung, denn Treitschke fährt fort: »In überwältigendem Ansturme« — was heißen soll: Plötzlich und ohne vorherige Kriegserklärung — »bricht er in Schlesien ein . . . . . . und gab die Lehre« — Lehren gab er auch noch? wird man fragen; Ja wohl! Er gab also die Lehre:

›daß die Rechte der Staaten nur durch die lebendige Macht behauptet werden.«

Nun, das heiße ich mir einen zwar kostspieligen, aber deutlichen und zu Gemüt sprechenden Anschauungsunterricht geben. Es ist zwar wahrscheinlich, daß Österreich ein solcher Unterricht sehr unaufgefordert kam, allein offenbar konnte Friedrich in seiner »Wahrhaftigkeit« sich nicht bezähmen, Maria Theresia wichtige Wahrheiten mitzuteilen, und zwar so eindringlich als möglich, und sollte sie auch als Lehrgeld dafür die Provinz Schlesien bezahlen.

Indessen fühlte Treitschke doch, daß die Eroberung Schlesiens ein widerrechtlicher Vorgang war, und so suchte er sie moralisch und nationalistisch zu rechtfertigen: »Erst die friedliche Arbeit der Verwaltung gab der Eroberung Schlesiens die sittliche Rechtfertigung und führte den Beweis, daß jenes vielgescholtene Wagnis eine deutsche Tat gewesen!«

Wie viel Deutschtum in dieser Tat gewesen, haben wir oben zur Genüge gesehen; wäre sie aber noch so rein deutsch gewesen, so genügt doch das bloße Deutschtum nicht, um Unrecht zu Recht zu machen. Und was die Rechtfertigung durch die Verwaltung betrifft, so herrscht zwischen der Tat und der später erfolgenden »friedlichen Verwaltung« ebenfalls kein moralischer Zusammenhang, ausgenommen, die Schlesier hätten um diese Verwaltung vor dem Kriege sehr dringend gebeten. Weiß übrigens nicht jeder, und besonders der Historiker Treitschke, daß fast alle Eroberungskriege nach geglückter Besitzergreifung eine »friedliche Arbeit der Verwaltung« im Gefolge hatten? So geschah es bei den Römern, so auch bei den Engländern und allen anderen Völkern, wenn sie eben keine Nomaden waren. —

Die Korruption der politischen Moral bei den Historikern und Publizisten hat nicht bei allen den gleichen Grund.

Bei Treitschke ist es der forcierte Nationalismus; in ihm arbeitete ein eigentümlicher Fanatismus, der ihn blind für Völkerrecht und Menschenrecht machte. Ist er es doch, der das furchtbare Wort aussprach: Eine Statue des Phidias wiege alle Leiden der griechischen Sklaven auf, wofür schon seiner Zeit Schmoller die richtige Bezeichnung: »herzloser Zynismus« gebrauchte.

Einen anderen Grund für jene Korruption müssen wir bei dem Historiker Johannes Müller voraussetzen. Er sagte in seiner (von Goethe übersetzten) Rede auf Friedrich den Großen: »Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts; hier zeigt er sich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Notwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte.«

Das ist wohl eine sehr milde Behandlung. Noch merkwürdiger aber ist das, was Müller über Friedrichs Unzuverlässigkeit und Vertragsbruch sagt:

»Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrt er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste.«

Also ähnlich Treitschke's Theorie von der »lebendigen Macht« der Staaten. Treitschke wie Müller erkennen also überhaupt kein Recht an, sondern nur Gewalt.

Wie kam aber der Schweizer Johannes Müller zu jener Theorie, derzufolge Friedrich der Große beinahe noch Anspruch auf unser aller Dankbarkeit hätte, weil er uns »aufmerksam machte« und durch seinen Einbruch in Schlesien — über den Wert »eines Pergamentes« belehrte? Welche Theorie sich auch sehr gut im Privatrecht anwenden ließe, so daß jemand, der z. B. eine eiserne Kasse erbricht, sich damit rechtfertigen könnte: Er habe uns nur aufmerksam machen wollen, wie wenig Sicherheit eine eiserne Kasse verleihe!

Ich glaube, bei Müller war es zum Teile die Schwäche

eines Höflings — obwohl er ein freier Schweizer war — oder, wenn man will, eines auf seinen Gehalt angewiesenen Beamten, denn er war Historiograph des Hohenzollernschen Hauses; und zum anderen Teile wohl auch seine Vorliebe für heroische Taten, nach deren rechtlicher Grundlage er vielleicht nur wenig fragte. Man sieht das aus seinem ganzen Verhalten unter Napoleon, dem, als dem größeren Genie, zuliebe er sogar seinen früheren Helden Friedrich den Großen herabsetzte.

Die Art der Beurteilung Friedrichs ist aber so charakteristisch für den moralisch-politischen Charakter des Beurteilers, daß wir nicht umhin können, noch einen Mann anzuhören, der von Religion und von moralischem Rigorismus förmlich triefte, wie wir das oben bei seiner Kritik Voltaire's sahen; ich meine nämlich den schnaubenden Tatenenthusiasten Carlyle.

In seiner »Geschichte Friedrich II. von Preußen, genannt Friedrich der Große«, bespricht er, wie natürlich, das Verhalten Friedrichs nach dem Tode Karls VI. »Kein Billigdenkender kann es dem jugendlichen Manne verargen, daß er die flammende Gelegenheit dergestalt ergriff und dem neuen Wahrzeichen folgte: Eine solche Gelegenheit zu ergreifen und gewagt zu bestreiten, war die Rolle eines jugendlichen hochherzigen Königs, der weniger empfänglich für die Gefahren und zugänglicher für andere Erwägungen war, als ein älterer gewesen sein würde.« Wie man sieht, genügt es Carlyle, einen Helden agieren zu sehen, alles andere, die Rechtsfragen dabei, sind ihm gänzlich gleichgiltig; wenn nur etwas getan wird.

Und da Friedrich in seiner »Geschichte meiner Zeit« davon spricht, er hätte »das Verlangen gehabt, sich einen Namen zu machen«, welches Verlangen von so manchem das Völkerrecht achtenden Manne sehr übel genommen wurde, so trat Carlyle für dieses Wort Friedrichs mit Begeisterung ein.

„„Wie gräßlich?““ rufen verschiedene Geschichtsschreiber aus. »Welch aufrichtiges Eingestehen, daß ein solches Verlangen in ihm rege gewesen sein mochte: Wie ehrlich! Das rufen sie nicht aus . . . . Was die Berechtigung seiner schlesischen Ansprüche oder nur seinen eigenen Glauben an deren Berechtigung angeht, so gewährt uns Friedrich nicht das geringste Licht, das den Lesern neu sein könnte. Er spricht, wenn das Geschäft es mit sich bringt, von ‚jenen seinen bekannten Anrechten', und zwar mit der Miene eines Mannes, der erwartet, daß man ihm auf sein Wort glaube; aber es geschieht flüchtig und nur im Geschäftswege, und er läßt sich nicht auf das mindeste Plädieren ein: — Ein Mann, möchte man sagen, dem es ziemlich gleichgiltig ist, was wir davon halten, dessen Augenmerk bloß auf das Praktische gerichtet ist.

Also mit der »Jugendlichkeit« und dem »bloß auf das Praktische« — d. h. den eigenen Vorteil — gerichteten »Augenmerk« erledigt Carlyle eine Völkerrechtsfrage; und Friedrichs ehrliches Eingeständnis des »Verlangens, sich einen Namen zu machen«, versöhnt ihn nicht nur mit allem anderen, sondern bringt ihn sogar zur Rührung über den gar so »ehrlichen« Mann. Bei Carlyle ist überhaupt — und nicht nur in Friedrichs Fall — jede noch so brutale Tat gerechtfertigt, sie muß nur mit Tüchtigkeit, mit Sachkenntnis ausgeführt werden, und wenn ein Räuberhauptmann seine Mordtaten noch dazu aufrichtig eingesteht, d. h. sich derselben nicht schämt, so wollte ihn Carlyle auch sehr gern umarmen.

Die Ermordung aller Einwohner des eroberten Saragossa, die sich nicht zum Christentume bekehren wollten, durch Karl den Großen findet er ganz in der Ordnung. Die Sklaverei in den nordamerikanischen Südstaaten verteidigte er, den russischen Despotismus nicht minder, über die französische Revolution und die Menschenrechte machte er sich lustig, dafür aber tadelte er Voltaire, weil er — nicht die

»Heiligkeit des Schmerzes« verstand, kein »Miserere über das menschliche Leben« gesungen und seine Kampfschriften verleugnet hatte! In der Tat ist es ein höchst betrübender Anblick, bei unseren begabtesten, oft in gewissem Sinne warm empfindenden Schriftstellern einen so großen Mangel an Rechtsgefühl und an Menschenachtung zu finden.

In dem sehr populären Werke: »Neue Bilder« . . . von Freytag wird in ziemlich gleicher Art wie von Strauß und Treitschke über die Rechts- und Friedensfrage in der Politik rücksichtslos hinweggeschritten. »Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf schlesische Herzogtümer etwa noch hatte und durch seine Federn vor Europa zu erweisen suchte. Die Politiker der despotischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts sorgten darum überhaupt nicht.«

In dieser Weise schreitet Freytag über einen Raubkrieg hinweg, ohne den Leser auch nur im geringsten auf das Unrecht dieser gewalttätigen Politik aufmerksam zu machen, und man muß hierbei bedenken, daß die Leser solcher populären Bücher wie des Freytag'schen doch zumeist ohne selbständiges Urteil sind. Noch zynischer aber spricht Freytag über die Vergrößerung Preußens durch Westpreußen. Er nennt das einen »neuen Erwerb«. Und die Rechtsfrage erledigt er in folgender Art: »Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt den ganzen Scharfsinn seiner Beamten, einige mühsame Rechte auf Teile des neuen Erwerbs auszuschmücken« — anstatt zu sagen: Da kein Recht vorhanden war, strengte man sich an, durch advokatische Künste den Schein eines solchen vorzuspiegeln. Und nun verwendet Freytag wieder die bekannte Räuberphilosophie von den »historischen Missionen« und »politischen Aufgaben«, der wir ja noch heutigen Tages immerfort begegnen. »Hundert Jahre, nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV. vergebens verteidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die ausdrückliche Mahnung,

daß sie die Aufgabe haben, Gesetze, Bildung, Freiheit, Kultur und Industrie in den Osten Europas hineinzutragen« usw.

Und solche Männer, wie Müller, Carlyle, Strauß, Treitschke, Freytag, sind die Lehrer der Erwachsenen, und besonders der Jugend, und Bildner ihrer Lebensauffassung! Die ganze schlesische Angelegenheit Friedrichs des Großen ist uns zwar heute eine gänzlich veraltete, aber die Art der Beurteilung derselben durch die Publizisten ist es durchaus nicht. Müller's darauf bezügliche Schriften sind jetzt ungefähr hundert Jahre alt, seither schrieb hierüber Carlyle im Jahre 1859, Freytag in den 60er Jahren, Strauß im Jahre 1872, Treitschke im Jahre 1879; und was sahen wir?

Bei allen das Fehlen jeder Spur von politischer Moral, nichts als korrupte und korrumpierende Maximen der Politik. Wie soll Unparteilichkeit, Rechtsgefühl, Friedensliebe in die Gesinnungen der Menschen kommen, da doch aus der Jugend, die solche Werke studiert, die Beamten, Professoren, Publizisten und Staatsmänner hervorgehen?

Mit dem »nationalen Entwicklungsdrange« und mit willkürlicher Zuerteilung »historischer Missionen« arbeiten, um Eroberungskriege zu rechtfertigen; gar nicht daran denken, daß jede Nation und jeder Staat genau dieselben Vorwände benutzen kann und daß auf diese Weise — statt des ewigen Friedens — ein ewiger Krieg unausbleiblich ist — beweist seitens solcher Schriftsteller einen solchen Mangel an Gesittung und an Verantwortlichkeitsgefühl, eine solche Barbarei des politischen Denkens, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, warum gesittete Menschen diesen Autoren nicht die deutlichsten Beweise ihrer Verachtung zuteil werden lassen.

Allerdings, dieser Gesitteten gibt es nur wenige! Und das charakterisiert eben unsere Zustände. Alle Nationen des europäischen Kontinents haben ihre brandstiftenden Nationalitäts-Philosophen und ihre Missions-Verleiher, die ihrem

Volke immer prophetisch jene Mission von der »Weltgeschichte« oder der Religion oder von der Kultur zuteilen lassen, die ihnen — genügende Vorteile bringt.

Was bedeutet das Unheil, das die Verfasser unzüchtiger Werke, Schriften oder Bilder unter den Menschen anstiften, gegenüber jenem, das durch das Einpfropfen der brutalen Gewaltsgesinnungen mittelst schönklingender Einkleidungen und scheinbarer Rechtfertigung in den Volksmassen bewirkt wird? Wie kann man sich dann darüber wundern, wenn in gewissen Phasen der Politik die schlummernde, sophistisch verschönte Barbarei in so grossen Massen der Bevölkerung plötzlich hervorbricht, daß ehrgeizige und chauvinistische Politiker sich mit einem Anschein von Wahrheit darauf berufen können, dieser oder jener Krieg sei populär!

Der Autor des obszönsten Buches ist, gegen solche Verderber der friedlichen Neigungen in der menschlichen Natur gehalten, ganz und gar für harmlos zu erklären.

Wenn es sich um Voltaire handelt, können diese Herren: Carlyle, Strauß u. a. nicht genug ängstlich Mücken seihen; in der Politik aber, die ihnen paßt, verschlucken sie Kamele. Ist es zu verwundern, daß die Europäer für die anderen Kontinente heute genau dasselbe sind wie seinerzeit die Normannen für Europa? Allerdings mit dem Unterschiede, daß die Normannen ihre Raubzüge ohne Tugendschwindel ausführten, und unseren heutigen tugendheuchelnden Normannen auch ihrer würdige Literaten zu Gebote stehen, die mit idealistisch aussehenden Empfindungen, wie Religion, Patriotismus oder Nationalität, ihre Raubzüge populär machen, bevor sie ausgeführt werden, und rechtfertigen, nachdem sie gelungen sind.*)

---

*) Ein sehr belehrendes Detail aus dem Gebiete der parteiischen Geschichtsdarstellung möchte ich hier noch dem Leser mitteilen, der keine Gelegenheit hat, es auf anderem Wege kennen zu lernen. Man wird daraus erkennen, mit welchem Zartgefühl Dynasten behandelt werden, wenn sie einem zu Gesichte stehen. und mit welcher tugendhaften Entrüstung, wenn das Gegenteil der Fall ist:

Wenn man die Kriegsunternehmungen der Europäer gegen außereuropäische Völker betrachtet, nicht nur jene in früheren Jahrhunderten, sondern auch die heute noch stattfindenden, und andererseits daran denkt, wie manche Potentaten, Priester, Minister, Abgeordneten und Journalisten — mit wenigen Ausnahmen — von Religion, Zivilisation, Kultur-Missionen und dergleichen triefen, so paßt auf diese ganze Sippschaft nichts besser als der variierte Ausruf Hamlet's: »Schreibtafel her! Ich muß mir's niederschreiben, daß einer fromm sein kann und edelmütig scheinen, und immer fromm sein kann und edelmütig scheinen, und doch ein Schurke und ein Mörder sein!«

* *
*

Wir knüpften diese (gewiß langatmigen) Auseinandersetzungen an die Ratschläge, die Voltaire Friedrich immer wieder gab, endlich den Menschenschlächtereien Einhalt zu tun. Und in der Tat, wenn man so oft die Massenmorde durch Napoleons Kriege hervorhebt, so ist nicht weniger Anlaß, dasselbe bei Friedrich dem Großen zu tun. Der Unterschied ist nur der, daß Friedrichs Schöpfung aufrecht blieb. Wäre Napoleon auf dem Throne geblieben und bestünde sein Staat heute noch, etwa in der Größe, die er zur Zeit seiner weitesten Ausdehnung hatte, so würde es

---

Überall wird von der Freveltat Napoleons gesprochen — und jeder Schulknabe weiss von ihr — den Herzog von Enghien auf fremdem Territorium festnehmen und nach Frankreich bringen und dort erschießen zu lassen. Aber ich möchte wissen, ob es irgend jemandem, der nicht speziell preußische Geschichte studiert, bekannt ist, daß ein genau analoges Verbrechen dem großen Kurfürsten vorgeworfen werden kann. Dieser ließ nämlich den opponierenden Junker Christian Ludwig Kalckstein, der sich nach Polen flüchtete und von Warschau aus gegen Friedrich Wilhelm mit großem Erfolge hetzte, durch seinen dortigen Gesandten abfangen, in eine Decke verpacken, in einen Wagen stecken, über die preußische Grenze transportieren und (im November 1672) in Memel enthaupten. Wie konsequent wird über diese Affäre geschwiegen, wie selten wird sie selbst am gehörigen Platze erwähnt!

wohl bei den meisten Historikern heissen: »Diese Massenmorde waren notwendig«, »von der Geschichte vorgeschrieben«, »große Reiche können nur durch Blut zusammengekittet werden«, und dergleichen mehr.

Nun soll aber hier nicht unerwähnt bleiben, daß Voltaire in der Kriegs- und Friedensfrage einmal auch als *Fürsprecher des Krieges* auftrat. Und das tat er, als er Friedrich aufforderte, die Türken zu bekriegen, um »das Vaterland des Sophokles und des Alcibiades« zu befreien. Voltaire riet also, wie man es heute ausdrückt, zu einem »Kultur- und Befreiungskriege«.

Dieses große Thema, über welches ein Philanthrop wie Voltaire seine Meinung aussprach, müssen wir zugleich mit dieser Meinung einer Betrachtung unterziehen. *Wie steht es also mit der Humanität in Voltaire's Vorschlag* mit Rücksicht auf seine Zeit? Und wie bezüglich der ethisch-politischen Forderung, die wir an die als möglichst nahe wünschenswerte — Zukunft stellen sollen?

In den Questions encyclopédiques hatte Voltaire seinerzeit aus allen Kräften gegen den Krieg im Allgemeinen geschrieben, und mit dem Vers: »Ich hasse alle Helden« und einigen darauf folgenden auch speziell auf Friedrich den Großen sehr deutlich angespielt.

Niemand vor Voltaire hat — meines Wissens wenigstens — solchen Abscheu vor dem Krieg empfunden und in seinen Schriften so oft zum Ausdruck gebracht, wie er. Auch in dieser Beziehung steht er an der Spitze aller humanen Gesinnungen und Bestrebungen der neueren Zeit.

Ganz besonders deutlich erscheint seine Empörung über Kriegsgreuel und Kriegsrüstungen überhaupt in seinen gelegentlichen Bemerkungen zu den Unternehmungen Ludwig XIV. Mitunter spricht Voltaire im Siècle in so glänzendem Stil von den Eroberungszügen dieses Königs, dass es auf den ersten Anblick hin sogar unangenehm auffällt und man leicht zu einer falschen Auffassung von Voltaire's Gesinnung

verleitet wird. Aber an sehr vielen Stellen erscheint der humane Philosoph doch gar zu deutlich, als daß ein solches Mißverständnis Platz greifen könnte.

»Nach außen hin,« sagt Voltaire im Siècle, »war Frankreich nach der Schlacht bei den Dünen durch seinen Waffenruhm und durch den Zustand, in welchem die übrigen Staaten sich befanden, mächtig und stark, im Innern aber litt es: es war in finanzieller Hinsicht erschöpft. Man bedurfte des Friedens.«

»In den christlichen Monarchien haben die Völker beinahe niemals ein Interesse an den Landesherren. Das siegende Volk hat niemals Vorteil von der den Besiegten abgenommenen Beute: es bezahlt Alles, es leidet beim Glück seiner Waffen wie beim Unglück, und der Friede ist ihm nach dem größten Siege beinahe ebenso notwendig, wie wenn die Feinde seine Grenzplätze eingenommen hätten.«

Gelegentlich einer glänzenden Attaque des Prinzen von Oranien auf die Armee des Marschalls von Luxemburg sagt Voltaire: »Wenn das Blut ihrer Nebenmenschen in den Augen der Ehrgeizigen irgend einen Wert hätte, so würde der Prinz von Oranien dies Gefecht nicht geliefert haben. Er wußte mit aller Bestimmtheit, daß der Friede geschlossen war, er wußte überdies, daß dieser Friede für sein Land von Vorteil war, und dennoch setzte er sein und mehrerer Tausend anderer Leben zu Beginn eines allgemeinen Friedens aufs Spiel. — — Diese ebenso unmenschliche wie grosse Tat, die damals mehr bewundert als getadelt wurde, usw.«

An einer anderen Stelle im Siècle heißt es: »Schon seit zwei Jahrhunderten ist es eine der Wirkungen der menschlichen Erfindsamkeit und der menschlichen Wut, daß die Verheerungen unserer Kriege sich nicht auf Europa beschränken . . . . . Die Indier, die wir durch List und Gewalt zur Aufnahme unserer Niederlassungen genötigt,

und die Rothäute, deren Kontinent wir mit Blut befleckt und ausgeplündert haben, sehen uns für Feinde der menschlichen Natur an, die aus den entferntesten Winkeln der Welt herbeieilen . . . . .‹

Und bezüglich der Bereitwilligkeit zu Kriegsrüstungen sagt der Verfasser des Siècle, nachdem er die ungeheuren Vorbereitungen zur Belagerung von Turin detailliert beschrieben: ›Die Kosten dieses Gerätes der Zerstörung würden sicherlich zur Gründung und Unterhaltung der stärksten Kolonie hinreichen. Jede Belagerung einer großen Stadt erfordert diese ungeheuren Kosten, und wenn es sich im eigenen Lande um den Wiederaufbau eines zerstörten Dorfes handelt, so wird er verabsäumt.‹

Genau so sprechen wir noch heute, und müssen so sprechen, weil diese Bemerkung heute noch ebenso aktuell ist wie zur Zeit Voltaire's. —

Zum Zwecke aber, ein unzivilisiertes Volk wie die Türken aus Europa hinauszuwerfen, die Griechen, als Erben oder wenigstens Nachkommen einer grossen Vergangenheit, von diesen ›Barbaren‹ zu befreien und europäische Kultur im Orient einzuführen, erschien Voltaire ein Krieg als erlaubt, ja als eine edle Tat. Er spornte daher Katharina II. in dieser Beziehung an, — obwohl sie das aus ganz anderen Gründen von selbst anstrebte — wünschte ihr in seinen Briefen Stambul, ja übersandte ihr (im Jahre 1769) sogar das Projekt einer von ihm selbst erfundenen Kriegsmaschine, sogenannte »assyrische Sichelwagen‹, von denen er sich im Kampfe mit den Türken Großes versprach. Zu diesem Projekte fügte er an mehreren Stellen des betreffenden Einbegleitungsbriefes immer die Worte bei: ›Ich bin nicht vom Metier der Mörder;« woraus ich schließe daß er im Grunde seines Herzens doch fühlte, sich eines solchen Projektes schämen zu müssen — wohl nicht

vom kriegstechnischen, sondern vom Standpunkte der Humanität aus.

In seinem Zivilisationseifer, der ihn schon die Teilung Polens mit Freuden begrüssen ließ, forderte er Friedrich den Großen auf, sich mit der russischen Kaiserin gegen den Großtürken zu verbinden, und auch Josef II. hätte er gerne mittun gesehen. In diesem Falle waren also die Soldaten Friedrichs nicht mehr »gedungene Räuber«, wie Voltaire und die Enzyklopädisten die damaligen Heere nannten, sondern Befreier; Voltaire dachte hier ähnlich wie die Franzosen in den Revolutionskriegen und unter Napoleon III., der — und mit ihm mancher andere — sagte: »Wir sind die einzige Nation, die für eine Idee kämpft«.*)

Ich halte nun diesen Einfall Voltaires, ein so edles Ziel er dabei im Sinne hatte, für die einzige »Naivetät«, die mir in seinem ganzen Leben entgegengetreten ist; aber unter Naivetät verstehe ich hier jenen auffallenden Mangel an praktischer Menschenkenntnis, der bei edlen Menschen mitunter in Momenten des Enthusiasmus für eine große Idee zu Tage tritt, weil solche Menschen in der Fülle ihres Gefühls sich gar nicht vorstellen können, daß der andere nicht eben so fühlt wie sie.

Man denke sich doch: Ein König von Preußen, ein Friedrich II. — mit all seiner Philosophie — soll als Volksbefreier und Kulturkrieger agieren!

Nun: Friedrich, als immer nüchterner Politiker, war auch in der Tat nicht entfernt gesonnen, wie er sich ausdrückte, den »politischen Don Quixote« zu spielen und niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen —; er behandelte Voltaire's Aufforderung, nachdem er sie auch direkt mit den Worten: »Kommt es mir zu, sie (die Griechen) zu befreien?« zurückgewiesen hatte, mit nicht geringer Ironie, und hiezu nutzte er eine formale Inkonsequenz Voltaire's aus.

---

*) Wobei hier davon abgesehen wird, daß Napoleon III. im Jahre 1859 nicht nur für eine Idee, sondern auch für einen tüchtigen Landgewinn kämpfte.

»Während Sie die Kunst verschreien,« antwortet ihm der König, »die Sie in Ihren Werken die höllische nennen, muntern Sie mich in zwanzig Briefen auf, daß ich bei den Unruhen im Orient nicht müßig bleiben soll. Reimen Sie, wenn Sie können, diese Widersprüche zusammen und seien Sie so gütig, mir die Konkordanz zu schicken«. Und an anderer Stelle scherzt er: »Haben Sie vergessen? ..... Ich habe Ihren Artikel »Krieg« in den Questions encyclopédiques mit Schaudern gelesen« usw.

Wie man aber leicht sieht, war hier kein solcher Widerspruch in Voltaire's Forderung gelegen, wie ihn Friedrich darin sah oder zu sehen vorgab; denn Voltaire's Kampf gegen den Krieg galt nur dem aus Ehrgeiz unternommenen, wie er sich ja auch in seinen Erzählungen (z. B. Micromegas) oft genug über die Menschen lustig macht, die sich wegen einer Erdscholle herumschlagen. Hier aber wünschte Voltaire den Krieg für Erweiterung des Gebietes der Zivilisation.

Friedrich benützte also entweder nur die Gelegenheit, den Schein eines Widerspruchs auszunützen, um seine gegenteilige politische Ansicht auch im literarischen Gebiete zu rechtfertigen; oder er hielt Voltaire's Aufforderung in der Tat für eine Inkonsequenz.

Ganz gewiß ist es aber, daß, wenn ein wesentlicher Vorteil von einem Kriege gegen die Türken zu erwarten gewesen wäre, Friedrich sich weder von irgend einem Abscheu vor fernerer Menschenschlächterei, noch von irgend welchen Wünschen oder Deduktionen aller Philosophen der Welt hätte beeinflussen und abhalten lassen, zu marschieren!

Nur mit sich selbst, d. h. mit seinen eigenen Schriften wollte er nicht gerne in Widerspruch erscheinen, und da schlug er in dem betreffenden Falle den Weg ein, nicht seine Taten zu unterlassen, sondern seine früheren Ansichten womöglich vergessen oder verschwinden zu machen. Nach dieser Methode setzte er z. B. alles daran, um, kaum König geworden, den Druck des von ihm als Kronprinzen verfaßten »An-

timacchiavelli« sofort zu sistieren; was ihm aber, wie bekannt, trotz der Intervention Voltaire's, infolge einer Geldforderung des Verlegers, der das Manuskript besaß, nicht gelungen ist. —

Durfte aber ein Menschenfreund wie Voltaire überhaupt zu einem Kulturkrieg raten?

Ich antworte: Bei allgemeinem Nichtvorhandensein jedes Zwanges, Soldat zu sein und Kriegsdienste zu leisten, hätte er dazu raten dürfen. Heute, wo allgemeine Wehrpflicht herrscht, wäre und ist ein jeder Krieg, auch einer zu dem alleridealsten Zwecke, eine Barbarei höchsten Ranges; nämlich ein Massenmord nicht nur aller feindlichen, sondern auch aller jener eigenen Soldaten, die nicht freiwillig in diesen Krieg hätten gehen wollen.

Nun gab es zu Friedrichs Zeit allerdings keine allgemeine Wehrpflicht, sondern die Soldaten wurden geworben. Aber wie! Berücksichtigt man die damalige Art der Anwerbung, so stellt sie sich weit mehr als ein Abfangen denn als freiwillige Stellung dar, und die Brutalität, solche Soldaten bloß als Kriegsmaschinen zu verwenden, die man sich mit List und Gewalt verschafft hat, nähert sich daher wieder der heutigen, wo das Wehrgesetz die Gewalt des Staates über Tod und Leben der Staatsbürger formalisiert hat, wie das auch namentlich Rousseau in seinem Contrat social verlangt.*)

Da aber Voltaire die Art der Soldatenwerbung nicht zum Gegenstande seiner Kritik gemacht hatte, ja, meines Wissens, überhaupt Niemand im 18. Jahrhundert die Rechte des Individuums auf seine physische Integrität im

*) Über die Vorgänge bei den Werbungen im 18. Jahrhundert kann man sich sehr gut aus G. Freytags »Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes« Belehrung verschaffen und zwar aus dem Kapitel: »Aus der Garnison«. Es heißt dort u. A.: »Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität. In Kriegszeiten wurde eine förmliche Razzia angestellt . . . . . . Im siebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der oberen Gymnasialklassen gefahndet. . . . . .« u. s. w.

öffentlichen Recht einer moralisch-politischen Untersuchung unterzog, so wurde von Voltaire wie von den anderen Philosophen nur an die Verminderung oder Abschaffung der Kriege selbst gedacht, wie das schon früher besonders vom Abbé St. Pierre geschah —; und diese Betrachtung allein repräsentierte alles dasjenige, was in jener Zeit von der Humanität der Souveräne oder der Gesetzgebungen überhaupt verlangt wurde. Auch in unseren Tagen ist man ja über diese Wendung der Frage nach dem Fundamentalrechte der Staatsbürger noch nicht hinausgekommen.*)

Abgesehen davon, daß die Beseitigung der Kriege durch Schiedsgerichte in Fällen von »Ehren-« und »Lebensfragen« der Staaten kaum jemals, oder doch nur in fast unendlich fernen Zeiten zu erwarten ist, ist es auch ganz unrichtig, jede Art von Krieg beseitigen zu wollen. Wenn allgemein nur freiwilliger Kriegsdienst vorhanden ist, so wären z. B. manche Befreiungskriege wohl zu billigende und höchst edle Unternehmungen, vorausgesetzt, das unterdrückte Volk oder ein großer Teil desselben will sich von fremden oder einheimischen Unterdrückern befreien und ruft auswärtige Hilfe herbei. Natürlich setze ich hier voraus, daß ein solcher Befreiungskrieg nicht ein bloßer Vorwand zum Nutzen der auswärtigen Hilfsmacht sei, sondern daß alles mit ehrlichen Dingen zugeht. Fälle von gänzlicher und teilweiser Unehrlichkeit, von mehr oder weniger politischen Intriguen werden allerdings ebenfalls vorkommen, derlei kann aber keine noch so durchdachte Institution verhüten; wir müssen das so hinnehmen, wie so viele andere Verbrechen.

---

*) Während der Drucklegung finde ich, daß doch Jemand diese Frage in dem von mir behandelten Sinne auffaßte. In seinem Werke »Die Entstehung des modernen Frankreich« (III. Band, 1. Abteilung) wendet sich nämlich H. Taine ebenfalls gegen das heutige System der allgemeinen Wehrpflicht und vergleicht es in mißbilligendem Sinne mit der früheren Methode der Anwerbung.

Aber selbst der friedliebendste Mann — ausgenommen einen solchen, der nach der Bergpredigt »dem Übel nicht widerstreben« will — wird zugeben, daß z. B. der Befreiungskrieg, den die 1000 Freiwilligen unter Garibaldi im Jahre 1860 in Süditalien führten, gar nicht wegzuwünschen wäre. Denn ohne diese Hilfe wäre das arme Volk von Neapel, das von einer grausamen absolutistischen Dynastie und einer ebensolchen Priesterschaft niedergedrückt war und dessen edelste Männer in schrecklichen Kerkern schmachteten, noch heute seine Bedrücker nicht los.

Es ist nun wohl ganz gut möglich, daß die Menschen mitunter durch unehrliche Mittel, durch Vortäuschungen, Agitationen aller Art, nicht nur in solche Befreiungskriege, sondern überhaupt in Kriege mit nur scheinbar edlen Zielen hineingetrieben werden. Gegen solche Tatsachen, die die Folge menschlicher Schlechtigkeit sind, läßt sich, wie gesagt, nichts machen; und nur das Eine kann hierbei zum (relativen) Troste gereichen, daß jeder Kriegsdienst ein freiwilliger sein muß. Wer sich also infolge irgend welcher Agitationen und Überredungen zum Eintritt in das kämpfende Heer entschließt, hat es eben nur seiner eigenen Urteilskraft zuzuschreiben und niemand anderer kann und darf ihn so bevormunden, daß er seine Entschließungsfreiheit gewaltsamer Weise einengt oder vernichtet.

Gegen Agitationen der einen Art kann man nur wieder Agitationen anderer, eventuell entgegengesetzter, Art in Anwendung bringen, ohne daß man vorher wissen kann, welche von ihnen jeden Einzelnen ausschlaggebend beeinflussen wird.

Aber ich setze voraus, daß jeder Mensch von Gesittung die Abschaffung aller Kriege im allgemeinen wünsche und sie nur in äußersten Fällen billigen werde. Wenn es nun wohl auch solche Männer gibt, die genau das Gegenteil tun und sogar Gründe anführen, die die Beseitigung der Kriege als Unglück erscheinen lassen sollen, so ist hier

nicht der Ort, auf ihre Ansichten einzugehen. Es gibt auch schon hie und da ganz gute Widerlegungen derselben, wenn auch, wie ich glaube, sich noch manches andere gegen sie sagen ließe. —*)

Nur auf einen höchst wichtigen Umstand soll hier aufmerksam gemacht werden, nämlich darauf, daß es fast immer nur religiös veranlagte oder religiös gesinnte Geister, oder auch sogenannte »Conservative« sind, die den Krieg nicht beseitigt sehen wollen; entsprechend der Gesinnung, auf die wir schon oben bei dem frommen und konservativen Cato gelegentlich der Catilinarischen Verschwörung hingewiesen haben.

Während der antichristliche, irreligiöse Friedrich der Große, obzwar ein Krieger durch und durch, dennoch einmal zu einem seiner französischen Freunde bei einer Revue sagte: »Was täte ich, wenn diese so Vielen nicht mehr den Befehlen eines Einzigen folgen wollten?« und meinte: »Möchten meine Soldaten anfangen zu denken, so bliebe keiner von ihnen im Heere!« Während ferner der irreligiöse Voltaire, wenigstens im allgemeinen, nicht aufhörte, gegen Menschenschlächtereien zu wüten — schreibt der sehr fromme ultramontane Joseph de Maistre: »Wenn die Menschenseele infolge von Verwöhnungen ihre Elastizität verloren hat, ungläubig wird, und in Lastern, welche mit einer übermäßigen Zivilisation Hand in Hand gehen, fault (!), dann kann sie nur durch Blut erneuert werden.«

In unseren Tagen sagte der religiösgesinnte und konservative Moltke: »Der Krieg ist eine heilige, göttliche Institution, ist eines der heiligsten Gesetze der Welt . . . . . unterhält in den Menschen alle großen und edlen Gefühle usw.;« von den unedlen Gefühlen und den Qualen der Menschen bei Kriegen schweigt Moltke.

---

*) Man sehe das Kapitel über die Wehrpflicht im »Recht zu leben . . . . .«

Der klerikale Marquis de Vogué und der ultramontane Brunetière sprechen ebenfalls im Sinne de Maistre's.*)

So auch fast alle frommen preußischen Junker, klerikale Adelige in Frankreich, alle Frommen in Rußland, ja letztere bringen sogar eben jetzt, im russisch-japanischen Kriege, die armen Bauern, die mit ihren Familien trostlos darüber sind, nach Asien geschickt zu werden, zum Gehorsam, indem der fromme Zar ihnen vom Pferde herab irgend ein eingerahmtes Heiligenbild vorhält und sie damit »segnet«. Wenn man daran denkt, so kann man in der Tat ausrufen: »Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!«

Der brutale Charakter konservativer Parteien zeigte sich, wie in so vielen andern entscheidenden Situationen der politischen Geschichte, in unseren Tagen auf's neue in der Frage der Unabhängigkeit Norwegens von Schweden. Es ist doch eine evidente Folge der Achtung vor Menschenwürde, daß, wenn eine Nation mit einer andern nicht in politischer Verbindung sein will — und noch dazu, wenn die ganze Nation es einstimmig verlangt — sie nicht mit Gewalt zu einer solchen gezwungen werden darf. Ein Volk ist ja kein privates Eigentumsobjekt, kein Grundstück und keine Geldbörse, die irgend jemandem, z. B. einem andern Staat angehört, und es kann sich ebenso gut von einer etwa schon bestehenden Verbindung mit mindestens demselben Recht lossagen, wie es gegen eine Annexion durch Waffengewalt protestieren und sich wehren kann.

Aber eine solche Achtung vor den Menschen kennen Konservative nicht! Die erste Kammer, d. i. die Kammer der Konservativen in Schweden erklärte sich nach der Unabhängigkeitserklärung Norwegens sofort für den Krieg gegen dieses Land, obwohl der Ministerpräsident selbst sogenannte »starke« Maßregeln, wie sie die Konservativen wünschten, perhorreszierte. Die allermeisten, weniger frommen, Liberalen

*) Ich entnehme einige dieser Anführungen den Zitaten, die Tolstoi in einer Broschüre gegen den Krieg, des Titels: »Besinnet Euch!« mitteilt.

und die irreligiösen Sozialisten Schwedens aber protestierten entschieden gegen jede Anwendung von Gewalt.

Andererseits sind es fast lauter freigeistige Schriftsteller, die die Barbarei des Krieges abschaffen wollen.

Unter solche Schriftsteller ist auch Leo Tolstoi, einer der edelsten Gegner des Krieges, zu zählen, obwohl er nicht aufhört, seine moralischen Vorschriften und Lehren mit den Worten: Religion, Gott, Bestimmung des Menschen, Christentum usw. zu vermengen. Er vermengt sogar bei seinen Definitionen der Religionen unaufhörlich das »All« und die »in Zeit und Raum unendliche und darum unergründliche Welt« mit einem persönlichen Gott, dem man »dienen« soll, weil es für den Menschen nur ein Mittel der Befreiung gibt, »seinen Willen mit dem Willen Gottes zu vereinigen« — aber ein »All« oder eine »unendliche Welt« kann doch keinen Willen haben, und noch dazu einen so gearteten, daß ein menschlicher Wille sich ihm akkommodieren könnte!

Und woher Tolstoi überhaupt es weiß, daß ein Gott existiert, daß er einen Willen besitzt, daß der Mensch eine »Bestimmung« hat, die er begreifen soll, wann und wo ihm diese Bestimmung von »Gott« mitgeteilt wurde, und daß selbst, wenn diese Bestimmung existiert, sie gerade einen moralischen Charakter haben muß — das alles erfährt man nicht. Statt einfach die moralische Empfindung im Menschen zu wecken, wie das Confucius mit so viel Erfolg getan hat, verquickt er seine Ethik mit Transzendenzen, die ihm noch aus seiner Jugendzeit anhängen, und spricht zu seinen Lesern, wie man zu Kindern und Bauern oder jungen Mädchen vom »lieben Gott« und vom »Himmelvater« spricht. Für russische Verhältnisse mag diese Art zu moralisieren sehr wirksam sein, bei Tolstois Ehrlichkeit ist aber gar nicht daran zu zweifeln, daß er nicht aus Berechnung, sondern aus wirklicher Überzeugung so schreibt. Daher ist

für den intelligenten Leser die Lektüre seiner Schriften so unangenehm und alle seine Betrachtungen, soweit sie nicht bezüglich sozialer Übelstände polemischer und kritischer Natur sind, erscheinen gegenstandslos, ich erlaube mir sogar zu sagen: kindisch; der gebildete Westeuropäer empfängt daher von allen seinen positiven Argumentationen überhaupt gar keinen ernsten Eindruck.

Unter die nichtreligiösen Schriftsteller ist Tolstoi aber darum zu zählen, weil er mit seinen religiös klingenden Worten nur eben moralische, aber keinerlei unmoralische und keinerlei ausser-moralische Vorschriften, namentlich keinerlei Absurdität, verbindet, d. h.: er ist Ethiker, allerdings mit eingesprengten religiösen Gewohnheits-Phrasen. Bei einem de Maistre oder selbst einem Moltke steckt das Religiöse unendlich tiefer und hat daher auch einen positiven, nämlich konfessionellen, speziell christlichen Charakter.

Nun entsteht die Frage: Wie kommt es, daß religionsfreie Geister in der Kriegsfrage meist human und religiöse zumeist inhuman sind? Es sind doch nicht alle jene Religiösen von grausamer oder wenigstens harter Natur?

Der Grund ist der: daß alle diese von den Begriffen »Gott« und »jenseitiges Leben« den Kopf so voll haben, daß sie, wie balzende Auerhähne, nichts anderes mehr sehen und hören; und für alles Unglück, das sie durch inhumane Maßregeln über die Menschen heraufbeschwören, besitzen sie in ihrem Gewissen keine Regung. Sie denken gar nicht daran, sich darauf zu besinnen, was sie da anstellen, und kennen daher weder Reue, noch einen Trieb sich zu korrigieren; denn sie sind von der Religion her gewohnt, gegenüber einer auch nur moralisch aussehenden Maxime menschliches Leid, ja menschliche Existenzen, für bedeutungslos anzusehen.

Da der Soldat seine Gesundheit oder sein Leben hingibt, also ein Opfer bringt und Opfer bringen im allgemeinen eine Tugend ist, so genügt jenen Männern diese eine

moralische Seite des Kriegsdienstes, die Menschen mit gutem Gewissen in den Krieg zu zwingen. Wofür das geschieht, ob man das Recht hat, ein solches Opfer zu verlangen, wer dieses Recht etwa hätte, ob Opfer von Menschen und die dadurch erreichten Resultate einander wert sind, das alles kümmert die Kriegszutreiber nicht. —

Die Freiwilligkeit des Kriegsdienstes ist nun die Basis und Voraussetzung aller Reformen in diesem Gebiete.*) Die gesetzlich festgestellte Freiwilligkeit ist aber erst die hier notwenige ethisch-politische Institution.

Deren Verwirklichung vorausgesetzt, erhebt sich über diesem mehr politischen Standpunkte des Individualrechts jedes Staatsbürgers die weitere rein moralische Frage: Wann können wir den Krieg überhaupt vor unserem Gewissen für gerechtfertigt halten?; d. h. präciser ausgedrückt: Wann darf der, welcher freiwillig in einen Krieg

---

*) Behufs Realisierung dieser fundamentalen Reform ist es daher nur nötig, einen solchen Gesetzesvorschlag — sei es anfangs durch noch so wenige Vertreter — in die Parlamente einzubringen, und dann durch fortgesetzte Agitation es dahin zu bringen, daß derselbe endlich einmal auch durchdringt. Der Vorschlag von Leo Tolstoi und Gustav Hervé: jeder bei einer Mobilisierung einberufene Reservist (oder nach Tolstoi: jeder Wehrpflichtige) möge den Dienst verweigern, hat gar keinen praktischen Wert; denn das würde den Einzelnen nur den größten Strafen aussetzen, ohne daß das angestrebte Ziel auch nur entfernt erreicht wird.

Die anderen Friedensbestrebungen jedoch, sie seien welche immer, können neben meinem Programm der gesetzlichen Feststellung der Freiwilligkeit sehr gut fortbestehen, sie erleiden durch dieses gar keinen Abbruch; das gilt z. B. von der Schiedsgerichtsbewegung, ebenso von den Bestrebungen der Sozialdemokratie, internationale Gesinnung zu propagieren und dem Arbeiterstande (dem „Volk") einen größeren Einfluß auf Kriegsbeschlüsse und die auswärtige Politik zu sichern.

Allerdings sind diese beiden Arten von Friedensbestrebungen sehr wenig geeignet, ihr Ziel mit Sicherheit zu erreichen, und sie werden auch in Ewigkeit hierzu nicht geeignet sein. Sei es nun wie immer, so steht doch fest, daß, wenn diese Auskunftsmittel heute noch oder in ferner oder naher Zukunft versagen, durch das Prinzip der Freiwilligkeit, das wie eine Reserve im Hintergrunde steht, die physische Integrität jedes Individuums vor jedem fremden Eingriff mit voller Sicherheit gewahrt erscheint, und darauf kommt es bei dieser ganzen Frage in politischer Beziehung allein an.

Man sehe übrigens hierüber mein „Recht zu leben und die Pflicht zu sterben", sowie das „Fundament eines neuen Staatsrechts".

geht, oder derjenige, der zu einem Krieg rät oder der ihn beschließt, es vor sich moralisch verantworten, Leben und Gesundheit von Menschen zu zerstören?

Antwort: Solche Fälle sind:

Notwehr, also Verteidigung gegen äußere Angriffe. Ferner: Befreiung Unterdrückter, die die Befreiung wünschen. Sodann: Wirtschafts- resp. Handelskriege gegen Staaten oder Völker; bei den heutigen sozialökonomischen Zuständen aber nur dann, wenn absolut kein anderer Ausweg zu finden ist, um einer rasch zunehmenden Bevölkerung Platz zu verschaffen, oder wenn die Ernährung der Bevölkerung, aus welchem Grunde immer, nicht mehr das Lebensminimum erreichen kann.

Solche Wirtschafts- oder Handelskriege dürfen also nicht so leichten Herzens unternommen werden, wie man es bisher gewohnt ist. Nicht um ein Mehr oder Weniger an Luxusartikeln darf es sich handeln; es muß ganz unbestreitbar festgestellt sein, daß im Staate Menschen hungern müssen, selbst nachdem die vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen ausgenutzt worden sind, und daß ferner auch neue Mittel z. B. Heranziehung der Besitzenden, um den Ärmeren den Ankauf des Nötigen zu ermöglichen, nichts halfen. Kurz: Eine ehrliche Untersuchung auf statistischer Basis muß nachgewiesen haben, daß in der Tat in keiner Weise das zum Leben Notwendige beschafft werden kann; erst dann darf man sich entschließen, ein anderes Volk mit Krieg zu überziehen, also Menschen zu vergewaltigen, zu berauben, ja zu töten; und zwar zu dem Zwecke, in der Notwehr lieber andere zu verderben, als selbst zu verderben. Dabei ist, wie schon oben vorausgeschickt wurde, Freiwilligkeit des Kriegsdienstes angenommen.

Es gibt aber eine solche Gesellschaftsordnung, bei der selbst in den angegebenen zwei Fällen ein Wirtschafts- oder Handelskrieg (also auch ein Kolonialkrieg) nicht mehr moralisch gerechtfertigt ist, weil er überflüssig wäre; nämlich:

wenn eine bedingungslose und ausnahmslose Beteiligung aller am Existenzminimum — bei Einführung einer allgemeinen Nährpflicht — stattfindet, sodaß kein einziger Mensch das notwendigste entbehrt, und wenn zugleich im Falle der zu rapiden Vermehrung der Bevölkerung oder der Abnahme der Lebensmittel jene Methode angewendet wird, die ich bei Besprechung des Malthusproblems in dem Buche: „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben“*) mitgeteilt habe.

Wenn einmal diese unausweichliche, sozialökonomische Institution, nach meiner Ansicht wohl die einfachste und beste unter allen sozialistischen Einrichtungen, realisiert sein wird, so stellt die ganze Bevölkerung eines Staates bezüglich alles zum Leben wirklich Notwendigen eine einzige große Familie dar; und diese Familie wird sich gewiß erst dann entschließen wollen, Freiwillige zum Krieg aufzurufen, wenn die Not trotz aller allgemeinen Einschränkung im Konsum und in der Volksvermehrung — auf's Äußerste gediehen wäre. Ein Fall, der nicht so leicht jemals wirklich eintreten wird, wenn nicht große Elementarereignisse ihn herbeiführen.**)

---

*) Dritte Auflage 1903.

**) Schon heute kann man alle Kolonialkriege und -Erwerbungen Frankreichs als wirtschaftlich ungerechtfertigt und nur durch nationale Eitelkeit und militärische Großmannssucht erklärlich finden. Denn Frankreich ernährt sich selbst ohne alle Hilfe seiner Kolonien und seine Bevölkerung nimmt vermöge der freiwilligen Vorbeugung oder Enthaltung nicht zu. Und weil eben kein reales Bedürfnis vorhanden ist, verstehen es auch die Franzosen nicht, zu kolonisieren; das Umgekehrte gilt für das heutige England.

Jeder, der eben nicht eigensinnig an seiner einmal angenommenen Theorie (wie z. B. Schiedsgerichtsbewegung, Kriegserklärung bloß durch das »Volk« und dergl. mehr) hängt, sondern nur das große Ziel der Verhinderung von Kriegen im Auge behält, wird zugeben müssen, daß dieses Ziel nicht rascher und sicherer erreicht werden kann, als eben durch die gesetzlich festgestellte Freiwilligkeit des Kriegsdienstes.

Denn da kein zu Aggressionen bereiter Staatsmann (oder so gestimmtes Parlament oder Volk) im Vorhinein wissen kann, auf wieviel Kriegsleute er oder sein eventueller Gegner wird rechnen können, so wird er sich hüten, diplomatische oder politisch-nationale Intriguen zu Angriffszwecken zu entwickeln. Heute aber sehen wir ein unaufhörliches Hin- und Herspielen von Plänen, Kniffen und Unterhandlungen, wobei

Faßt man dies alles zusammen, so erscheint das Kriegs- und Friedensproblem im Sinne der politischen, sowie der allgemeinen menschlichen Moral vollständig gelöst.

* * *

Es war notwendig, hier, zur Steuer der Wahrheit und Richtigstellung der Ansichten parteiischer Publizisten, manches Herbe oder Ungünstige über Friedrich den Großen zu sagen. Nichts davon widerspricht den Tatsachen, und es dürfte wohl schwer sein, das von mir Gesagte zu widerlegen.

Eine Erhebung von Friedrichs Charakter über jenen Voltaire's, wie das Strauß und andere Deutsche verfechten, — das sahen wir — ist ganz unmöglich. Viel eher ist das Gegenteil begründet. Nunmehr aber wollen wir uns doch auf ein höheres Niveau stellen und einen zusammenfassenden Blick auf diese beiden außerordentlichen Männer und ihre gegenseitigen Beziehungen werfen.

Und da frage ich vor allem: Wozu den einen auf Kosten des anderen erheben? Oder den einen dieser Großen gegen den anderen ausspielen?

Im Jahre 1736 traten sich die Beiden näher, indem der Kronprinz an den damals schon weltberühmten Schriftsteller ein Schreiben voll Bewunderung richtete. Und sie verkehrten miteinander, persönlich oder durch ihre Schriften, bis zu Voltaires Tode;*) dieser Verkehr dauerte nicht weniger als

---

sogar anscheinend friedensförderliche Schiedsgerichtsverträge bloß zur Isolierung anderer Staaten mit benutzt werden; und noch immer ist ein kriegslustiger Monarch oder Minister imstande, Kriege zu entfachen oder wenigstens Kriegsbesorgnisse zu erwecken. Bei meinem Programm wäre ein solcher Monarch oder Minister nahezu ohnmächtig, er müßte schon in außerordentlichem Grade seiner Staatsbürger sicher sein, wenn er Krieg machen wollte, also einen sehr einleuchtenden Kriegsgrund vorlegen können, wenn er zu Taten schreiten will.

*) Der letzte Brief Voltaire's an Friedrich ist aus Paris vom 1. April 1778 datiert, am 30. Mai desselben Jahres starb Voltaire. Friedrichs letztes Schreiben an jenen datiert vom 17. Dezember 1777. (Ich zitiere nach der Voltaire-Ausgabe von 1785.)

42 Jahre. Eine Art geistiger Ehe mit allen Wechselfällen einer Ehe. Oder vielleicht wie zwei — in dieselben Ideen und Ziele — Verliebte gingen sie miteinander; in den Details des persönlichen Lebens bald voll Wärme und beinahe Zärtlichkeit, bald schmollend, bald zankend, schimpfend, oft aufeinander wütend.

Sie spielten einander allerlei Streiche; Streiche, die gemäß den Sitten des 18. Jahrhunderts eigentlich mehr als Gaminerieen bezeichnet werden müßten.*)

Angefangen hatten sie damit, einander die höchsten Titel und Epitheta zu geben. Friedrich nannte Voltaire: »Catull, Thucydides, mehr als Homer, Apollo auf dem französischen Parnaß, der schönste Geist der Welt« usw. Voltaire nannte Friedrich: »Messias des Nordens, Salomon, Trajan, Titus, Euere Humanität«.

Es dauerte aber nicht gar lange, besonders seitdem sie in Potsdam miteinander lebten, da war Friedrich für Voltaire: »Mohamet, Tartuffe der Große (wegen seines schlesischen Einbruchs, nachdem er doch den Antimacchiavell geschrieben hatte), Dionys von Syracus.«

Und im Jahre 1753 schrieb Friedrich an d'Argens: »Voltaire ist der böseste Narr, den ich in meinem Leben kennen lernte, er ist nur gut zum Lesen.« Als Voltaire Potsdam (in demselben Jahre) verließ, war der gegenseitige Abschied eisig kalt; bald darauf schrieb Friedrich an seine Schwester in Bayreuth: »Man rädert viele, die es weniger verdienen als Voltaire.« Im Jahre 1761 spricht Friedrich in einem Briefe an d'Argens von der »Perversität seines Herzens«; und an Voltaire selbst im Jahre 1759: ..... Wenn Sie keine Fehler hätten, würden Sie das übrige menschliche Geschlecht zu sehr erniedrigen .....«

Voltaire wiederum an d'Argental: »Man muß gestehen,

*) Psychologisch genommen, müssen auch die Charlatenerieen eines Cagliostro, Chevalier D'Eon, Grafen von Saint-Germain und Anderer als systematisch betriebene Gaminerieen angesehen werden.

es ist schade, daß ein so philosophischer König, so gelehrt, ein so guter General, dabei ein so perfider Freund ist, ein undankbares Herz, ein schlechter Verwandter, ein verabscheuungswürdiger Nachbar, ein untreuer Alliierter, ein Mensch, der zum Unheil des menschlichen Geschlechts geboren ist, der mit einem hinterhaltigen Geist über Moral schreibt und mit einem brandigen Herzen handelt.«

Aber sie versöhnten sich in den Hauptsachen doch immer wieder, und wenn sie ihre gegenseitigen Streiche auch nicht vergaßen, so hatte das auf ihren hohen geistigen Verkehr doch nicht den geringsten Einfluß, ja auch nicht auf ihre gegenseitige — wenn auch mit Ärger gemischte — Sympathie. Selbst jene (herrlich geschriebene) Schmähschrift gegen Friedrich: Mémoires pour la vie de M. Voltaire, ecrits par lui-même, die Voltaire nach der Frankfurter Affaire in seiner ersten Aufwallung niederschrieb, veröffentlichte er nicht, er glaubte sogar sie vernichtet zu haben und ersetzte sie dann durch eine weniger heftige Schilderung seiner Erfahrungen am Hofe Friedrichs.

Als Friedrich eine große Summe zu Pigalle's Statue Voltaire's zeichnete und sie mit einem warmen Zustimmungsschreiben begleitete, vergaß Voltaire allen Groll; aber nicht aus kleinlicher Eitelkeit, sondern — wie man es aus seinen Äußerungen mit voller Sicherheit entnehmen kann — aus Freude darüber, daß er diesem Akte entnehmen konnte, wie wohlgesinnt ihm trotz alles Vorgefallenen Friedrich geblieben war. Es war ein rührendes Versöhnen nach einer tüchtigen Zänkerei.

Und an Voltaire selbst schrieb der König: »Was auch kommen mag, ich bin Ihr Zeitgenosse gewesen; ich habe Voltaire gesehen, und wenn ich ihn nicht mehr sehe, so lese ich ihn, und er schreibt mir. »Voltaire und ich«, schreibt er nach den Revuen von 1775, »haben die ganze Fahrt durch Schlesien gemacht und sind zusammen zurückgekommen.«

Und wie benahm sich Friedrich nach Voltaire's Tod!

Es ist wohl in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel — und nicht ohne die größte Rührung kann man das lesen — daß ein kranker, alter Krieger im Feldlager, nämlich der preußische König im schneebedeckten Gebirge von Schatzlar, als er den Tod Voltaire's erfuhr, sofort mitten im militärischen Getümmel und in der Fülle militärischer und politischer Sorgen, die Geistesfreiheit und -Größe besaß und in dieser Situation sich die Muße nahm, einen Nekrolog auf einen Schriftsteller zu verfassen! Ich meine jene berühmte „Lobrede auf Voltaire", die Friedrich dann am 26. September 1778 in der Berliner Akademie der Wissenschaften vorlesen ließ. Das bedeutet ungleich mehr, als wenn z. B. Napoleon in Moskau die Statuten des Theâtre Français entwirft! Es war das ein Zug menschlicher Größe in Friedrichs Wesen, dessen nur ein Alexander der Große oder ein Julius Cäsar fähig gewesen wäre. Und heute? . . .

Ja das muß man sagen, so ging es eben im achtzehnten Jahrhundert in den Pariser literarischen Kreisen und deren Angehörigen zu!

Unter Lachen und Spotten, unter Zanken und Versöhnen, bald mit den feinsten gesellschaftlichen Manieren, bald mit der Ungezogenheit eines Kindes oder der Ausgelassenheit liederlicher Studenten und mit Gaminerieen,*) ohne finsteren oder mürrischen Ernst und frei von jeder religiösen Empfindung, gingen fast alle auf große Ziele los oder interessierten sich doch für sie auf das Lebhafteste; gesund oder krank, ja selbst im Sterben begriffen, vergaßen sie ihre Überzeugungen nicht.

Als der Atheist und Materialist Lamettrie — bei allem Geist und wissenschaftlichen Ernst ein Gamin durch und

---

*) Ich unterscheide Gaminerie von Polissonnerie. Jene ist frei von böser Absicht, von Haß und von jeder Brutalität; letztere aber, ein Charakteristikum unseres Zeitalters, besitzt alle diese Eigenschaften in hervorragendem Maße.

durch — im Sterben lag, drängte sich ein katholischer Priester ins Krankenzimmer, um ihn zu bekehren. Lamettrie wollte von alle dem nichts hören, was ihm der Priester sagte; dieser aber blieb immer sitzen. Endlich rief der Sterbende im argen Schmerz die Worte: »Jesus Maria« aus. Schnell rief darauf der Priester: »Ah! vous voilà enfin retourné a ces noms consolateurs!« Aber Lamettrie entgegnete ihm: »Mon père, ce n'est qu'une façon de parler« und einige Minuten darauf starb er.*)

Und wie haben die zwei Größten unter jenen allen ihr ganzes Leben hindurch gearbeitet!

Wie waren Friedrich und Voltaire in jedem Augenblicke, man kann wirklich sagen: bei Tag und Nacht, in Gesundheit und Krankheit, immer auf dem Posten; jener der Pflichten gegen seinen Staat eingedenk, dieser der Bedürf-

---

*) Aus Nicolai's »Anekdoten« nach Carlyles »Geschichte Friedrich II.« erzählt.

Lamettrie's Schriften finden in neuester Zeit immer mehr die verdiente Anerkennung. Die Gegner seiner materialistischen Anschauungen suchen ihn seit jeher dadurch zu degradieren, daß sie — wie als Beweis höchster Gottlosigkeit oder Gemeinheit — mit sichtlichem Behagen immer wieder erzählen: »Lamettrie starb an einer Indigestion.« Als ob das für den Wert eines Menschen oder einer philosophischen Anschauung etwas beweisen würde und als ob noch kein frommer und idealistischer Mann sich jemals den Magen verdorben hätte. Ein Prager Kardinal-Erzbischof, der Fürst Schwarzenberg z. B., starb (vor ungefähr 20 Jahren) an einer Indigestion durch Hummer-Mayonnaise, und der war doch gewiß weder gottlos noch gemein. Selbst ein so ernster Historiker wie Schlosser scheut sich nicht, von dieser Indigestion Lamettries, die er sich bei der Tafel des englischen Gesandten in Berlin zugezogen hatte, zu sprechen; bloß um seiner kritischen Bemerkung über Lamettrie's Philosophie: Lamettrie habe Voltaire's Witz und Anderer feinen Spott in ein förmliches System der Sittenlosigkeit und gottloser Sinnlichkeit verwandelt, mehr Gewicht zu verleihen.

Schlosser hält nämlich, wie wir schon gelegentlich der »Pucelle« hervorhoben, Mangel an Prüderie oder Heuchelei in geschlechtlichen Dingen für — gottlos! Und die philosophischen Arbeiten Lamettrie's hat Schlosser offenbar nicht gekannt oder nicht zu würdigen verstanden; sonst hätte er wissen müssen, daß sie weder mit Witz noch mit Spott irgend etwas zu tun haben, sondern wie z. B. l'homme machine, höchst ernste Gegenstände mit höchstem Ernst behandeln. Das muß auch derjenige zugestehen, der kein Materialist ist, aber entgegenstehende Ansichten dennoch objektiv zu beurteilen versteht.

nisse seiner Freunde, Nachbarn und seiner Bauern in Ferney; beide aber stets eingedenk ihrer sich selbst gesetzten Aufgaben gegenüber der ganzen Menschheit.

An dies allein muß man sich halten, wenn man diese Zwei nach ihrer moralischen Bedeutung beurteilen will. Sie waren, wie damals alle, mit Ausnahme Rousseaus, ohne Schwärmerei und ohne Sinn für jede Art von Transcendenz, aber sie besaßen Enthusiasmus für große allgemeine Ideen und Ziele und eine Kraft und Wärme bei Bewältigung ihrer Aufgaben, die niemals übertroffen, nur selten, z. B. von einem Luther, erreicht wurde.

»Sich eine Aufgabe stellen«, dieses schöne Wort von Paul de Lagarde, das sieht man bei jenen Zweien im höchsten Maße erfüllt.

Und ich habe auch das Gefühl, daß bei jedem der höhere Mensch überhaupt erst dann anfängt, wenn er sich irgend eine Aufgabe zu nichtpersönlichen Zwecken stellt, sei diese auch noch so unscheinbar. Eine solche Aufgabe mit Beharrlichkeit verfolgen, ist das Realste und zugleich Idealste, das sich denken läßt; es erfüllt einen mit Kraft gegen fast alles Unheil, — mit Ausnahme höchst schmerzlicher Krankheiten — und sogar gegen den Gedanken, daß man sterben muß. So etwas meinte auch Luther, wenn er sagte, ein Knecht oder eine Dienstmagd, die ihren Dienst redlich versehen, seien verdienstvoller als ein Mönch oder Heiliger. —

Es ist durchaus nicht eine Folge des Verstandes, seinen Aufgaben mit solcher unverminderter Kraft, ohne Schonung der eigenen Person, obzuliegen, wie wir das bei Friedrich sehen; es gehört zu derlei ein ganz eigenes scheinbar trockenes, aber in Wirklichkeit unveränderlich warmes Gemüt, das absolut nichts mit Sentimentalität zu tun hat, sondern das gerade Gegenteil davon repräsentiert.

Vielleicht wird es jedem, der die Geschichte Friedrichs des Großen mit Ernst näher studiert, so ergehen, wie es

seit jeher mir erging: Ich finde bei keinem Manne der Geschichte eine solche stärkende und wohltuende Empfindung, wie bei ihm. An ihm wird man gewahr, was Beharrlichkeit, Mut und Hartnäckigkeit bei Verfolgung einer Aufgabe imstande sind; wie es bei Goethe heißt: »Allen Gewalten — zum Trutz sich erhalten.«

Gewiß hat es glänzendere und großartigere Gestalten in der Weltgeschichte gegeben; auch war der Schauplatz ihrer Taten ein weiterer und ihre Ziele umfassender, aber kaum bei einem finden sich so viele Schwierigkeiten, Gegenkräfte, Feinde, Bedrängnisse von so langer Dauer wie in Friedrichs Laufbahn. Dieses sein negatives — aber dennoch höchst aktives — Heldentum basiert mehr auf Charakterstärke und speziell ethischer Kraft, als die positiven, aggressiven Heldentaten, die sogenannten Eroberungen, welche mehr der geistigen Begabung zu verdanken sind; und das ist eben der Grund, warum das Beispiel Friedrichs mehr geeignet ist, moralisch zu erheben, als die Taten irgend eines anderen großen politischen Mannes.

Und die, welthistorisch genommen, relative Geringfügigkeit des von ihm beherrschten Territoriums beweist, daß es bei solchen Beispielen für ihre stärkende und erzieherische Eigenschaft ganz irrelevant ist, wie groß die Aufgabe ist, die man sich setzt, wenn man sich überhaupt nur eine setzt und sich ihrer beharrlichen Durchführung unterzieht.

Möge jeder darnach trachten, sich in seinem Gebiete irgend eine, nicht zu seinem persönlichen Vorteil dienende, Aufgabe zu stellen und sie so unerbittlich und beharrlich als ihm möglich, zu verfolgen; er wird bald bemerken, daß ihm eigentlich garnichts fehlt, er mag noch so sehr welcher Vorzüge immer entbehren.

Und die Befriedigung und Ruhe, die man auf diesem Wege sich erobert, übertrifft bei weitem jene, die Ruhm und erfülltes persönliches Streben überhaupt gewähren kann.

Denn jene Befriedigung tritt nicht nur in den einzelnen Momenten ein, die einem das Gelingen ehrgeiziger Bestrebungen durch äußerliche Anerkennung beweisen, sondern ist in jedem Augenblick vorhanden und umhüllt einen wie mit einer behaglichen, warmen Atmosphäre. Auch tritt nie, wie in dem andern Falle, eine Art Blasiertheit ein, die die eigentliche Nichtigkeit alles Ruhmes und alles äußeren Glanzes vor das Empfinden bringt. Wie ein anderer Mann mit ebenfalls großen Aufgaben, nämlich Bismarck, von dem ehrgeizigen von Arnim, der gegen ihn wühlte, so schön sagte: Er will nur Reichskanzler werden, und wenn er's wäre, würde er einsehen und sagen: Das ist auch nichts! — Dieses »auch«! Was sagt das alles!

Um sich eine Aufgabe zu selbstlosen Zwecken zu stellen, ist es durchaus nicht notwendig, daß das Thema einer solchen Aufgabe ein selbstgewähltes sei; es kann auch ein vom Leben aufgedrängtes sein und die Art der Hingebung, nämlich das Bestreben, ihm voll gerecht zu werden, verwandelt gewissermaßen ein solches aufgezwungenes Thema, ethisch betrachtet, in ein selbstgewähltes.

Was man also auch treibe, ob es sich um ein Thema der Wissenschaft oder Kunst, oder um eine politische Tätigkeit u. s. w. handelt, zu der man eben Lust hat, oder um Ausfüllung irgend einer von andern abhängigen Stellung — die mit Bewußtsein und steter Absicht geübte, möglichst strenge Pflichterfüllung genügt, um jenes Gefühl der Selbstbefriedigung hervorzurufen, von dem hier die Rede ist.

Es wird kaum genug gewürdigt und verstanden, wie viel Großes in dieser Aufgabe steckt, scheinbar so prosaisch und doch von so tiefer Bedeutung. Denn in der strengen, sogar gegen sich selbst unerbittlichen Pflichterfüllung liegt im Grunde die Anerkennung der anderen Menschen als mit uns selbst gleichartigen Existenzen, denen wir ja eben durch die Erfüllung unserer Pflichten wohltun wollen, so gut wie uns selbst. Und indem dieses Gefühl nicht von der

Sympathie für diese andern Menschen abhängt, resp. nicht abhängen darf, während es bei der Liebe zu einzelnen sich nur um solche Sympathie handelt, steht es eben zufolge seiner Abstraktheit hoch über der Liebe zu irgend welchen Menschen. Scheinbar gefühllos, ist also Pflichterfüllung in seinem Wesen ein bedeutendes und starkes Gefühl — denn nicht aus Gründen des Verstandes erfüllt man seine Pflicht.

Vielmehr liegt dem Pflichtgefühl dieselbe Empfindung zugrunde, die uns bei den Soldaten desselben Heeres in den Bedrängnissen des Krieges entgegentritt: das Gefühl der Kameraderie, die sich in strenger Unterordnung, Disziplin und steter Hilfsbereitschaft kund gibt, auch wenn man die einzelnen Individuen gar nicht kennt. Es schwebt eben in beiden Fällen die Unmasse von Uebeln und Gefahren vor, denen alle ausgesetzt sind, und das gilt genau so wie bei den Soldaten im Kriege, auch bei dem Menschen im gewöhnlichen Leben, gegenüber dem Unheil, mit dem die Menschheit von ihr selbst und von der Natur bedroht und heimgesucht wird.

Die aus nicht egoistischen Gründen vorhandene, bewußte und beabsichtigte Pflichterfüllung dokumentiert daher durch ihre wohltätigen Wirkungen die Anerkennung aller Menschen als Einheiten einer Gesamtheit, zu der wir selbst gehören, und diese Art der Anerkennung erstreckt sich — schon darum, weil es in der Praxis des Wirkens gar nicht anders geht — auch auf die weiteren Kreise der zunächst Lebenden, mit denen wir gar nicht in direkter Beziehung stehen, und vermöge der Fortwirkung alles Guten (wie alles Geschehens überhaupt) auch auf alle zukünftigen Geschlechter, ohne daß es nötig ist, daß man sich diese Erweiterung der Folgen und Früchte seiner Tätigkeit immer zum Bewußtsein bringt.

Und nunmehr sehen wir deutlich, daß der Ersatz des Glaubens an persönliche Unsterblichkeit durch die Vor-

stellung der Fortdauer der Menschheit als Gattung eine reelle Empfindungsbasis besitzt, nicht nur für jene Individuen, die mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit oder nur in ihrer Einbildung als besonders begabte Individuen auf Nachruhm rechnen, sondern auch für jene, selbst ganz Unbegabte, die nichts weiter tun, als daß sie ihre Pflicht so strenge als möglich zu erfüllen trachten.

Jeder Tag, der mit irgend einer selbst philiströs aussehenden Aufgabe ausgefüllt wird, ist eine Art metaphysischer Betätigung; »metaphysisch« insofern genannt, als sie eine unbeweisbare Grundlage hat; aber nicht im schlechten Sinne »metaphysisch«, da es sich hier um kein sinnreiches Spiel mit sowohl unbeweisbaren, als auch empfindungsleeren Begriffsarchitekturen handelt.

Die Sättigung mit dieser Empfindung für die ganze Menschheit kann also jeder, der Begabteste wie der Unbebegabteste, auf dem einfachen Wege der bewußten und beabsichtigten Pflichterfüllung gewinnen; und auf ein Mehr oder Weniger der Bedeutung der Leistungen selbst, auf grössere oder geringere Begabung, Gelehrsamkeit und dergleichen kommt es hierbei gar nicht an.

Vergessen wir hier übrigens nicht, an den großen Nachdruck zu erinnern, mit dem Kant (in seiner Kritik der praktischen Vernunft) das Erhabene des Pflichtbegriffes hinstellte.

Und ermangeln wir, der Vollständigkeit der Einsicht wegen, auch nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß wir in der »Pflichterfüllung« und in der »Stellung von selbstgewählten Aufgaben zu nichtpersönlichem Vorteil« wohl ein Surrogat für die persönliche Fortdauer besitzen; daß aber damit nicht entfernt ein Trost geboten wird für den Tod anderer geliebter menschlicher Individuen. Darüber, daß wir selbst sterben müssen, können wir uns, wie oben auseinandergesetzt wurde, so ziemlich trösten, und für die Unsterblichkeit eine Art von Äquivalent gewinnen; aber für

den Verlust geliebter Individuen durch deren Tod gibt es, bisher wenigstens und nach meinem Wissen — wenn man sich nicht mit Willkürlichkeiten oder Absurditäten abspeisen lassen will — keinerlei Ersatz und keinerlei Trost. —

Wenn bei dem Gedanken an Friedrich den Großen eine solche Zuversicht in die Kraft des Menschen, ein solches Gefühl der Befriedigung entsteht, so liegt das also nicht an seinem Genie, sondern eben an seinem unerhörten Unterwerfen unter seine Aufgabe. Mit ebensoviel Bewunderung wie für seine genialsten Feldzüge und für seinen Geist lese ich solche Dinge bei ihm, die ich Charakterkraft-Geschichten nennen möchte.

So wenn er im Jahre 1781 von den furchtbarsten Gichtschmerzen geplagt wurde und der Arzt ihm die Fahrt zu den Manövern in Westpreußen verbieten wollte, der beinahe 70jährige Friedrich aber darauf bestand und ihm sagte: »Doktor, er betreibt sein Geschäft, ich das meinige, ich will bis zu meinem letzten Moment meine Pflicht als König tun.«

Im Jahre 1785, d. i. in seinem 73. Jahre, litt er infolge von Podagra ganz besonders große Beschwerden.*) Je kürzer aber die ihm zugemessene Frist wurde, um so rastloser spannte er seine Tätigkeit an. Sonst waren die Kabinetsbeamten früh um 6 oder 7 Uhr angetreten, jetzt bestellte er sie bereits zu der vierten Morgenstunde. »Mein Zustand«, eröffnete er ihnen, »zwingt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.«

Als nun im letzten Jahre seines Lebens, im Jahre 1786, der berühmte Arzt und Schriftsteller Dr. Zimmermann aus Hannover sich von Friedrich, der ihn konsultiert hatte, beurlaubte, sagte ihm dieser, daß er ihn in Potsdam nicht weiter aufhalten dürfe, um die Kranken in Hannover nicht

---

*) Diese Geschichten entnehme ich wörtlich Koser's Werk über Friedrich.

länger ärztlicher Hilfe zu berauben; dann zog der König seinen großen, weichen, abgetragenen Hut mit der vergilbten Feder und neigte mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit sein Haupt zum Scheidegruß: »Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben.«

In dieser Situation möge man sich Friedrich den Großen stets vor Augen halten und diese Worte stets zu hören glauben, denn sie sind, trotz allem und allem, wahr; er war wirklich ein guter alter Mann. Dieser gegen andere, aber noch mehr gegen sich selbst unerbittlich harte Mensch, wenn es die öffentlichen Pflichten galt, weinte bei dem Tode seiner Mutter und sagte von sich selbst in klagendem Tone, er habe zu viel Gefühl, mehr als alle anderen. —

Wie viel menschliches Gefühl, wie viel Liebe er hatte, ersieht man am besten aus dem Schreiben an D'Alembert, in welchem er ihn über den Verlust des Fräuleins de l'Espinasse zu trösten suchte. Dieser große Gelehrte und Schriftsteller, obwohl von kühlem Temperament, war doch nicht nur einer der edelsten Charaktere, sondern auch ungemein weichmütig, man konnte beinahe sagen wehleidig, sowohl in physischer als in psychischer Beziehung.

Für Fräulein de l'Espinasse empfand bekanntlich D'Alembert die höchste Sympathie, vielleicht Liebe; im Jahre 1776 starb ihm diese unersetzliche Freundin und er konnte sich kaum fassen. Da schrieb ihm Friedrich (am 7. September desselben Jahres):

»Ihr Brief, mein lieber D'Alembert, wurde mir übergeben, als ich von Schlesien zurückkehrte. Wie ich sehe, ist Ihr zartes Herz immer noch tief bekümmert, aber ich tadle Sie darum nicht. Die Kräfte unserer Seele haben ihre Grenzen, man darf nichts verlangen, was darüber hinausgeht . . . . . Die Natur wollte es, daß wir empfindsam seien und die Philosophie wird uns niemals zur Unempfindlichkeit erziehen können; und wenn sie es könnte, wäre es der Gesellschaft

nur schädlich, denn man hätte dann kein Mitgefühl für das Unglück der anderen und das menschliche Geschlecht würde hart und erbarmungslos werden. Unsere Vernunft soll uns vor allen Uebertreibungen bewahren, aber nicht die Menschlichkeit im Menschen zerstören. Bedauern Sie also Ihren Verlust, mein Teuerer, ich füge sogar hinzu, daß der der Freundschaft unersetzlich ist; und wer fähig ist, die Dinge zu schätzen, muß Sie wahrer Freunde für würdig halten, denn Sie wissen selbst, ein Freund zu sein.

Da es den Menschen, und selbst den Göttern unmöglich ist, das Vergangene zu ändern, so müssen Sie daran denken, sich den Freunden, die Ihnen geblieben sind, zu erhalten, um ihnen nicht jenen tödlichen Kummer zu bereiten, wie Sie selbst ihn soeben empfinden.

Ich hatte Freunde und Freundinnen; ich verlor davon fünf oder sechs und glaubte vor Schmerz vergehen zu müssen. Der Zufall wollte es, daß ich diese Verluste während der verschiedenen Kriege erlitt, die mich zu unaufhörlicher Tätigkeit zwangen, und diese sowie die anderen unvermeidlichen Zerstreuungen bewahrten mich davor, dem Schmerze zu unterliegen . . . . Ich freute mich früher meinetwegen, Sie bei mir zu sehen, jetzt freue ich mich darauf auch für Sie, denn Sie werden andere Gegenstände und andere Personen zu sehen bekommen. Ich werde alles mögliche tun, alle trüben Erinnerungen von Ihnen zu verscheuchen, und ich werde mich ebenso sehr freuen, Sie zu beruhigen, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte . . . . .«

Alles das, was Friedrich hier sagt, muß man auf's Wort glauben, denn wenn je ein Mensch ohne Heuchelei, ja ohne Pose war, so war er es; in der Politik voll von Ränken und Gewalttaten, war er im Umgang mit Freunden und in allen seinen Aeußerungen ihnen gegenüber von höchster Wahrhaftigkeit.

Und war seine Güte auch nicht so leicht erkennbar und gewissermaßen von der Härte unbeugsamen und nie nach-

lassenden Pflichtgefühls, sowie von der Schroffheit seiner (auf Erfahrung beruhenden) Menschenverachtung überdeckt — wenn man tiefer blickt, so muß man doch sagen: Es war ein guter alter Mann, der seinen abgetragenen Hut vor seinem Arzte zog, sich vor ihm würdevoll neigte und Abschied von ihm nahm. —

Und nun sein Gesinnungsgenosse!

Welche vulkanische Tätigkeit sein ganzes, so langes Leben hindurch, und ganz besonders während der letzten zwanzig Jahre seines Daseins! Hatte Friedrich seinen siebenjährigen, so hatte Voltaire seinen zwanzigjährigen, ja, genau genommen, seinen sechzigjährigen Krieg;*) indem er unausgesetzte Energie und unerschöpflichen Geist bewies, um Kirche und Parlamente anzugreifen; achtzehn bis zwanzig Stunden trotz immerwährender Kränklichkeit täglich arbeitete, oft dem Tode nahe; häufig des Nachts durch eine Idee erweckt, mit dem Stocke auf den Fußboden schlagend, um seinen Sekretär Wagnière, der unten schlief, heraufzurufen und ihm sofort einen Essay zu diktieren; der Prozesse für von Pfaffen und Richtern Verfolgte führte, die ihm so viel Zeit, Mühe und Geld kosteten und durch die fortwährenden Aufregungen seine Gesundheit untergruben.

Voltaire wie Friedrich, sie machten einen so ungeheuren Lärm in der Welt! Waren mit Unzähligen in immerwährendem Krieg, und auch Beide gegeneinander sehr oft in nicht sehr friedlicher Stimmung. Dennoch schieden sie als Kameraden auf dem großen geistigen Schlachtfelde, versöhnt und einig; und nun ruhen sie beide, der eine von seinen vielen kleineren Kriegen und seinem großen siebenjährigen, der andere von seinem sechzigjährigen Kriege aus; still sind sie geworden, aber ihr Kriegsgeschrei hallt noch heute nach, und nur von ihren

---

*) Man kann mit gutem Grunde sagen: sechzigjährig, denn schon im Jahre 1722, noch bevor er seine Reise nach England antrat, publizierte er seine antichristliche »Epistel an Urania«, und zwar unter dem Titel: »Le Pour et Contre«.

Leibern können wir sagen: »Der große Cäsar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.«

* * *

Die Gerechtigkeit bei Beurteilung eines Charakters verlangt es bei aller Anerkennung seiner Vorzüge, mit Sorgfalt und Objektivität auch das hervorzuheben, was uns an ihm als Fehler, als tadelnswert erscheint. Der Zweck hierbei kann natürlich nicht der sein, der Natur, die diesen Menschen so und nicht anders hervorgebracht hat, zu kritisieren und ihr gewissermaßen Vorwürfe darüber zu machen, daß sie jenes Individuum nicht genau nach unserem Geschmack — der noch dazu von Mensch zu Mensch ein anderer ist — geschaffen hat. Sondern nur darum kann es sich handeln, ein bedeutendes Individuum genau und möglichst vollständig kennen zu lernen, was gewöhnlich eine sehr aufklärende Wirkung hat, uns nicht nur Menschenkenntnis verschafft, sondern auch lehrt, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen und unberechtigte Wünsche zu hegen, also uns daran gewöhnt, den Tatsachen ohne Voreingenommenheit ins Auge zu sehen.

In der bisherigen Darstellung hatte ich versucht, das Unberechtigte vieler Tadelsworte in Beziehung auf Voltaire nachzuweisen. Nunmehr will ich alles das zusammenstellen, was mir selbst an ihm nicht gefiel, als ich seine Taten und Äußerungen genauer kennen lernte. Manches, das muß ich aber im Vorhinein sagen, mißfiel mir nur im ersten Moment, und bei näherer Überlegung verlor sich dieses Mißfallen; solche Fälle werde ich in Folgendem ebenfalls genau so, wie mein Gedankengang sich hierbei entwickelte, zu beliebiger Annahme oder Zurückweisung dem Leser vorlegen. —

Da ist zuerst der Fall Maupertuis. Was die Heftigkeit des Kampfes Voltaire's gegen Maupertuis betrifft, so habe ich schon bei Besprechung dieser Angelegenheit dargelegt, daß sie ganz und gar berechtigt war, jener verdient also in dieser Beziehung keinen Vorwurf. Zur weiteren Bekräftigung führe ich Carlyle's Bemerkungen hierüber (in seiner »Geschichte Friedrich II.«) an: »Voltaire hatte von jeher diesem Könige der Wissenschaften ehrfurchtsvolle Huldigung geleistet und mit einer Art Angst und mit unglaublicher Geduld sich sehr viel von ihm gefallen lassen. Aber alle Dinge haben ihr Ende. Es war vom Schicksal beschieden, daß der anmaßende Maupertuis tagtäglich und jetzt mehr als je, dem reizbaren Voltaire zum steigenden Ärgernis wurde, — bis der reizbare Voltaire es nicht länger aushalten konnte.«

Es wäre wohl unbedingt edler gewesen, zu verzeihen, wie das ja so oft von denen gepredigt wird, die nichts zu verzeihen haben; allein Voltaire's Heftigkeit war begründet und sein Kampf durchaus kein moralischer Makel. Wie die tägliche Erfahrung lehrt, macht es fast niemand anders.

Aber wenn wirklich Voltaire bei der Drucklegung des Dr. Akakia Friedrich den Großen hinterging, indem er die einem anderen Werk geltende Druckerlaubnis für diese Streitschrift mißbrauchte — so ist das jedenfalls eine Inkorrektheit, die selbst durch die Abwehr gegen Maupertuis' Angriffe nicht entschuldigt wird. —

Unangenehm war es mir, zu sehen, daß Voltaire im Kampfe mit manchen Gegnern nach der Bastille rief. Es versöhnte mich auch nicht, daß die Perfidie seiner Feinde ins Unglaubliche ging, wie allerdings jeder zugestehen muß, der die damalige Politik — es waren viele Abbé's, Jesuiten und Exjesuiten dabei beteiligt — nur einigermaßen kennen lernt.*) Aber bei näherer Betrachtung fand ich, daß Voltaire

---

*) Wer sich über die damaligen Zustände in der Schriftstellerwelt wenigstens einigermaßen orientieren will, lese Voltaire's Aufsätze:

fast nur gegen Verleumder seiner Ehre nach den Gerichten rief, und nur gegen jene unversöhnlich war, die ihn nicht nur persönlich angriffen, sondern auch als Denunzianten auftraten, um — nach Condorcet's Ausdrucksweise — die Fanatiker zu Verfolgungen gegen ihn aufzustacheln, wie das bei J. B. Rousseau, den beiden Pompignan, Larcher und Jean Jacques Rousseau der Fall war.

Der abscheulichste unter allen Feinden Voltaire's war wohl der Ex-Jesuit Abbé Desfontaines, und es ist lehrreich, aus diesem einen Falle zu erfahren, was alles Voltaire auszuhalten hatte.*) Voltaire hatte, um den unaufhörlichen Angriffen seiner Neider auszuweichen, sich nach Cirey (zur Marquise von Chatelet) zurückgezogen. Da wurde seine Ruhe durch ein Libell gestört, in welchem sein ganzes bisheriges Leben verleumdet wurde, und der Autor dieses Libells war der Abbé Desfontaines, der Voltaire seine Freiheit, vielleicht sein Leben zu verdanken hatte.

Desfontaines war nämlich wegen einer geschlechtlichen Perversität angeklagt, was damals im höchsten Maße kriminell behandelt, ja mitunter mit Verbrennen bestraft wurde.

Voltaire, davon unterrichtet, nahm sich des ihm persönlich gänzlich unbekannten Desfontaines, dem er sich nur als Schriftsteller näher fühlte, energisch an und erwirkte seine Freilassung, noch mehr, er verschaffte ihm, da er aus Paris verbannt wurde, ein Asyl bei einem seiner Freunde auf dem Lande.

Derselbe Desfontaines verfaßte nun jenes Libell gegen seinen Retter und veranlaßte überdies einen Priester des Seminars, das Gedicht »le Mondain« von Voltaire zu denunzieren, welche Denunziation diesen der Gefahr einer neuerlichen Verbannung aus Frankreich aussetzte.

In allen rein literarischen Fehden half sich Voltaire

»Le préservatif«, »Les honnetetés litteraires«, »Examen d'un libelle calomnieux«, aus denen man erkennt, wie speziell Voltaire seitens seiner Neider, Gegner und Revolverlitteraten mitgespielt wurde.

*) Ich erzähle nach Condorcet's Voltaire-Biographie.

selber, und man weiß, wie gut er sich zu verteidigen verstand.

Wenn er also nur in den früher erwähnten Fällen persönlicher Gefährdung durch seine Widersacher nach den Gerichten rief, so kann man ihm deswegen keine Vorwürfe machen. Denn was geschieht in unseren Tagen, und ganz allgemein, wenn man in seiner Ehre verletzt und verleumdet wird? Selbst der friedliebendste Bürger, der auch gar keinen öffentlichen Ruf, sondern nur seine private Reputation zu wahren wünscht, klagt auf Ehrenbeleidigung und wünscht die Bestrafung des Beleidigers. Dasselbe tat eben Voltaire. Zudem war der Ruf nach der Bastille mehr ein sich Luftmachen, als ein ernster Wunsch; einmal darum, weil damals wohl Angriffe gegen die Regierung, die Geistlichkeit und den Adel mit Haft bestraft wurden, der Bürgerliche aber keinen Schutz seiner Ehre zu erwarten hatte. Ferner darf man bei Voltaire's im Grunde gutmütigem Naturell annehmen, daß, wenn er z. B. für Fréron die Galeere empfahl, das gar nicht so buchstäblich genommen werden darf; es war mehr damit gemeint: Er verdiene die Galeere; und derlei Wünsche Voltaire's, jemanden auf der Galeere zu sehen, wurden auch damals in Paris nicht so ernst genommen, wie sie in ihrer heftigen Ausdrucksweise aussahen.

Bei Voltaire's Güte und Versöhnlichkeit, die er ja, so oft es nur anging, genügend bewies, wäre er gewiß der Erste gewesen, nach einer etwaigen Verurteilung Fréron's zur Galeere ein herrliches Gnadengesuch an den König zu überreichen und Fréron nach erfolgter Begnadigung unter Tränen zu umarmen. Was ich hier als Hypothese aussprach, ereignete sich, wie ich eben lese, sogar in Wirklichkeit in einem Falle, der mir erst nachträglich durch eine aufmerksame Lektüre der Voltaire-Biographie von Condorcet zur Kenntnis kam, und der mir einen Beweis dafür lieferte, daß ich den Charakter Voltaire's richtig auffasse.

Condorcet erzählt nämlich, daß ein gewisser Travenol,

Violinspieler an der Oper, sich mit dem Advokaten Rigoley de Juvigny verband, um Libelle gegen Voltaire zu kolportieren. Auf des Letzteren Betreiben wurde Travenol verhaftet. Der Vater desselben, ein Greis von achtzig Jahren, ging zu Voltaire und bat um Gnade für seinen Sohn. »Im Augenblick wich Voltaire's Zorn dem ersten Schrei der Humanität.« Er weinte mit dem Alten, umarmte ihn, tröstete ihn, und lief sofort mit ihm zur geeigneten Stelle, um die Freilassung seines Sohnes zu erlangen.

Nach diesem allen stört mich sein »Ruf nach der Bastille« nicht mehr. —

Der Prozeß und die Affäre mit dem Bankier Hirsch in Berlin mißfällt mir, und obwohl ich schon oben alles, was sich zur Zurückweisung der schlimmsten Beschuldigungen Voltaire's, wie z. B. der Dokumentenfälschung, sagen läßt, angeführt habe, so erscheint mir doch diese ganze geschäftliche Manipulation mit Hirsch als eine sehr unschöne, schmutzige Geschichte.

Ein direkt kriminelles Vergehen, wie Betrug oder falscher Eid, kann, wie man oben zufolge der Prozeßakten ersah, wohl nicht behauptet werden, der verbotene Handel mit Steuerscheinen und Ableugnung einer Konvention, deren Existenz er später zugab, sind aber so viel wie sichergestellt.

Von den so starken Beschuldigungen, die bezüglich der Hirsch-Affäre gegen Voltaire erhoben wurden, blieb also nur sehr wenig übrig; und selbst der Handel mit verbotenen Steuerscheinen verliert sehr viel von seinem schlimmen Anschein, wenn man bedenkt, daß seit jeher eine Inkorrektheit gegen eine Allgemeinheit, hier also: den Staat, nicht nur für viel weniger häßlich und unmoralisch angesehen wird, als eine solche gegen Privatpersonen, sondern daß derlei Vergehen in unzähligen Fällen selbst von sonst höchst korrekten und in jeder Beziehung gesitteten Menschen begangen werden. Man denke nur an die fast durchgehends

falschen Steuerfassionen, oder daran, daß Reisende so oft und so gerne zollpflichtige Objekte verheimlichen, und seien es auch nur unbedeutende Dinge, deren Einschmuggelung man ja so gerne mit heiterer Miene in allen ihren Details wiedererzählt.*)

Es bleibt also von der ganzen Geschichte nur die Ableugnung des Steuerschein-Handels seitens Voltaire's übrig.

Denken wir nun aber daran, welche großen Aufgaben sich Voltaire gestellt hatte und daß er zudem ein Moralist und ein Dichter war, so berührt uns selbst die so reduzierte Hirsch-Affäre dennoch immer, als Kontrast zu dem Bilde, das wir uns von einem Mann mit solchen Bestrebungen gerne machen, sehr unangenehm.

Und es ist nicht nur ein ideales Fantasiebild, das wir hier dem Voltaire der Hirsch-Affäre entgegenhalten können, es sind Männer, die wirklich gelebt haben, und die uns als Ideale jenem Voltaire gegenüber erscheinen. Ein Diderot, ein Rousseau wäre zu einem solchen Handel und zu einem solchen Verhalten ganz und gar unfähig gewesen; ebensowenig ein Goethe, ein Schiller oder ein Richard Wagner.

Und dennoch halte ich es für unbegründet und ungerecht, wegen der Hirsch-Affäre Voltaire einen schlechten

---

*) Ein hochangesehener österreichischer Aristokrat und einstiger Minister, Altgraf H., der vor ungefähr 25 Jahren starb, bestimmte in seinem Testamente, dem Staate sei eine so und so große Summe aus seinem Nachlaß zu vergüten für den Entgang an Zöllen, um die ihn der Verstorbene bei der Rückkehr von seinen häufigen Reisen durch Verheimlichungen verkürzt hatte.

Wieso es aber kommt, daß Inkorrektheiten gegen den Staat viel gelinder beurteilt — wenn auch viel schwerer bestraft — werden, als jene gegen Privatpersonen. erkläre ich mir so: Man denkt, der entstandene Schaden verteile sich auf viele Millionen von Menschen, es treffe also den Einzelnen ganz unmerklich; ferner weiß man, daß der Staat stets Macht genug hat, um solche Schäden in anderer Weise gut zu machen, und endlich ist ein Staat eine Abstraktion, er hat keine individuelle Physiognomie, und wir haben daher ebenso wenig Mitgefühl mit ihm, wie mit einem Insekt, das für uns ebenfalls keine Physiognomie besitzt.

oder gemeinen Charakter zu nennen und ihn deswegen als ganzen Menschen moralisch unter die oben genannten Größen zu stellen. »Man ist Mensch: die Dinge schieben sich, ich weiß nicht wie« schrieb Voltaire damals an Darget. Und wer diesen Satz versteht und kein Tugendfanatiker ist, wird einsehen, daß, so sehr wir die Sache bedauern und sozusagen aus dem Leben jenes Mannes hinwegwünschen, ein solcher Fehltritt, und auch mehrere solcher Fehltritte, nicht imstande sind, die fast unvergleichliche Summe von Güte und von edler Gesinnung in privaten und öffentlichen Angelegenheiten vergessen zu lassen und sie in unserem Gedächtnisse auszulöschen. Man wird einerseits sehr selten einen im praktischen Leben stehenden Mann finden, der nicht hie und da Inkorrektheiten begeht, und wäre er sonst noch so hoch gestellt; und anderseits können die obengenannten Männer, trotzdem sie nicht entfernt solcher sogenannter »gemeiner Vergehen« bezichtigt werden können, durchaus keinen größeren Anspruch auf unsere Liebe und Verehrung machen als Voltaire.

Denn über allem anderen steht Güte; und darin kann sich nicht einmal Diderot mit Voltaire vergleichen, denn jener besaß nicht entfernt die Aktivität der Güte wie dieser. Schiller, der wohl der reinste und idealste Charakter von allen gewesen, besitzt Schwung, Erhabenheit, ethischen und ästhetischen Trieb, kurz alles, was in die Höhe weist, man kann ihn wohl einen weltlichen Heiligen nennen; und infolge seiner Armut, Kränklichkeit und seines so frühen Todes scheint er uns umsomehr in ätherischen Höhen zu schweben; allein, ob er das permanente Feuer der Güte besaß, ist mir nicht bekannt; wie man weiß, wurde es von manchen Zeitgenossen bezweifelt, wenn nicht ihm geradezu abgesprochen.

Das reiche Leben Voltaire's lag offen vor aller Welt, eine Unzahl von meist neidischen Schriftstellern machte es sich zur Aufgabe, an allen Details seiner Lebens-

führung herumzunörgeln, sogar solche Fehler zu erfinden, als ob Voltaire einer der größten Übeltäter gewesen wäre. Dennoch sahen wir und werden es noch weiterhin sehen, wie ungerecht und unbegründet fast alle Vorwürfe sind.

Wollte man aber auch bei anderen Männern von großem Rufe sich mit ihrer intimeren Lebensführung so beschäftigen, wie es mit jener Voltaire's geschah, so kämen ohne Zweifel fast alle weit schlimmer davon als der unparteiisch beurteilte Voltaire.

Was für ein Bild bekommt man z. B. von den großen deutschen Schriftstellern und Dichtern, die zu Goethe's und Schillers Zeit in Weimar lebten! Abgesehen von den sogenannten Klatschgeschichten, die ja durchaus tatsächlich richtig sind,*) braucht man ja nur die Briefe Schillers an Körner zu lesen.

»Von den hiesigen großen Geistern,« schreibt er am 29. August 1787, »kommen einem immer närrischere Dinge zu Ohren«, und nun werden z. B. von Herder die häßlichsten Charaktereigenschaften erzählt; selbst der heute als liebenswürdiger und weiser Mann verehrte Wieland kommt schlecht weg; von Goethe schreibt Schiller, er habe auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er sei an nichts zu fassen, er sei wohl ein Egoist in ungewöhnlichem Grade usw., und in einem späteren Briefe an Körner (vom Jahre 1790) sagt Schiller von Goethe: »Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen.«

Von allen den Fehlern, die den deutschen Klassikern jener Zeit in den eben angeführten Schriften vorgeworfen werden, ist Voltaire ganz frei gewesen, und jene Fehler berühren uns, als Kontraste zu dem Bilde, das wir uns von Männern mit so hohen Bestrebungen machen, vielleicht noch unangenehmer als die Hirsch-Angelegenheit bei Voltaire.

---

*) Wie ich glaube, wurden sie von einem gewissen Böttcher publiziert.

Und Schiller selbst? Können wir nichts Tadelnswertes an ihm finden, wenn wir uns die unangenehme Aufgabe stellen wollen, den intimeren Menschen in ihm ganz zu erkennen? — Ganz gewiß.

Das Mindeste davon ist z. B. die Tatsache, daß der fünfundzwanzigjährige Schiller im Prospekt zur Rheinischen Thalia ankündigte, er schreibe »als Weltbürger, der keinem Fürsten dient«; »das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverän, mein Vertrauter. Ihm gehör' ich jetzt an. Vor diesem und keinem anderen Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehre ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen anderen Thron mehr zu appellieren als an die menschliche Seele.« Aber im ersten Heft der genannten Zeitschrift widmete Schiller den ersten Akt des Don Carlos — dem Herzog von Weimar, und zwar mit folgenden Worten: »Wie teuer ist mir der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August, der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich denjenigen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf.«

Ob nun Schiller den Herzog von Weimar wirklich so sehr verehrte und liebte — woran man nach Allem wohl zweifeln kann — oder ob das nur Redensarten waren, die ihm seine pekuniäre Lage und Abhängigkeit als notwendig erscheinen ließ, in beiden Fällen macht die Dedikation einen sehr schlechten Eindruck, zumal sie mit dem Aufruf an das Publikum, seinem »Studium«, seinem »Souverain«, seinem »Vertrauten« so sehr in Widerspruch steht. Auf keinen Fall war das »Männerstolz vor Königsthronen.« Hätte Voltaire sich einen solchen Widerspruch und einen so gemütsinnigen Servilismus jemals zu Schulden kommen

lassen, so wären fast alle Biographien Voltaire's voll davon gewesen, und die so rigorosen Tugendwächter und Splitterrichter hätten ihn nicht nur einen Höfling, einen Fürstenknecht, sondern auch einen Abtrünnigen gescholten, der das »Publikum« gegen einen »Herzog« fallen läßt und dergl. mehr.

Auch in geschäftlichen Angelegenheiten gibt es bei Schiller Dinge, die mit dem Bilde, das wir uns von diesem unübertroffenen Idealisten machen, durchaus nicht harmonieren. Mit Vorwissen Schillers ließ Cotta in die Jenaer Literaturzeitung Rezensionen der Horen einrücken, die er selbst bezahlte; und Schiller, der zehn Jahre früher in der Ankündigung seiner Thalia das Publikum seinen Souverain nannte, meinte jetzt (bei der Herausgabe der Horen): »dem Publikum muß man doch alles vormachen.«*)

Und in der englischen Biographie des Verlagsbuchhändlers Goschen, die von seinem Enkel herausgegeben wurde, wird von einem geschäftlichen Plane erzählt, den Schiller diesem Verleger vorschlug, der durch Inkorrektheit in höchstem Maße überrascht; Voltaires Steuerschein-Affäre ist diesem Kniff gegenüber geradezu harmlos zu nennen.**)

Alles Bisherige jedoch erscheint mir noch immer nicht als gar so schlimm, da ich Schillers trostlose pekuniäre Lage als genügende Entschuldigung dafür betrachte; man sieht eben hier wieder, wie notwendig jedem Menschen, und um so mehr jedem höheren Menschen, ökonomische Unabhängigkeit ist.

Aber was mir wirklich an Schiller als ein Flecken erscheint, ist seine Gesinnung in Beziehung auf das Verhältnis zwischen Goethe und Christiane Vulpius, welche zu Schillers Lebzeiten noch nicht miteinander vermählt waren. In

---

*) Zitirt aus dem Schiller-Buche von Franz Mehring.

**) Ich kann diesen Plan Schillers hier nicht wiedererzählen, weil mir Goschens Werk jetzt nicht zu Gebote steht; der Eindruck bei der seinerzeitigen Lektüre der betreffenden Stelle (in einer Rezension) war für mich ein tief bestürzender.

dem Standesvorurteil oder, vielleicht präziser gesagt, in der lieblosen Auffassung dieses Verhältnisses, wie sie Schiller in seinem ganzen Verhalten, in Wort und Schrift, dokumentierte, finde ich einen weit größeren moralischen Defekt, als in allem, was man Voltaire etwa mit Recht vorwerfen kann. Die Ableugnung des Steuerscheinhandels und die Maupertuis-Affäre verschwinden vollständig dagegen. Denn bei Voltaire haben wir es nur mit schwachen Augenblicken zu tun, die für die Beurteilung seines ganzen Wesens ganz und gar bedeutungslos sind; bei Schiller aber in diesem Falle mit einer höchst unschönen, geradezu prinzipiellen Gesinnungsäußerung. Wahrscheinlich spielte Goethe eben auf diesen Punkt an, als er zu Jemandem (Eckermann?) sagte: »Schiller ist viel mehr Aristokrat als ich.«

Schiller zeigte sich hier nicht nur philiströs in seiner Auffassung, sondern eben auch, wie jede Art von Aristokratie, lieblos, rücksichtslos gegen jenes Mädchen, von dem Goethe in dem beschränkten Weimar den edlen Mut hatte, zu sagen: »Sie war immer meine Frau.«

Daß Goethe ein Mädchen, das ein Kind von ihm hat, heiraten sollte, erscheint Schiller als Torheit! »Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben,« schreibt er am 1. November 1790 an Körner, »sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etabliert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heiratet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß wenn er das Mädchen heiratet, es dem Kinde zu liebe geschehe und daß dieses wenigstens das Lächerliche (!) dabei vermindern könnte. Es könnte mich doch verdrießen, wenn er mit einem solchen Geniestreich aufhörte; denn man würde nicht ermangeln, es dafür anzusehen.«

Dem Verfasser der Räuber und von Kabale und Liebe wäre es wohl besser angestanden, vielmehr Goethe zur

Heirat der Vulpius zu bewegen, anstatt über dieses Verhältnis die Nase zu rümpfen, dem allgemeinen Weimarer Frauenklatsch zuzustimmen, und es für eine Torheit anzusehen, wenn Goethe ein Mädchen, das von ihm ein Kind hatte und das er so liebte, daß er »es nicht leiden mag, wenn sie gering geschätzt wird« — wie sich Körner ausdrückt —, nicht sitzen lassen würde. Und was das Sitzenbleiben mit einem Kinde für ein Mädchen in der damaligen Gesellschaft*) bedeutete, wußte der Dichter der Kindesmörderin sehr genau.

Schließen wir aber diese unangenehme Analyse des Schiller'schen Charakters. Ich sage trotz dem allen: Er war ein weltlicher Heiliger, und er bleibt für alle Zeiten der höchsten Verehrung würdig; allein ich verlange dieselbe milde und tolerante Auffassung — wie für jeden anderen — auch für Voltaire.

Was Goethe betrifft, so war er schon vermöge der Universalität seines Geistes ein Individuum von höchster Gesittung; und er hatte auch sonstige hohe, allerdings mehr negative Charaktervorzüge. Aber von der Goethe'schen Art höchster Gesittung und Vornehmheit, die sich doch nie aktiv bewährt, ist es noch weit bis zur Eigenschaft der Güte.

So viel ich weiß, galt Goethe bei seiner Umgebung zu keiner Zeit seines Lebens für warm und noch viel weniger für gut; sein ganzes Wesen war nicht auf Güte angelegt, Sinn für Freundschaft besaß er ebenfalls nicht; Schiller war der einzige Mensch, zu dem er in einem allerdings unvergleichlich edlen Verhältnis stand, das aber nur den vornehmen Charakter eines künstlerischen Gemeinschaftsgefühls hatte, die rein menschliche Wärme, wie wir sie so oft bei Voltaire's Freundschaften finden, fehlte dabei. Zorn und Entrüstung angesichts von Ungerechtigkeiten, sei es im privaten, sei es

*) Übrigens auch noch in der heutigen.

im öffentlichen Leben, gab es bei Goethe niemals, ja er sagte von sich selbst, er ziehe Ungerechtigkeit der Unordnung vor. Nimmt man nun noch alles das hinzu, was über seine Rücksichtslosigkeiten bei seinen vielen Liebschaften bekannt ist, so sieht man wohl, daß Goethe's privater Charakter mit jenem Voltaire's nicht entfernt einen Vergleich aushalten kann.

Richard Wagner war zeitlebens ein wahrer Repräsentant von Ungüte, ja sogar von Undankbarkeit, und sein Idealismus und alle schönen Gefühle sind bei ihm nur in abstracto, nämlich in seiner Lebensführung als Künstler und in seinen Musikdramen zu finden.

Und wenn man von Rousseau nichts weiter wüßte, als daß er fast gar nie aufhörte zu verdächtigen, ja selbst seine edelsten Freunde zu verleumden, so würde das allein schon genügen, um ihn tief unter Voltaire zu stellen; alle Hirsch-Affären und noch so viel derartige Streiche Voltaire's verschwinden gegen die Charaktereigenschaft, Menschen leichten Herzens zu verdächtigen.*) Es ist wohl wahr, daß Verdächtigen und Kränken keinen Platz im Kriminalkodex besitzen, während auf inkorrekte Geldgeschäfte und was mit ihnen etwa noch zusammenhängt, Strafen gesetzt sind. Ich würde auch keinen Grund finden, warum selbst das größte Genie, das sich in dieser Weise gegen das Strafgesetz vergeht, nicht gerade so gut bestraft werden sollte, wie irgend jemand anderer. Allein trotzdem stelle ich sogar einen so verurteilten Voltaire noch immer hoch über einen unbestraften Rousseau, da bei jenem der ganze Mensch trotz einzelner solcher Entgleisungen gut und edel dasteht, dieser aber in seiner ganzen

*) Ich möchte auch hinzufügen, daß St. Beuve von Rousseau sagt, er geniere sich durchaus nicht, zu lügen, wenn seine krankhafte Eigenliebe und seine Eitelkeit ins Spiel kamen, und bezüglich Rousseau's Anklagen gegen Grimm war St. Beuve geradezu zu der Überzeugung gelangt, daß jener gelogen habe.

Naturanlage — man mag sie krankhaft nennen oder nicht — als ein häßliches Charaktergebilde uns zur Empörung bringt. Man ist seltsamerweise gewohnt, jene, die sich gegen einen Strafkodex vergehen, oder die, ohne gegen ihn zu verstoßen, in Eigentumsfragen gemein oder inkorrekt vorgehen, ungleich mehr zu mißachten als jene, die das zwar nicht tun, aber noch so viele Flecken des Charakters in den sogenannten höheren und feineren Gebieten des Verkehrs aufweisen. Ein gesetzlich korrekter Mensch, z. B. Künstler oder Schriftsteller oder Philosoph, mag eifersüchtig, mißgünstig, verleumderisch, klatschsüchtig, boshaft, sachlich unehrlich und dergl. sein, so wird man ihn darum doch nicht aus dem gesellschaftlichen Umgang ausstoßen, ja wird sich gar nichts merken lassen, ihn gerne in die ernstesten Gespräche ziehen und ihm niemals irgend welche Mißachtung bezeigen.

Und desgleichen mag jemand noch so viel Ungüte, Härte, ja Roheit, sei es überhaupt, sei es gegen seine nähere Umgebung, beweisen, er mag mit der Brutalität seiner Gesinnung noch so viel Unglück anrichten, Verwandte darben lassen, seine Frau schlagen, mißgünstig und schadenfroh sein usw., er gilt doch immer für eine Respektsperson, wenn er nur nicht den Strafkodex verletzt und wenn man ihm nichts Anti-Konventionelles nachsagen kann. Aber wenn der edelste Mann etwa in seiner Not einen Paletot stiehlt oder, um seine Familie momentan vor Hunger zu schützen, sich gegen das Wechselrecht vergeht, oder auch nur den kleinsten Bankerott macht, kurz: sich in Geldsachen inkorrekt benimmt, so wird sofort über den ganzen Menschen der Stab gebrochen.

Eben darin besteht die niedrigste Art des Mammonismus in unserer Gesellschaft.

Wie ist nun diese Gesinnung zu erkären?

Sie hat einen sozialen, eigentlich wirtschaftlichen Untergrund. Es ist eine Folge unserer Gesellschaftsordnung,

daß fast alle strafbaren Eigentumsdelikte im allgemeinen doch nur von den armen Teufeln der ungebildeten, unfeinen Volksschichten begangen werden; es verbindet sich daher die Verachtung gegen diese, aber auch zugleich die Besorgtheit des »Satten« um die Sicherheit seines Eigentums, mit dem Urteil über solche Handlungen; und es ist daher weniger eine moralische Antipathie als eine sozialästhetische und ökonomisch-egoistische, mit der wir es hier zu tun haben.

Sieht man nun bei einem Satten, wie es doch Voltaire war, der ja kleine Geschäftskünste gar nicht nötig hatte, derlei Inkorrektheiten, so rangiert man ihn sofort in die als so niedrig angesehene Immoralitäts-Kategorie der niedrigen Volksschichten. —

Alle die geschäftlichen Händel Voltaire's, die man als Beweise seines Geizes oder seiner Schmutzerei ansieht — wie u. a. auch sein Streit mit de Brosses, bei dem es sich um einen Betrag von nur 280 Livres für Brennholz handelte — sind jedoch nicht anders anzusehen denn als Äußerungen eines enorm impulsiven rechtsgewandten Naturells, das sich in die Meinung, Recht zu haben, im Laufe des Streites immer mehr einspinnt. Denn es ist doch ganz undenkbar, daß ein steinreicher Mann, der so grosse Summen nicht nur für seine Haushaltung und seine zahlreichen Gäste, sondern auch für Unterstützungsbedürftige ausgibt, sich wegen 280 Livres, oder ein andermal wegen Bezahlung der Miete einer Postkutsche so hartnäckig herumschlagen wird. Man muß nicht, um Fehler finden zu können, die größten Inkonsequenzen in einem menschlichen Charakter voraussetzen! —

Wenn wir aber den Mangel an Wahrhaftigkeit in manchen Privataffären Voltaire's, wie z. B. eben in dem Falle Hirsch, zugeben, so können wir doch behaupten: Solche Streiche sind gewiß zu tadeln, aber sie beirren uns nicht. Man nennt sie gewöhnlich »niedrige« Charakter-

fehler, ich nenne sie gegenüber uneigennützigen Fehlern wie jenen Rousseau's, oder gegenüber der Ungüte eines Wagner — ganz unbedeutende Flecken.

Wie glücklich wäre die Menschheit, wenn bei ihren hervorragendsten Individuen keine anderen Gebrechen als diese sogenannten »niedrigen« vorhanden wären! Und nicht nur die Menschheit als Gattung, sondern auch die Menschen als Privatpersonen — ein wie viel behaglicheres Dasein wäre ihnen gegönnt, wenn nur Hirsch-Affären zu verzeichnen wären! Wie die Menschen jedoch beschaffen sind, so sieht und hört man alle Tage, daß irgend jemand, der weder im Privatleben noch in seinem öffentlichen Leben, oder auch nur in seinen Gedanken über die Schicksale der Menschheit Sympathie, ernstes Interesse oder gar Güte besitzt, von seinem Nichts aus auf Voltaire als Richter mit moralischer Verachtung herabsieht. Hier verbinden sich in der Tat Pharisäismus, Unverstand und Undankbarkeit zu einer widerwärtigen Anmaßung. —

Dann gibt es eine Affäre Grasset, die im allgemeinen nahezu unbekannt ist und die ich erwähnen muß.

Sie betrifft eine beinahe unglaubliche Intrigue Voltaire's gegen den Buchhändler und Kolporteur Grasset, der in Genf mit einem Manuskript der »Pucelle« hausierte und nach der einen Darstellung dasselbe dem Autor zum Kauf anbot, nach einer anderen Version das Manuskript für die Pompadour hätte ankaufen sollen. Voltaire habe nun dasselbe Grasset abgelistet und überdies seine Verhaftung veranlaßt, um die Weiterverbreitung der für ihn so gefährlichen Schrift zu verhindern. Man muß diese Geschichte am betreffenden Orte*) selbst nachlesen, — hier würde sie zu viel Raum beanspruchen — die in ihrer verschlungenen und beinahe operettenhaften Frechheit und Rücksichtslosigkeit ihres Gleichen sucht. Ich war über dieses Vorgehen

---

*) Siehe Perey et Maugras »Vie intime de Voltaire« (1885).

Voltaire's erstaunt, obwohl dem zum Opfer ausersehenen Grasset trotz der — kurzen — Haft nichts Unangenehmes passierte, jedoch wohl hätte passieren können.

Aber auch dieser Fall verliert viel, wenn nicht alles, von seinem schlimmen Aussehen, wenn man bedenkt, daß damals Voltaire in so großer und sehr begründeter Furcht vor Verfolgung lebte, und daß dieses ganze Vorgehen gegen Grasset als Notwehr gegen furchtbare Gewalten, und unmittelbar gegen einen rücksichtslosen Erpresser, der ihm den Revolver vor die Brust hielt, verübt wurde. Grasset war eben ein Mensch, der ohne Rücksicht auf die Autoren mit verbotenen Büchern und Manuskripten Geschäfte betrieb, und es ist gewiß, daß der schon steinalte Voltaire wegen der »Pucelle«, auf die man in Paris bereits anfing, in gefahrdrohender Weise aufmerksam zu werden, Gefahr lief, auf wer weiß wie lange eingesperrt, ja vielleicht an Leib und Leben bestraft zu werden. Er mußte also alles daransetzen, sich zu retten.

Wer diesem Greise seine Stimmung nur im Geringsten nachfühlen kann, muß seine Handlungsweise zwar tadeln, aber zugleich — entschuldigen; ja man kann sie nicht einmal tadeln, so wenig wie man das Niederwerfen des Vordermannes bei einem Theaterbrand als eine schlechte Tat tadelt, da ja der sonst bravste Mann nicht zögern wird, vorkommenden Falles eine solche Handlung zu begehen. Ein begründeter Tadel kann nur die Intoleranz der damaligen Regierungen und Geistlichen treffen, die die Preßfreiheit so sehr beschränkten. —

Ein anderer, ebenfalls weniger bekannter, bedenklicher Fall ist der Fall Saurin. Auch dieser muß seiner Weitläufigkeit wegen z. B. bei Maugras nachgelesen werden. Der Kern der Sache besteht in folgendem: Voltaire hatte in seinem Siècle de Louis XIV. im Kapitel über die damaligen Schriftsteller dem Geometer Josef Saurin — nicht ohne

Grund — schlimme Dinge nachgesagt. Dessen Sohn bat ihn, in einer nächsten Auflage des Werkes seinen Vater zu rehabilitieren. Voltaire wollte dem Sohn gefällig sein und wurde in Verfolgung dieser Absicht dahin gebracht, aus einem Protokoll, das für Saurin ungünstig war, das betreffende Blatt herauszureißen, als er bei dem Besitzer des Protokolls, Herrn Polier, in dessen Abwesenheit zu Besuch war.

Das war also wieder unbedingt ein starkes Stück von Inkorrektheit. Voltaire selbst rechtfertigte sein Vorgehen Polier gegenüber damit: der Streich sei sehr entschuldbar gewesen, durch das Motiv, das ihn hierbei leitete, nämlich dem Sohne eine Gefälligkeit zu erweisen. Das mildert wohl die Sache, bleibt aber doch eine bedeutende Inkorrektheit. Allerdings wird man schon aus allem Vorgehenden entnommen haben, daß es im 18. Jahrhundert überhaupt mit der Korrektheit im öffentlichen wie im privaten Leben nicht allzu genau genommen wurde. Ich will diese Eigenschaft jener Epoche aber noch durch ein Beispiel illustrieren, das die Fälschung Voltaire's im Falle Saurin in milderem Lichte erscheinen läßt, insofern bei diesem keinerlei selbstsüchtige Zwecke vorhanden waren. Und zwar handelt es sich um einen ernsten, strengen Geschichtsschreiber und Parlamentsrat, also einen Rechtsgelehrten, um keinen geringeren nämlich als um Montesquieu.

Dieser wollte Mitglied der Akademie werden, aber — wie Voltaire in der kurzen Biographie Montesquieu's in seinem Siècle erzählt — die Freimütigkeit, mit der er in den »Persischen Briefen« über die Regierung und von den Mißbräuchen der Religion sprach, veranlaßte den Kardinal Fleury, ihn von der Wahl zum Akademiker auszuschließen. Montesquieu bediente sich nun »eines sehr geschickten Kunstgriffs«, um den Minister auf seine Seite zu bringen. Er ließ in wenigen Tagen eine neue Ausgabe seines Buches herstellen, in der alles, was einem Kardinal und Minister

verdammlich erscheinen konnte, weggelassen oder gemildert wurde. Diese neue Ausgabe legte Herr von Montesquieu persönlich dem Kardinal vor, der nur selten las, aber einen Teil des Werkes durchblätterte. Dies sichere Auftreten in Verbindung mit dem Drängen einiger einflußreicher Personen, brachte den Kardinal auf andere Gedanken, und Montesquieu trat in die Akademie ein. Trotz allem dem muß man sagen: Auch eine nichtegoistische Inkorrektheit verletzt selbst dann, wenn sie niemandem schadet, wie in dem Falle Saurin, unsern Sinn für Wahrheit und ist daher eine nur feinere Art von Unmoralität.

Wohlwollen steht allerdings höher als eine noch so korrekte Art der Geschichtsschreibung, aber innerhalb ihres Gebietes ist doch eine unerbittliche Wahrheitsliebe die höhere Tugend. —

Ein Weiteres, das mir bei Voltaire unangenehm auffiel, betrifft einige Äußerungen, die sich auf die Ermordung des Zaren Peter III. beziehen. Peter war ohne Zweifel ein Scheusal und bedrohte auch seine Gemahlin mit Verbannung, so daß diese ihm zuvorkommen mußte, wenn sie sich retten wollte. Sie erreichte auch ihren Zweck, indem sie die Garde und den Klerus gewann, sich zur Zarin ausrufen, Peter aber auf das Schloß Ropscha bringen ließ. Dort wurde er jedoch von den Verschworenen ermordet, und diese Tat war um so weniger geeignet, über sie zu scherzen, als Katharina selbst dieser Mordtat mitbeschuldigt wurde.

Voltaire schrieb aber in einem Briefe (vom Jahre 1762)*) an den Grafen Schuwalow darüber: ›Man spricht von einer heftigen Kolik, die Peter Ulrich von der kleinen Unannehmlichkeit befreite, ein Reich von zweitausend Meilen verloren zu haben .... Ich gestehe, daß ich glaube, ein so

*) Die wichtigsten Daten bei diesem Gegenstande entnehme ich dem Buche von Desnoiresterres.

verderbtes Herz zu haben, um von dieser Begebenheit nicht so sehr skandalisiert zu sein, wie es ein guter Christ sein sollte. Es kann viel Gutes aus diesem Übel hervorgehen. Die Vorsehung ist wie ehemals die Jesuiten waren: sie benutzt alles.«

Als dann nach kurzer Zeit Iwan, der Sohn Katharina's, der ihr gefährlich zu werden drohte, ebenfalls ermordet wurde, war ganz Europa, das die Ermordung Peters III. fast billigte, nicht wenig entrüstet. Auch Voltaire, der schon seit längerer Zeit mit der Zarin in Korrespondenz stand, war indigniert und schrieb (im Jahre 1764) darüber an d'Alembert: »Ich erhalte Ihren Brief, in welchem Sie das Vorgehen der Philosophin des Nordens sehr wenig philosophisch finden; und gleichzeitig verlangt einer Ihrer Mitbrüder (wahrscheinlich Grimm) ein Exemplar meines Philosophischen Wörterbuchs für sie: aber ich werde es ihr ganz gewiß nicht schicken, ohne ein Kapitel gegen solche Grausamkeiten hineingesetzt zu haben.« Nun ist es — nach Desnoiresterres — nicht bekannt, ob Voltaire jenes Kapitel wirklich hineingesetzt hat. Hingegen ist es gewiß, daß er später an Madame du Deffand (im Jahre 1767, d. i. drei Jahre nach der Ermordung Iwans) schrieb: »Ich bin ihr (Katharinas) Chevalier allen gegenüber. Ich weiß wohl, daß man ihr irgend eine Kleinigkeit in Angelegenheit ihres Gemahls vorwirft; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht hineinmenge, und übrigens ist es nicht schlecht, wenn man einen Fehler gut zu machen hat; das verpflichtet zu großen Anstrengungen, um die Öffentlichkeit zur Achtung und Bewunderung zu nötigen, und gewiß hätte ihr häßlicher Gatte kein einziges der großen Dinge vollbracht, das meine Katharina alle Tage vollbringt.«

Über diese Art, von dem Gattenmord Katharina's zu sprechen, man kann beinahe sagen — wenigstens dem Anscheine nach — zu scherzen, waren Voltaire's Freunde und

Freundinnen in Paris nicht wenig entrüstet: Horace Walpole, die du Deffand, die Herzogin von Choiseul u. a. . . . . . . »Voltaire erschreckt mich mit seiner Katharina,« schrieb Walpole an die du Deffand, ›ein schöner Gegenstand zu scherzen: Die Ermordung des Gatten und Usurpation seines Thrones! Es ist nicht schlecht, sagt er, wenn man einen Fehler zu bereuen hat. Eh! Wie macht man einen Mord wieder gut?«

Der Eindruck jener Worte wird wohl auf jeden ein höchst verletzender sein, und da mir der Zynismus, der uns aus ihnen entgegentritt, mit dem menschlichen Wesen Voltaire's in Widerspruch zu stehen schien, betrachtete ich es als eine Art von Pflicht der Gerechtigkeit, diesen ganzen Fall näher zu analysieren. —

Vor allem können wir doch nicht annehmen, daß aus jenen Worten folge, Voltaire hätte Katharina's Tat gebilligt oder wirklich für eine geringfügige Sache angesehen; das folgt schon aus seiner Entrüstung über sie in dem oben zitierten Briefe an d'Alembert, wie aus seinem ganzen Charakter. Wie war er doch im Falle Calas, la Barre usw. hoch entrüstet! Wie empört war er über die Ermordung Monaldeschi's durch die Königin Christina von Schweden! »Sie war in diesem Falle nicht eine Königin, die einen Untertanen bestrafte,« heißt es darüber im Siècle, »sondern eine Frau, die einen Liebeshandel mit einem Morde abschloß . . . Nur auf dem Wege des Gesetzes darf jemand gerichtet werden. Diejenigen, welche diese Tat zu rechtfertigen versucht haben, verdienten, die Diener ähnlicher Herren zu sein. Dieser Flecken und diese Grausamkeit verunzierten Christinens Philosophie, die sie zum Verlassen des Thrones bewogen hatte. In England und allen Ländern, wo die Gesetze herrschen, würde sie bestraft worden sein, in Frankreich drückte man gegenüber diesem Angriff auf die königliche Autorität, das Völkerrecht und die Menschlichkeit die Augen zu.«

Man kann doch wohl nicht mehr an Menschlichkeits- und Rechtsgefühl verlangen, als sie hier zu Tage treten.

Aber Voltaire hatte überhaupt die Manier, in allen seinen historischen Schriften wie in seinen Erzählungen, da wo er von Verbrechen und Schurkereien spricht, sie meistens in einem kurzen, scharfen Tone und in solchen stilistischen Wendungen zu berichten, als ob er seine »Freude daran hätte«. Daraus entsprang der Eindruck auf viele Biographen Voltaire's, er sei eine »mephistophelische« Natur gewesen. Diese Auffassung zeugt aber nur von einem gänzlichen Mangel an Menschenkenntnis.

Wie oft erzählt man von Schurkereien im privaten oder öffentlichen Leben in einem heiteren, sogar von Lachen unterbrochenen Flusse, an dessen Ende sogar auch der Zuhörer in das Lachen mit einstimmt! Dieses Lachen bedeutet aber nicht im mindesten wirkliche Heiterkeit oder Freude über diese oder jene Schurkerei; auch nicht Befriedigung über das Gelingen eines besonderen Scharfsinnes bei ihrer Ausführung, denn die Niederträchtigkeit kann auch ohne jeden Witz oder ohne alle Klugheit begangen worden sein; nur eine nahezu unerwartete Bösartigkeit muß dabei gewesen sein, und je unerwarteter und je größer die Schlechtigkeit war, desto mehr scheinbare Heiterkeit und Lachen ist bei ihrer Wiedergabe vorhanden.

Was bedeutet also dieser scheinbare Zynismus? Gewiß keine Billigung der Tat, auch keinen Mangel an Entrüstung, denn es sind oft sehr moralische Naturen, die diesen Anschein von Frivolität erwecken. Der wahre Sinn der Sache ist einfach der, als ob man sagen wollte: »Man möchte gar nicht denken, daß es derlei Bösartigkeit gibt, und hält sich doch für einen Menschenkenner. Nun sieht man, wie es wirklich zugeht, und ich erzähle diese Geschichte und muß dabei lachen, weil ich sehe, mit welcher Naivetät man das Leben ansieht und wie wir uns damit blamieren.« In diesem Geiste wirft Voltaire meistens seine

Berichte über Verbrechen und Gemeinheiten hin, ohne eine Miene der Entrüstung zu zeigen; aber stets mit der Wirkung, dem Leser durch die kurze, nicht von moralischen Reflexionen unterbrochene Darstellungsweise eine Art von Überraschung zu bereiten. Und der Mangel jeder Rüge des Schlechten bringt den Leser beinahe dazu, sich selbst seine Naivetät vorzuhalten und nach der Lektüre zwischen Entrüstung über die Begebenheiten und Beschämung über seine noch immer nicht genügend große Menschenkenntnis zu schweben. Man beachte z. B. Voltaire's »Candide« oder seine anderen Erzählungen; in welchem raschen, wie munteren Tempo eine Schurkerei nach der anderen da berichtet wird; es sieht beinahe immer so aus, als ob das Ganze nur zur Unterhaltung dienen sollte. Und ich bin überzeugt, daß nur aus diesem Grunde Schiller und viele andere den Eindruck gewannen, als ob überall hierbei »kein Ernst zu Grunde« läge.

Ich will einige solche Stellen als Beispiele anführen, und zwar zuerst aus dem »Candide«.

Eine Schlacht ist im Gange. Nichts in der Welt war so schön, so zierlich, so glänzend, so wohlgeordnet, wie die beiden Heere. Der Zusammenklang der Trommeln und Pfeifen, Trompeten, Mörser und Kanonen bildete eine Harmonie, wie man sie in der Hölle nicht besser wünschen kann. Das schwere Geschütz raffte gleich im Anfange der Schlacht etwa 6000 Mann auf jeder Seite hinweg; sodann beseitigte das Kleingewehrfeuer noch ungefähr 9 bis 10000 Schurken aus der besten Welt, deren Oberfläche sie vergifteten.«

Da Pangloss an einer Geschlechtskrankheit leidet, erkundigte sich Candide nach der Ursache und der Wirkung und dem zureichenden Grunde, wodurch Pangloss in einen so kläglichen Zustand versetzt sei. Ach! sprach dieser, es ist die Liebe; die Liebe, die Trösterin des Menschengeschlechts, die Erhalterin des Weltalls, die Seele aller empfindenden Wesen, die zarte Liebe.«

Eine »Alte« erzählt u. a.: » . . . Die Gefangenen, meine Gefährten, die, welche sie gefangen genommen hatten, Soldaten, Matrosen, Schwarze, Braune, Mulatten, mein Kapitän endlich, alles wurde niedergehauen, und ich blieb halbtot auf einem Haufen von Toten liegen. Solche Auftritte ereigneten sich bekanntlich auf einer Strecke von mehr als zweihundert Meilen, ohne daß man jemals eines der fünf Gebete versäumt hätte, die Muhammed für jeden Tag befohlen.«

Oder folgende Stelle: »Infolge der Arzneien und Aderlasse wurde indessen Candids Krankheit in der Tat bedenklich. Der Pfarrgehilfe des Viertels stellte sich ein und wollte Candid mit großer Sanftmut nötigen, einen auf Rückzahlung in jener Welt ausgestellten Einlaßzettel für dieselbe zu kaufen. Candid wollte sich auf nichts einlassen; die Betschwestern versicherten, es sei die neueste Mode; Candid erklärte dagegen, er sei kein Mann nach der Mode. Martin wollte den Pfaffen zum Fenster hinauswerfen. Dieser schwur, man werde Candid nicht begraben; Martin schwur, er werde ihn, den Geistlichen, begraben, wenn er sie noch länger belästige usw.«

Und aus der Novelle: »Die beiden Getrösteten«: ›Aber, sprach Citophil weiter, denken Sie doch nur an Maria Stuart. Sie liebte in allen Ehren einen tüchtigen Musiker, der einen herrlichen Bariton sang. Ihr Gatte massacrierte ihren Sänger und Musikus vor ihren Augen, und in der Folge ließ gar ihre gute Freundin und liebe Base, die Königin Elisabeth, die sich für eine Jungfer ausgab, ihr auf einem schwarz verhangenen Schaffot den Kopf abhacken, nachdem sie vorher 18 Jahre hatte im Gefängnis sitzen müssen.«

In »Scarmentados Reisen«: »Hierauf kam ein Heer von Mönchen, die je zwei und zwei aufmarschierten, Mönche von allen Arten . . . Auf die Mönche folgte der Henker, und den Beschluß machten, von einer Menge Alguazils umgeben, etwa 40 Leute in groben talarartigen Ge-

wändern, die mit Teufeln und Flammen bemalt waren. Es waren Juden, die dem mosaischen Gesetze nicht ganz und gar hatten entsagen wollen; es waren Christen, die ihre Gevatterinnen geheiratet, oder unsere liebe Frau von Atocha nicht angebetet, oder sich geweigert hatten, ihr Geld der heiligen Bruderschaft der Hieronymiten abzutreten. Man stimmte mit großer Salbung schöne Hymnen und Bußpsalmen an und verbrannte hierauf sämtliche Verbrecher bei langsamem Feuer, ein Schauspiel, das besonders die königliche Familie höchlich zu erbauen schien.« Im Siècle sagt Voltaire (im 17. Kapitel): »Der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen war unter allen Fürsten derjenige, der am frühesten zu einem Entschlusse kam, als es galt, seine Verbindlichkeiten zu gunsten seiner Interessen zu brechen.«

Ebenso erfahren wir in dem Essai sur les moeurs alle Verbrechen in der politischen und Kirchengeschichte in der gewohnten, hastigen und abschnappenden Art; nicht anders spricht Voltaire auch in den Biographien der Männer aus der Zeit Ludwigs XIV. Besonders bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Stelle in der Novelle Zadig oder das Geschick.

Hier erzählt Voltaire, wie sich ein Frauenzimmer benimmt, während zwei Männer sich ihretwegen schlagen, von denen der eine sie vor dem anderen nur beschützen, also als ihr Ritter kämpfen will.

»Steh' mir bei,« rief sie Zadig schluchzend zu, »erlöse mich aus den Händen des unbarmherzigsten aller Menschen! Rette mein Leben! . . Der Kampf beginnt . . Die Dame, die mittlerweile auf dem Rasen Platz genommen hatte, bringt ihren Kopfputz in Ordnung und sieht ihnen zu.«

Nach vielfachen analogen Erfahrungen bin ich davon überzeugt, daß die allermeisten Leser diese kurze Stelle entweder gar nicht beachteten oder andernfalls ihre Furchtbar-

keit gar nicht verstanden haben. Und doch hätte der große Menschenkenner Voltaire dieses Detail gewiß nicht erfunden, wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, dem Leser im Bilde zu sagen: Mich berührt das nicht mehr, denn ich kenne die Welt, du aber, sieh her und gib Acht darauf; dergleichen mußt du bei einer Frau für möglich halten! Es liegt immer in Voltaire's Manier, solche Dinge zu erzählen, etwas Analoges, wie eine verächtliche Handbewegung, mit der er sagen zu wollen scheint: Machen wir's kurz, wir sollten die Menschen doch schon genügend kennen, mir wenigstens kann diese einzelne Schurkerei nichts neues mehr sagen.

Und etwas von diesem impulsiven Tempo liegt überhaupt in allen Prosaschriften Voltaire's. Ob er nun dem Leser irgend eine Aufklärung im Gebiet der Wissenschaft oder Politik bieten, oder ob er auf die Beschaffenheit der menschlichen Charaktere, namentlich der schlechten, den Blick hinlenken will, immer beleuchtet er den Gegenstand plötzlich und wie mit einem Scheinwerfer. Und in raschem Wechsel richtet er dann diesen Scheinwerfer bald auf diesen, bald auf jenen Punkt.

Als ein Beispiel im wissenschaftlichen, nämlich im philosophischen Gebiet möchte ich den von ihm scheinbar leicht hingeworfenen Satz anführen: »Wir sind ebenso wenig Herr unserer Träume, wie unserer Gedanken.« In welcher überraschenden und drastischen Weise wird da dem Leser eine hochwichtige philosophische Einsicht vermittelt! Man kann sehr viele gründliche metaphysische Abhandlungen lesen und doch nicht so viel aus ihnen lernen, wie aus diesem kurzen Satze. —

Vielleicht genügt diese bisherige Auseinandersetzung, um die Leser Voltaire'scher Schriften vor Unverständnis und Mißdeutungen zu bewahren.

Es ist übrigens nicht allein Schiller und fast jeder Deutsche, sondern merkwürdigerweise auch so mancher bedeutende französische Schriftsteller der Meinung, daß die

Voltaire'sche Schreibweise etwas »Mephistophelisches« an sich habe.

Alle die, welche in Voltaire's Denken oder in seiner Schreibweise etwas »Mephistophelisches« finden wollen, vergessen die Haupteigenschaft Mephisto's, nämlich, »seine Freude daran zu haben«. Kann das aber jemand im Ernste bei Voltaire voraussetzen?

Frau von Staël sagt in ihrem Buch über »Deutschland«: »Er verfaßte Candide, dieses Werk von einer höllischen Heiterkeit; denn es scheint von einem Wesen, von einer ganz anderen Natur als wir, geschrieben zu sein, gleichgiltig gegen unsere Leiden und wie ein Dämon oder wie ein Affe über die Miseren dieser menschlichen Gattung lachend, mit der er nichts gemein hat.« Und Stendhal schreibt: »Die fremden Kritiker haben bemerkt, daß in den heitersten Scherzen in Candide und Zadig immer ein Untergrund von Bosheit vorhanden ist. . . . . Der böse Mensch dringt überall hervor.«

Da nun so vorzügliche Geister eine von der meinen so grundverschiedene Auffassung der Voltaire'schen Schreibweise und Gesinnung an den Tag legen, so hege ich allerdings keine große Hoffnung, daß obige philosophische Analyse ihren Zweck erreichen wird; ich fühle aber trotzdem, daß meine Auffassung die richtige ist; denn sie geht nicht bloß aus der Betrachtung der Schreibweise, sondern der ganzen Persönlichkeit Voltaire's hervor. Und vielleicht liegt es nur eben an der allgemeinen — nach meiner Meinung — unrichtigen Auffassung des Voltaire'schen Naturells, daß so zahlreiche Fälle von Mißverständnis seiner Absichten und Gesinnungen vorhanden sind. —

Ich kann es aber bei dem Bisherigen noch nicht bewenden lassen, wenn der hier behandelte Fall vollständig analysiert werden soll. Voltaire hatte nicht nur die Weltgeschichte mit großem Verstande studiert und nicht nur in

seinem Privatleben die Schlechtigkeit der Menschen kennen gelernt, sondern auch im persönlichen Umgange mit den namhaften Politikern seiner Zeit einen tiefen Blick in die intimen Triebfedern ihrer Handlungen wie auch auf ihre offenliegenden Schurkereien geworfen. Und nach diesen Erfahrungen konnte ihm Katharina's Gattenmord nichts so Überraschendes mehr sein. Während er alle Mühe aufbot, die Gesetzgebungen und überhaupt alles das zu verbessern und zu humanisieren, was sich auf dem Wege der allgemeinen Reformen eben verbessern lässt, war er wohl der Überzeugung, daß die private Moral, namentlich der sogenannten Großen in der Gesellschaft, schwer zu heben sei. Mit was für Schurken, sogar zynischen Verbrechern, hatte Voltaire in der höchsten Gesellschaft zu verkehren! Sollte er sie alle immerwährend moralisieren? Was hätte er tun sollen? Genützt hätte sein Tadel doch nichts, und er wäre höchstens, oder bestenfalls, nur ausgelacht worden. Auch die Menschenschlächtereien Friedrichs, die doch, wenigstens im Anfang seiner Laufbahn, aus Ehrgeiz unternommen wurden, waren keine Kleinigkeit, hätte Voltaire deshalb seinen Verkehr mit dem preußischen König aufgeben sollen? Bei Katharina lag aber der Fall ganz gleich.

Aus Devotion setzte Voltaire seine Korrespondenz mit Friedrich und mit Katharina gewiß nicht fort, obwohl er so manches Häßliche an beiden gefunden hatte; auch die Schmeicheleien oder die zugesendeten »kostbaren Pelze« der russischen Kaiserin konnten ihn nicht ködern; denn derlei war er nicht nur schon gewöhnt, sondern er brachte Komplimenten und Geschenken sehr wenig Respekt und Achtung entgegen. Aber einerseits seine Absicht, auf diese mächtigen Persönlichkeiten so lange als möglich im Interesse des Fortschritts und der Zivilisation einzuwirken, und andererseits die Erfahrung, daß in diesen Kreisen Verbrechen etwas Alltägliches und sozusagen Normales seien, ließen Voltaire derlei Handlungen ignorieren und bewogen ihn, sich nicht

von ihnen zurückzuziehen und hierdurch seinen Wirkungskreis einzuengen.

Dieselbe Denkungsart, die Voltaire gegenüber Friedrich und Katharina hatte, besaß er übrigens auch in allen anderen Fällen, wenn es sich um Beurteilung großer historischer Persönlichkeiten handelte. So z. B. spricht er von Cromwell (im Siècle) in folgenden Worten: ». . . . Jener Cromwell, der es (England) mit der Bibel in der einen, mit dem Schwerte in der anderen Hand und mit der Maske der Religion vor dem Gesicht unterjochte, der aber auch während seiner Regierung alle Verbrechen eines Usurpators mit den Eigenschaften eines großen Fürsten verhüllte.«

Es ist eben Tatsache, daß es seit jeher und bis auf den heutigen Tag Gebrauch war, Menschen trotz aller ihrer Verbrechen nicht zu verachten oder aus der Gesellschaft auszuschließen oder sich von ihnen zurückzuziehen; ausgenommen, sie wären von den Kriminalgerichten bereits verurteilt und erst hierdurch offiziell gebrandmarkt worden. Und das gilt sowohl im Privatleben als in der öffentlichen, politischen Welt. Was das erstere betrifft, so mag nur jeder an seine eigenen Erfahrungen in dieser Beziehung denken; es wird gewiß eine beträchtliche Anzahl von Individuen geben, mit denen er Umgang pflegt und denen er nicht einmal Vorwürfe macht, obwohl er entweder von großen Gemeinheiten oder selbst Verbrechen derselben weiß, welch letztere jedoch nur in privaten, aber noch nicht in Gerichtskreisen bekannt sind.

Und was politische Persönlichkeiten betrifft, so wird weder die Etikette noch selbst die Herzlichkeit gegen Individuen von vornehmer oder höchster Stellung im geringsten beeinträchtigt, mögen sie was immer verbrochen haben, sei es in ihrem Privatleben (z. B. gegen Familienmitglieder), sei es in ihrer öffentlichen Wirksamkeit. Beispiele gibt es unzählige, heute wie seit jeher. Um nur einen Fall zu er-

wähnen, so sei darauf hingewiesen, wie Napoleon III. nach dem Staatsstreich, also trotz dieses Aktes von Massenmord, von aller Welt geehrt und besonders von den Höfen und Potentaten mit aller Auszeichnung behandelt wurde; nicht nur äußerlich, weil er die Macht des französischen Staates vertrat, sondern auch aus innerem Entgegenkommen. Noch mehr gilt das von der förmlichen Ehrfurcht, die man der verwitweten Kaiserin Eugenie entgegenbringt, in den Journalen sowohl, als auch seitens der Höfe und der höchsten Staatsbeamten; obwohl man doch weiß, daß diese Frau bloß zum Vorteil ihrer Familie, ihres Sohnes namentlich, den schrecklichen deutsch-französischen Krieg veranlaßte und so Krankheit und Tod von hunderttausend Menschen mit Bewußtsein und Absicht verschuldete. Sie wird trotzdem immer als die ehrwürdige Dulderin, als »kaiserliche Witwe« mit aller möglichen Aufmerksamkeit, zartem Mitgefühl, ja mit Devotion empfangen und so auch in den Zeitschriften behandelt.

Hiernach muß man im Falle Voltaire-Katharina immer nur fragen: Was hätte Voltaire da tun sollen? Daß diese ganze vornehme und vornehmste Gesellschaft moralisch faul war, wußte er längst, ändern konnte er da nichts. Es wäre also entweder nur übrig geblieben, sich zurückzuziehen, was mit seinen höheren und allgemeineren Absichten nicht vereinbar war, oder, wenn er die Korrespondenz fortsetzte, der Kaiserin einen »Verweis« zu geben, wie er es d'Alembert ankündigte, und wie er es ja Friedrich dem Großen gegenüber wegen seiner »Menschenschlächterei« wirklich getan hatte.

Ob Voltaire Katharina Vorwürfe gemacht habe, steht wie gesagt, dahin; wenn ja, so hätte die russische Kaiserin ihm höchst wahrscheinlich die Notwendigkeit der Mordtat auseinander gesetzt und bei der wilden und gefährlichen Natur Peter's III., das Verbrechen als einen Akt der Notwehr geschildert. Und in der Tat: obwohl die Pariser

Freunde über die oben zitierten Worte Voltaire's lebhaft entrüstet waren, billigte man doch fast in ganz Europa die Tat Katharina's in anbetracht der Charaktereigenschaften ihres Gatten. Nur der eine Satz Voltaire's ist unbedingt nicht zu billigen, den auch Walpole so empört zurückwies:*) »Übrigens ist es nicht schlecht, wenn man einen Fehler gut zu machen hat; das verpflichtet zu großen Anstrengungen usw.« Diese Ansicht steht ganz außerhalb der Sache, ist an sich unrichtig, gäbe aber nur dann gerechten Anlaß zur wirklichen Entrüstung, wenn durch ihn eine Billigung von Verbrechen ausgesprochen werden sollte. Davon ist aber bei Voltaire keine Rede, und ich habe die Meinung, daß dieser Satz von ihm nur so hingeworfen wurde, um der ganzen Sache, die nun einmal geschehen war, wenigstens auch eine gute Seite abzugewinnen oder absehen zu können. Schöner wäre es aber allerdings gewesen, wenn Voltaire ihn nicht geschrieben hätte. — In einem solchen Falle wie dem hier besprochenen ist es aber interessant und belehrend, daran zu denken: Wie hätte sich Rousseau dabei benommen?

Ich glaube, er würde, wenn er mit Katharina korrespondiert hätte, ihr eine lange Strafpredigt gehalten, aber, gerade so wie Voltaire, den Verkehr mit ihr nicht abgebrochen haben, ebenfalls aus dem Grunde, um seine politischen oder pädagogischen Maximen durch sie ins Werk gesetzt zu sehen. Und daß Rousseau sich von Katharina nicht zurückgezogen hätte, schließe ich nach der Analogie aus seinem Verhalten Friedrich dem Großen gegenüber. Er empfand es, genau wie Voltaire, mit Abscheu, daß Friedrich aus Ehrgeiz so viel Menschenleben opferte, und er wirft ihm, ebenfalls wie Voltaire, die Menschenschlächtereien vor. »Entziehen Sie meinen Blicken diesen Degen, der mich blendet

---

*) Siehe Desnoiresterres' Voltairebiographie (Band: Voltaire et J. J. Rousseau S. 380).

und verwundet; er hat seine Pflicht nur zu sehr getan, und das Zepter ist verlassen,« schreibt er an Friedrich im Oktober des Jahres 1762; und früher einmal: »Ich habe viel Übles von Ihnen gesagt; ich werde vielleicht noch mehr sagen.« Aber in demselben Schreiben ersucht er den preußischen König um ein Asyl in dessen Staaten, da er überall verfolgt werde, und in jenem ersteren vom Oktober nennt er ihn: »Friedrich den Gerechten und Gefürchteten.«

Ich möchte zur noch besseren Verdeutlichung des Gesagten auch folgende Stellen aus Rousseau's »Confessions« hierher setzen, die sich auf diese Zeit beziehen, als er sich unter den Schutz Friedrich's des Großen stellen wollte:

»Die angeborene Gerechtigkeitsliebe, die mein Herz beständig verzehrte, im Verein mit meiner geheimen Neigung für Frankreich, hatte mich mit Widerwillen gegen den König von Preußen erfüllt, der mir durch seine Grundsätze und Handlungsweise alle Achtung vor dem natürlichen Gesetz und allen menschlichen Pflichten mit Füßen zu treten schien.« »Unter den eingerahmten Kupferstichen in Rousseau's Wohnung befand sich ein Portrait dieses Fürsten, unter dem ein Distichon stand, das mit den Worten endete: Er denkt als Philosoph und zeiget sich als König. . . . . Der dem vorangehende Vers lautete: Der Ruhm, der Eigennutz, das ist sein Gott, sein Recht.« Etwas weiter schreibt Rousseau (am selben Orte): ». . . . Deshalb war ich völlig überzeugt, mit roter Tinte in die Listen des Königs von Preußen eingetragen zu sein.«

». . . . Gleichwohl wagte ich, mich in seine Gewalt zu begeben, und war überzeugt, wenig Gefahr zu laufen.« Und da sich, wie bekannt, Friedrich gegen Rousseau sehr entgegenkommend zeigte, ihn sogar auch pekuniär unterstützen und ihm ein Häuschen nach seinem Geschmacke bauen lassen wollte, schrieb dieser (in den Bekenntnissen): »Obgleich ich keines von beiden annahm, betrachtete ich Friedrich als meinen Wohltäter und Beschützer und war

ihm so aufrichtig zugetan, daß ich mich von da an eben so sehr für seinen Ruhm interessierte, als ich bisher in seinen Erfolgen Ungerechtigkeit erblickt hatte.«

Rousseau hat sich also von Friedrich nicht zurückgezogen, nicht seine Hilfe verschmäht und ihn auch sogar noch gepriesen.

Es scheint also, wenn selbst ein solcher Rigorist wie Rousseau, der doch immer jene Haltung einzunehmen suchte, die dem Maximum der strengen Tugend zu entsprechen schien, so vorgeht, daß man auch Voltaire keine Vorwürfe machen kann, und daß es überhaupt, bei der Zusammengesetztheit der menschlichen Charaktere aus Bösem und Gutem, gar nicht angeht, Jemanden, der sonst Gutes anstrebt,*) wegen einzelner schlimmer Handlungen ganz zu verdammen, und ihn aus der menschlichen Gesellschaft verbannt zu wünschen — von dem etwaigen Schutz derselben abgesehen, wenn ein solcher überhaupt durchführbar ist. —

Viel wichtiger aber als alles Bisherige, wo es sich doch nur um einige Worte und keinerlei unwürdige Handlung Voltaire's handelte, ist es zu überlegen, wieso er zu den Ansichten kam, die seinen Aussprüchen von der »Zweckmäßigkeit eines zu reparierenden Fehlers,« von dem »großen Nutzen des kleinen Übels« und von den »großen Dingen,« die Katharina im Gegensatz zu Peter III. ausführen werde, zugrunde liegen.

Man fühlt ganz deutlich, daß man diese Argumentationsart durchaus nicht gutheißen kann; worin liegt das? Es liegt an einem Grundfehler im politisch-ethischen Denken, der darin besteht, daß wir — noch heute — die physische Integrität menschlicher Individuen in Vergleich setzen und sogar hintansetzen gegenüber irgend welchen Fortschritten, untergeordneten

*) Ich meine hier: Katharina.

Vorteilen oder schönen allgemeinen Ideen und Gefühlen.

Man glaubt, ein Gutes, das zwar nicht absolut für die Existenz der Menschen notwendig ist, aber doch höchst wünschenswert erscheint und sich über eine große Zahl von Menschen erstrecken kann, dürfe und solle der Existenz eines einzigen oder auch mehrerer, ja vieler Individuen, vorgezogen werden. Wenn es sich also um Ehre des Staates oder um Ermöglichung von sozialen Reformen oder um Handelsvorteile und dergl. handelt, so könne man ohne alle Bedenken Menschen zu solchen Zwecken opfern; also sie zum Kriegsdienst zwingen oder sie einer religiösen Tendenz zu Liebe verfolgen, wie zur Zeit der Dragonnaden und der Inquisition, oder, wie im Falle Katharina-Peter, einen Menschen, der irgend welchen Fortschritten im Wege steht, ermorden und dergleichen mehr.

Diese so unheilbringende Ansicht ist die Grundlage unseres barbarischen Denkens in ethischer und politischer Beziehung: und erst, wenn — außer im Falle der Notwehr — die Achtung vor der physischen Integrität jedes einzelnen Menschen so hoch gestiegen sein wird, daß alles andere dagegen für nichts gerechnet wird, kann man von einer erreichten ethischen Kultur sprechen.

Und daran fehlte es eben, wie bisher bei allen Reformern ohne Ausnahme, auch bei Voltaire, der vor allem die Fortschritte der Zivilisation im Auge hatte, ohne die fundamentalen Erfordernisse, welche menschliche Existenzen betreffen, von allen anderen, die nur sekundäre genannt werden können, zu unterscheiden.

Worin hier Voltaire nur in einem einzelnen Fall und nur in hingeworfenen Worten gefehlt hat, darin fehlen in systematischer Weise alle Staatsphilosophen und Politiker, die dem Staat das Recht über Leben und Tod seiner Bürger zuschreiben, wie das heute noch beim erzwungenen Kriegs-

dienst und, noch allgemeiner, in Rousseau's Contrat social verlangt wird, wo das Leben des Bürgers überhaupt in erster Linie dem Staate gehört. Im fünften Kapitel des zweiten Buches des Gesellschaftsvertrages meint nämlich Rousseau: »Wenn der Fürst (Souverän, Staatsoberhaupt) ihm (dem Staatsbürger) gesagt hat: Dein Tod ist für den Staat erforderlich, so muß er sterben.« Genau dies Argument hätte Katharina anführen können, indem sie sich als zwar nicht rechtliche, aber doch als freiwillige, moralische und faktische Vertreterin des Staates Peter III. gegenüber hätte aufspielen können. Und etwas von diesem Argumente, dieser Denkart, steckt eben auch in Voltaire's Satz von dem vielen Guten, das aus dem kleinen Übel hervorgehen könne.*) —

Noch eine Seite im Charakter Voltaire's, die bis auf den heutigen Tag, namentlich von den radikalen Demokraten und den Sozialisten, mit vieler Entrüstung hervorgehoben wird, betrifft seine sogenannte aristokratische Gesinnung. Diese entnimmt man seinen zahlreichen Äußerungen über den »ungebildeten Pöbel«, über die »Kanaille« und dergleichen.

Nun ist es zwar richtig, daß Voltaire nicht entfernt in dem Maße als Repräsentant des sogenannten niederen Volks angesehen werden kann, wie Rousseau; das hat aber nicht das Geringste mit einer Mißachtung und nichts mit einem Fehlen an Mitgefühl zu tun. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Reformern liegt im tiefsten Grunde darin, daß Voltaire voraussetzte, alle Verbesserungen der Gesellschaft sollten von humanen und aufgeklärten Staatsmännern dem Volke gegeben werden; Rousseau aber von dem Gedanken erfüllt war, daß sich das Volk die

---

*) Auf die Wertlosigkeit hinzuweisen, die in Rousseau's Begründung des oben angeführten Satzes liegt, ist hier nicht der Platz. Es wäre gut, das Kapitel über die Wehrpflicht im »Recht zu leben« . . mit Rousseau's V. Kapitel im Contrat social zu vergleichen.

Gesetze und Reformen selber geben soll. Politisch genommen, ist offenbar zwischen beiden Anschauungen eine große Differenz vorhanden — und ich halte die Rousseau'sche für einen großen Fortschritt — aber, was das Humanitätsgefühl selbst betrifft, so sind beide ganz gleichwertig.

Wie sehr Voltaire die bäuerliche Bevölkerung achtete, dafür zeugt nicht nur seine Korrespondenz, sondern er bewies es, mehr als jeder andere und auch als Rousseau, durch die Tat. Man erinnere sich nur daran, daß er, kaum in Ferney zur Ruhe gekommen, schon die Requête à touts les magistrats du royaume zugunsten der Bauern von Saint-Claude verfaßte, die mit den Worten beginnt: „Der nützlichste Teil des Menschengeschlechts, jener, der uns ernährt, schreit aus dem Schoße des Elends ...“

Und wie er, der sich selbst einen Landwirt nannte — und es auch in großem Stile war*) — der Bevölkerung in Ferney hilfreich zur Seite stand, ist ebenfalls bekannt. Überdies kämpfte er zeitlebens für Gleichheit aller vor dem Gesetze und gegen alle Kastenprivilegien.

Nur in einem Punkt machte er einen Unterschied, und der betrifft den religiösen Aberglauben. Irrtümlicherweise nimmt man ziemlich allgemein an, Voltaire habe die arbeitende Bevölkerung verachtet, während er doch nur ihren Aberglauben verachtete und dagegen protestierte, daß die Geistlichkeit und Regierung die Gebildeten zwingen wollen, sich der Superstition der großen Masse zu accommodieren. Und nichts wünschte er sehnlicher als die Möglichkeit, diese große Masse aufzuklären, obwohl er allerdings an dieser Möglichkeit beinahe verzweifelte.

»Aufgabe der Philosophie ist es«, schrieb er an Helvetius, »den Volksglauben lächerlich zu machen und den Kanzler wie den Schuhmacher aufzuklären.« Aber er hatte wenig Hoffnung. In diesem Sinne schreibt er (im

*) Sein Zuchtvieh war das prächtigste auf dem Kontinente.

J. 1766) an Damilaville: »Ich glaube, daß wir einander nicht verstehen betreffs des Pöbels, welchen Sie für würdig halten, unterrichtet zu werden. Ich verstehe unter Pöbel die Bevölkerung, die nur von ihrer Händearbeit lebt. Ich zweifle, daß diese Klasse von Bürgern jemals die Zeit und die Fähigkeit haben kann, sich zu unterrichten; sie würden vor Hunger sterben, ehe sie Philosophen wären. . . . Nicht der Handarbeiter ist es, der unterrichtet werden muß, es ist der gute Bürger, der Stadtbewohner; diese Unternehmung ist stark und groß genug.«

Wie hätte auch damals Voltaire an die Möglichkeit der Aufklärung des ›niederen‹ Volkes glauben können, wo selbst die höheren Schichten noch der Aufklärung bedurften, und zudem eine solche ökonomische Befreiung der großen Massen auch nicht entfernt in Aussicht stand, zufolge der sie Zeit zu höherer Bildung gewonnen hätten! Und wie ist es denn heute in dieser Beziehung bestellt? Die ganze bäuerliche Bevölkerung und der kleine Mittelstand selbst in den Städten — wenigstens in vielen katholischen und orthodox-gläubigen Ländern, wie Spanien, Bayern, Belgien, Neapel, Österreichs Alpenländern und Wien, ferner in Polen und Rußland — steht noch fast auf derselben Stufe wie zur Zeit Voltaire's; sie haben noch heute keine Zeit, sich zu unterrichten und es wird ihnen auch von den reaktionären Mächten so viel als möglich die Gelegenheit dazu benommen. Und was weiter traurige Wahrheit ist: Eine sozialökonomische Reform in jenem großen Stile, der die breiten Massen von ihrer harten Arbeit entlasten würde und ihnen Zeit zur höheren Ausbildung ließe, liegt in noch weiter Ferne. Daher könnte Voltaire noch heute wie damals zu d'Argental sagen: ›Die Wahrheit ist nicht gemacht für die unteren Klassen, die in die Messe und Predigt gehen können, selbst zum großen Vorteile ihrer Herren.‹ Und bei dem heutigen Stande der Dinge ist sogar noch zu unserer Zeit die Bemerkung Voltaire's (in demselben Schreiben an d'Argental) nicht ohne Aktualität:

»Es ist der größte Dienst, den man dem menschlichen Geschlechte erweisen kann, den törichten Pöbel für immer von den gebildeten Menschen zu unterscheiden, es scheint mir, daß die Sache auch schon weit gediehen ist. Man sollte die absurde Unverschämtheit jener nicht dulden, die Euch sagen: Ich will, daß Ihr so denkt wie Euer Schneider und Eure Wäscherin.«

Will man aber das letztere nicht heute noch? Ist nicht die ganze religiöse Gesetzgebung in vielen Staaten noch heute von dieser »absurden Unverschämtheit«?

Wenn also Voltaire auch einmal das Wort »Kanaille« gebraucht, so lag in diesem Ausdrucke weder der Wunsch, das Volk möge Kanaille bleiben, noch irgend eine Verachtung dieser gedrückten Menschenklasse, sondern der Zorn über ihren geistigen Tiefstand. Alle jene, die Voltaire als einen Volksverächter hinstellen, wie z. B. Louis Blanc, tun ihm also vollständig Unrecht.

Wir haben heute den immerhin bedeutenden Fortschritt gegenüber der Zeit Voltaire's gemacht, daß, nebst dem kleinen Bevölkerungsteile der sogenannten Intellektuellen, eine nicht geringe Zahl der Industriearbeiter in religiöser Beziehung frei ist; sie gehen in keine Messe, in keine Predigt und gewinnen sich mit größter Energie etwas Zeit ab, um sich zu bilden. Voltaire konnte damals so etwas gar nicht ahnen, und man erkennt eben daran, was für herrliche Früchte seine und anderer Bemühungen denn doch getragen haben.

Ja, man kann in einer Äußerung Voltaire's sogar schon eine Ahnung von solcher Möglichkeit erkennen, und diese Äußerung ist wohl imstande, den verbissensten Gegner dieses vermeintlichen »Aristokraten« und »Volksverächters« mit ihm vollkommen zu versöhnen. Es handelt sich nämlich um eine Korrespondenz Voltaire's mit dem bekannten Advokaten und Rechtsgelehrten Linguet.

Dieser schrieb an Voltaire, er glaube, es sei alles ver-

loren, wenn man das Volk in die Lage bringe, zu bemerken, daß es auch einen Geist habe.

Voltaire antwortete ihm (am 15. März 1767). Nach einigen Bemerkungen über Grotius, Puffendorf und Montesquieu kommt er auf die von Linguet angeregte Frage: »Unterscheiden wir in dem, was Sie »Volk« nennen, die Berufe, welche eine gebildete Erziehung erfordern, und jene, welche nur die Kraft der Arme und eine tägliche Arbeitslast verlangen. Die letztere Klasse ist die zahlreichste. Diese wird zum Zwecke der Erholung und zu ihrem Vergnügen nirgendwo anders hingehen als in die große Messe und ins Wirtshaus, weil man dort singt und weil sie dort selbst mitsingt; was aber die höherstehenden Handwerker betrifft, die schon durch ihre Profession selbst gezwungen sind, nachzudenken, ihren Geschmack zu vervollkommnen, ihre Einsichten zu erweitern, diese beginnen in ganz Europa zu lesen. Sie in Paris kennen die Schweizer nur als Türsteher der großen Herren, oder als jene, die Molière in einigen Possen eine unverständliche Bauernsprache sprechen läßt; aber die Pariser würden erstaunt sein, wenn sie in mehreren Städten der Schweiz, besonders aber in Genf, sehen würden, wie fast alle Manufakturarbeiter die freie Zeit zum Lesen benützen.

Nein, mein Herr, es ist durchaus nicht alles verloren, wenn man das Volk in den Stand setzt, gewahr zu werden, daß es eine Seele besitzt. Im Gegenteil: Alles ist verloren, wenn man es wie eine Herde Stiere behandelt; denn früher oder später stoßen sie Euch mit ihren Hörnern. Glauben Sie, daß das Volk gelesen und überlegt hat in den Kriegen der weißen und roten Rose in England, oder in dem Kriege, der Karl I. aufs Schaffot brachte, oder während der Schrecken der Armagnacs und Burgunder, oder selbst in denen der Ligue? Das Volk, unwissend und wild, wurde von einigen fanatischen Dok-

toren geführt, welche schrien: »Tötet alles, im Namen Gottes! . . .«

Über diese herrlichen Worte sind wir heute noch nicht hinaus. Und wem Voltaire noch immer nicht genug »Volksfreund« zu sein scheint, der sei darauf aufmerksam gemacht, daß Voltaire in Volksfreundschaft, trotz seiner glänzenden Lebensstellung, Niemandem nachsteht; auch Rousseau nicht. Der Unterschied zwischen beiden, der eben den falschen Schein zu Ungunsten Voltaire's hervorruft, ist nur der, daß dieser sich immer an die intelligenten, mächtigen und einflußreichen Kreise wendet, — »an die fünfhundert Weisesten der Nation,« sagte er selbst einmal — um die sozialen und politischen Reformen, also ohne Benützung der Wucht der Massen, durchzuführen; während Rousseau sich fast immer abseits von den Intelligenten und Mächtigen hält, sie zu nichts Gutem, aber stets zu allem Bösen geneigt stellt, bei den Volksmassen nichts als Tugenden voraussetzt, und ähnlich wie das Evangelium, einen Keil von Haß, Groll und Neid zwischen Reich und Arm, Vornehm und Niedrig eintreibt; durch welche Methode der Schein erweckt wird, als ob er der größere Volksfreund wäre, allerdings aber auch der Nutzen entsteht, durch den angehäuften Groll der Volksmassen ihr Selbstbewußtsein namentlich in Beziehung auf ihre Macht zu heben, und diese neue Kraft für raschere Realisierung von Reformen benützbar zu machen.

Eigentliche Revolutionen mit Hilfe der großen Volksmassen zu machen, wäre aber Rousseau ebenso wenig geneigt gewesen, wie Voltaire; er hat sich darüber in diesem Sinne direkt ausgesprochen.

In einem Briefe aus dem Jahre 1766 an einen »Weltbürger«, der ihm mitteilte, daß er Weib und Kinder verlassen wolle, um sich für's Vaterland zu opfern, schreibt ihm Rousseau:

»Was mich betrifft, so bekenne ich, daß ich um Nichts in der Welt auch nicht an der legitimsten Verschwörung

Teil haben möchte, denn alle solche Unternehmungen können doch nie ohne Aufruhr, Unordnungen, Gewalttätigkeiten, selbst Blutvergießen ausgeführt werden, und weil nach meiner Meinung das Blut eines einzigen Menschen von höherem Werte ist als die Freiheit des ganzen Menschengeschlechts. Wer aufrichtig die Freiheit liebt, braucht sie nicht mit so vielen Mitteln aufzusuchen und ohne Revolution oder Ruhestörungen zu verursachen, wer frei sein will, der ist es in der Tat.«

Rousseau stellt also, wohl zu nicht geringer Überraschung der Meisten, die ihn zu kennen glaubten, den Satz auf: »Das Leben eines einzigen Menschen ist mehr wert als die Freiheit des ganzen Menschengeschlechts.« Eine grandiose Maxime, die mit seinen Ansichten und seiner Stimmung im Contrat social in vollem Widerspruche steht; eine Maxime, welcher der Ethiker beistimmen muß, und die der Realist durch den Satz ergänzen muß: »— wenn man nicht aus eigenem Antriebe sein Leben der Freiheit opfern will.«

* * *

Wenn wir alles überschauen, was uns an Voltaire mißfallen kann, so — glaube ich — müssen wir nicht wenig darüber erstaunen, wie wenige Fehler wir an seinem Charakter entdecken konnten. Er erscheint uns, mit Diderot, als einer der besten und relativ fehlerfreiesten aller namhaften Männer seiner Zeit und Umgebung. Ja, es ist überdies geradezu überraschend, in einer, privatmoralisch genommen, so liederlichen Gesellschaft nicht nur einen so guten, sondern auch einen so lasterfreien Mann zu finden.

Wie geringfügig sind alle Fehler, die wir oben — mit voller Objektivität, ohne uns von irgend einer Vorein-

genommenheit beirren zu lassen — förmlich mit allem Fleiß zusammengesucht haben!

Wie viele, ungleich schlimmere Sachen hat es doch bei den meisten Großen der Kulturgeschichte oder der Litteraturgeschichte gegeben; die man zudem immer — mit Recht — rühmt, ohne jene dunklen Punkte aus ihrem Leben gegen ihre Verdienste auszuspielen, wie man dies bei Voltaire aus einer Art von Idiosynkrasie zu tun gewohnt ist. Bei allen anderen großen Individuen schweigt man, oder spricht nur nebenbei und in schonendster Form von ihren Fehlern und läßt es sich, wie es auch sein soll, nicht einfallen, diese Großen, als ganze Persönlichkeiten, degradieren zu wollen. Was aber die Güte des ganzen Wesens betrifft, so wird man in allen Jahrhunderten nur sehr wenige finden, die an Voltaire hinanreichen. Als Privatmann und zugleich als Mann des öffentlichen Wirkens so viel Wohlwollen zu besitzen, war nur sehr wenigen Menschen gegeben; möge nur Jeder in Gedanken die von ihm geliebtesten oder bewundertsten Männer Revue passieren lassen — er wird mir ohne Zweifel Recht geben.

Wenn aber im Verlaufe meiner Diskussionen über den Privatcharakter berühmter Männer und der Menschen überhaupt mancher Leser den Kopf dazu schütteln sollte, daß bei der Behandlung eines so einflußreichen Mannes wie Voltaire solchen Betrachtungen so viel Raum gegeben wird, so erinnere ich nur daran, daß es sich hier ja darum handelt, auf jene endlosen Diskussionen zu reagieren, die sich eben auf den Privatcharakter Voltaire's beziehen.

Und wenn ich so oft auf die Eigenschaft der Güte zurückkomme und auf sie ein so großes Gewicht bei Beurteilung eines Menschen lege, so geschieht dies nicht nur im Hinblick auf die Verteidigung Voltaire's, der von seinen Gegnern und von Unwissenden oder Unverständigen als mephistophelisch, als geizig, ungut usw. hingestellt wird,

sondern ich spreche so viel über Güte auch zu dem Zwecke, um auf das Große aufmerksam zu machen, das in dieser Eigenschaft liegt, und die unrichtige allgemeine Auffassung zu korrigieren, welche Güte als etwas Untergeordnetes ansieht, das gegen Genie, Energie, Gelehrsamkeit und dergleichen nur von geringer Bedeutung sei.*)

Es ist nicht nur der Nutzen, den man direkt oder indirekt von einem guten Menschen zu erwarten hat, der Güte so schätzenswert macht, sondern es ist schon die bloße Tatsache, daß gute Menschen existieren, eine Trosterscheinung inmitten aller der feindlichen Mächte der Natur und innerhalb der Menschheit selbst. Weder natürliche Intelligenz oder Genie, noch Bildung, noch Schönheit oder bloße äußerliche Liebenswürdigkeit, auch nicht vornehme Gesinnung, selbst nicht Schwung und Idealismus, vermögen sich mit Güte an gewissermaßen tröstendem, beruhigendem Wert zu vergleichen.

Wenn irgendwann in einer Gesellschaft — die doch wohl zumeist aus boshaften oder mindestens kalten und bloß eigennützigen Individuen zusammengesetzt ist — ein wahrhaft guter Mensch erscheint, dem man in der Regel ja diese Eigenschaft schon am Gesicht ablesen kann, so ist es, wie wenn inmitten der dunkeln Nacht die Sonne aufgeht. Und wenn nun zur Güte und zum hilfreichen Wohlwollen auch noch die äußere Liebenswürdigkeit, und beides in so hohem Grade, hinzukommt, wie das bei Voltaire und fast nur bei Voltaire der Fall war, so fühlt man ein höchstes Wohlbehagen bei dem Gedanken, daß überhaupt irgend einmal ein solcher Mensch gelebt hat. Ich halte eine solche Erscheinung und ihr Andenken für weit höher stehend, als die Erinnerung an eine Erscheinung größter Schönheit, die zu preisen Künstler nie müde wurden.

*) Vielleicht der einzige Schopenhauer macht hier eine rühmliche Ausnahme, hie und da macht auch Kant ähnliche Bemerkungen.

Indem ich das sage, bitte ich zugleich den und jenen Leser, nur nicht sofort seinen vielleicht »nüchternen« oder »kühlen« Kopf zu schütteln. Daß man sich infolge aller meiner Darlegungen von der ganz unbegründeten, ja absurden Ansicht befreit haben werde, Voltaire sei boshafter, mephistophelischer, geiziger Natur gewesen und dergl. mehr, setze ich allerdings hier voraus, obwohl, wie ich schon oben sagte, ich dieser Wirkung meiner Auseinandersetzungen mich nicht ganz sicher fühle.

Demnach wende ich mich nur an jene, die sich von mir überzeugen ließen und sage ihnen: Schüttelt eure Köpfe nicht allzusehr, wenn ich den Wunsch ausspreche, man möge das Andenken an eine solche Individualität, die Güte und Liebenswürdigkeit in so ungewöhnlichem Maße verbunden besaß, wie eben Voltaire, für höher stehend halten, als die Erinnerung an die außerordentlichen Schönheiten, die durch die Kunst- oder real durch die Kulturgeschichte schreiten.

Man tut ja übrigens schon dergleichen!

Mit Recht geben sich Tausende gesitteter Menschen mit höchster Freude und mit einzigartigem Wohlbehagen dem bloßen Gedanken an die außerordentliche Individualität hin, die mit Goethe in die Welt gekommen war. Auch diese Individualität ist, von der enormen Begabung ganz abgesehen, eine eigene Art von Schönheit, die der bloß sinnlich-äußeren Schönheit aller Helenen mehr als ebenbürtig ist. Und wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, so werden wir finden, daß der rätselhaft starke Einfluß so mancher Persönlichkeit der Kultur- und namentlich der Religionsgeschichte nur durch den im grandiosen Stile ästhetischen Eindruck zu erklären ist, den die eigentümliche Individualität dieser Persönlichkeiten hervorbringt. Ich nenne hier nur: Jesus von Nazareth.

Und ich nenne noch weiter: Franz von Assisi. Dieser »liebenswürdigste aller Christen« wird in der neuesten Zeit

immer mehr beachtet und geliebt; man forscht immer mehr und schreibt immer mehr über diesen Mann, der ebenfalls Güte und Liebenswürdigkeit in ungewöhnlichem Maße vereint besaß. Auch die vollständig religionsfreien, aber gesitteten Menschen sind in diesen wirklich edlen »Heiligen« wie verliebt, und »Verliebtheit« dürfte auch in der Tat der richtige Ausdruck für jenes Gefühl sein, das wir solchen Individualitäten entgegenbringen. Verliebt ist man aber immer nur in Schönheit irgend einer Art; wir können daher mit vollem Recht die hingebende Sympathie für Individualitäten als eine ästhetische Stimmung bezeichnen, die mit der für die berühmten Schönheiten einer Helena, einer Venus von Milo, eines Antinous usw. als wesensverwandt, aber ethisch viel höher stehend gelten muß.

Der gleichzeitige ethische Kern in solchen Erscheinungen, wie in Franz von Assisi, unterscheidet sie eben wesentlich von jenen bloß formal hervorragenden glänzenden Persönlichkeiten, an denen es ja auch durchaus nicht fehlt. Es ist höchst interessant, eine Gestalt wie z. B. Ignatius von Loyola näher zu betrachten, die man zwar nie lieben, aber kaum mit genug Staunen studieren kann. Loyola war in seinen persönlichem Umgang einer der liebenswürdigsten Menschen, die je gelebt hatten, und diese Eigenschaft — in Verbindung mit seinem an Napoleon erinnernden Organisationstalent und mit seiner Ausdauer in der Ausführung seiner Pläne — half ihm in hohem Maße bei seinen schwierigen Unterhandlungen mit den schlauesten Persönlichkeiten seiner Zeit.*)

Er verdankte die seltene Eleganz seiner Umgangsformen vielerlei Umständen. Er stammte aus einer adeligen Familie, diente als Edelknabe am Hofe Ferdinands des Katholischen und besaß eben von Natur aus Noblesse des Charakters,

*) Ich entnehme die hier angeführten Details dem hochbedeutenden Werke Eberhard Gotheins: »Ignatius von Loyola und die Gegenreformation.«

lebhafte, stets aufs Große gerichtete Phantasie und eine ritterliche Bildung. Aber keine Spur von Güte! Obwohl er in seiner Art eben so fromm war wie Franz von Assisi in der seinigen.

Aber selbst dieser liebenswürdige kleine Heilige — wie Renan ihn nennt — besaß jene Güte eigentlich weniger von Natur aus; vor seiner Bekehrung war er bei weitem nicht der, der er nachher war. Die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Wesens war da, aber auch Ehrgeiz, »Begierde, allen Glanz und Wert der Welt zu erkennen und an sich zu reißen«, sowie »Prassen, Hochmut und Vergeuden«. Gegen alles das ist nichts einzuwenden, aber damit wird man nicht jener Franziskus, den alle guten Menschen heute noch so lieben, als ob er ihr Kind wäre.

Es war eben sein unglaublich demutsvoller Aberglaube, dem er seine im Grunde phantastische Güte zu verdanken hatte, aber auch unsere Liebe verdankt er zum großen Teile unserer Rührung über seine einzigartige religiöse Naivetät.

Wenn man diesen Umstand sich zum klaren Bewußtsein bringt, so sieht man erst, was es heißen will, wenn ein Mann als Typus der Liebenswürdigkeit und Güte galt und immer gelten wird — falls man ihn nur näher kennen lernt —, der nichts von Demut an sich hat, die uns zur bemitleidenden Rührung bringen könnte; der einen enormen Verstand, also eine Eigenschaft besaß, die zufolge unseres irrigen Vorurteils im Vorhinein uns an seiner Güte zweifeln läßt; der niemals an sein eigenes Glück zu arbeiten vergaß, und der, wenn es galt, auch tapfer dreinzuschlagen verstand. Und doch bewunderte man seine Liebenswürdigkeit! Der Dichter Thomas sagte in seiner Ode auf den Tod Voltaire's: »Der größte Mann des Jahrhunderts war zugleich der liebenswürdigste.«

Obwohl nicht adelig geboren, wurde Voltaire doch der Hauptsache nach in adeligen Kreisen erzogen; in diesen lernte er Eleganz der Manieren und noch mehr als das.

Denn in der ganzen Geschichte des Adels im Laufe der Jahrtausende gab es nie eine solche hochstehende Aristokratie, wie zu Voltaire's Zeit. Allerdings lag der Grund, aus welchem dem damaligen französischen Adel die gewohnten schlechten Eigenschaften der Aristokratien fehlten, darin, daß er keine politische Rolle, sondern nur eine solche als Höflingspartei am Hofe des Königs spielte. Er konnte daher als eine Gesellschaftsklasse, die sich in gedeckter, ökonomisch-sorgenloser Stellung befand, beim Volke in unwillkürlichem Respekt stand und schließlich gewissermaßen biologisches Resultat einer hochkultivierten, begabten und von Natur liebenswürdigen Nation war, sich der vollsten Entwicklung schöner Sitte und Bildung hingeben.

Mit Recht sagt Taine in dieser Beziehung: »Hand in Hand mit der Vervollkommnung der Höflichkeit, des guten Tones und der Lebensart ging in der feinen Welt diejenige der Sitten und Manieren; diese haben weder vorher noch seither, weder in Frankreich noch anderswo, eine solche Vollkommenheit erreicht wie im achtzehnten Jahrhundert am französischen Hof. Von allen Künsten, durch die die Menschen sich von ihrer ursprünglichen Roheit befreit haben, ist die der Rücksichtnahme aufeinander vielleicht die köstlichste«, und Lacretelle meint, daß die damaligen Reichen nichts so sehr fürchteten, wie daß sie für gefühllos gehalten werden könnten.*)

In diesen Kreisen nun bewegten sich Männer wie d'Alembert, Diderot und vor allem Voltaire. Dieser war wirklich die Blüte einer Elite der Nation. Jeder, der von den unzähligen Geschichtchen, die von der Güte und Liebenswürdigkeit Voltaire's erzählen, auch nur einen kleinen Teil kennt, oder vielleicht auch nur das beherzigt, was in diesem Buche über ihn berichtet und gesagt wird, wird zu

*) Ich zitiere das nach Taine's »Das revolutionäre Frankreich« (II. Band, 3. Abteilung).

der Überzeugung kommen, daß eine solche herrliche Individualität in der Kulturgeschichte nahezu einzig dasteht.

Möge man nur den Mut der Selbstüberwindung haben und nach Berichtigung seiner überkommenen unrichtigen Auffassung dieser Individualität das Herz fassen, ihr seine volle und wohlverdiente Sympathie zuzuwenden.

»Ein Vollblut-Adeliger«, meint John Ruskin, »mehr noch eine Edeldame, ist eine große Schöpfung . . . .« Wir bedanken uns für solche Schöpfungen und verzichten gerne auf sie. Und was ist die schönste Edeldame gegenüber einem im höchsten Maße guten und zugleich liebenswürdigen Menschen wie Voltaire?

* *
*

Bei genügender Kenntnis der Tatsachen und vorurteilsloser Auffassung derselben ist es nicht schwer, Voltaire sowohl nach der Art seines Intellekts, als auch nach seiner ganzen Persönlichkeit in wenigen Worten ziemlich erschöpfend zu charakterisieren.

Für die Beurteilung seines Intellekts ist es aber zweckmäßig, einen Blick auf die Eigentümlichkeit der hervorragenden Genien der Menschheit überhaupt zu werfen.

Die Frage, ob es die großen Männer oder ob es die großen Massen sind, auf die bei der geschichtlichen Entwicklung alles ankommt, oder ob es beide sind, wird wohl jeder unvoreingenommene Beobachter der Dinge im letzteren Sinne, nämlich: daß es beide sind, beantworten.*) Den Anteil zu bestimmen, der diesen beiden Faktoren hierbei zugesprochen werden soll, erscheint mir jedoch unmöglich. Und für unsere jetzige Betrachtung genügt es, zu konstatieren, daß große Persönlichkeiten aus der Kulturgeschichte nicht weggedacht werden können, wenn man den Gang der Dinge möglichst verständlich und einfach beschreiben, d. i. (im Sinne von E. Mach) erklären will.

Man mag auf Rechnung jener großen oder wenigstens berühmten Individuen noch so wenig setzen, man mag sie mehr für geschoben als schiebend ansehen, immer wird man mit voller Berechtigung sagen und behaupten können: sie

---

*) Dieselbe Ansicht sprach Lindner in seiner Geschichtsphilosophie und analog auch Petzoldt in seiner Abhandlung: »Sonderschulen für hervorragend Befähigte« aus.

regen große Ereignisse an, oder: sie lösen große Kräfte aus; und darin liegt schon Bedeutung genug.

Wir brauchen also mit dem in der Gesamtwelt — wenigstens bisher — geltend gefundenen Energiegesetze selbst in diesem geistigen Gebiete nicht in Widerspruch zu geraten, wonach alle Wirkungen den Ursachen stets äquivalent sein müssen; denn wir haben es hier bloß mit Auslösungen und nicht mit Produktion von Kräften zu tun, gewissermaßen mit katalytischen Vorgängen, bei denen die Gegenwart allein, ohne Abnützung des eigentümlichen mitwirkenden Gegenstandes*) genügt, um ganz bedeutende Prozesse verwirklichen zu lassen.

Will man daher äußerste Vorsicht in Auffassung der Rolle beobachten, welche große Individuen in der Kulturgeschichte spielen, so müßte man sagen: sie sind die notwendigen Bedingungen für eine relative Raschheit des Ablaufs wichtiger Ereignisse.

Wollte man aber selbst diese Auffassung für zu weitgehend ansehen und bedeutende Persönlichkeiten als bloße Produkte des allgemeinen Ganges der Entwicklung und diese als von ihnen im letzten Grunde unabhängig schätzen, so mache man einmal die Probe, sich vorzustellen: die alt- und neutestamentlichen Schriften, die platonischen und aristotelischen Werke, die Pamphlete Luther's und die Voltaire'schen und Rousseau'schen Schriften wären nicht geschrieben worden; man nehme ferner an: Themistokles, Alexander, Cäsar, Karl der Große, Cromwell und Napoleon hätten nicht existiert — kann irgend jemand glauben, die Ereignisse und die Zustände in der Geschichte der Menschheit hätten dasselbe oder auch nur ein ähnliches Bild dargeboten, wie wir es eben kennen? Gewiß nicht.

Schriften wie Taten sind produktiv, wie sie auch, ohne

---

*) Der Chemiker sagt: Ohne Abnützung in irgend einem stöchiometrischen Verhältnis zu den reagierenden Körpern.

Zweifel, wiederum Produkte des Weltlaufs sind; und wenn das schon bei jeder, auch unbedeutenden Persönlichkeit, im privaten wie im öffentlichen Leben wahr ist, so ist es um so wahrer bei jenen Individuen, auf die wir einen großen Reichtum an Wirkungen, das ist an Vorgängen, zurückführen müssen, weil sie auf jene immer wieder hinweisen; auf jene Männer nämlich, die wir eben und einzig allein aus diesem Grunde — also nicht kraft irgend welchen ethischen oder wissenschaftlichen Maßstabes — die großen Männer der Kulturgeschichte nennen. Dabei soll das Wort ›groß‹ also weder Lob noch Tadel involvieren, sondern bloß eine Tatsache ausdrücken und dem Ausdrucke: ›Spezifisches Gewicht‹ der Physik entsprechen, also nur dazu verhelfen, das Verhältnis der Dichte kulturgeschichtlicher Einflüsse je nach den verschiedenen Individuen kurz zu charakterisieren.

Natürlich kommt es hier nur auf das Persönliche in diesen Individuen an, das, unabhängig von ihrer zufälligen Stellung, Umgebung u. s. w. in ihnen von Natur aus liegt. Denn bei Vorhandensein besonders günstiger Umstände, wie z. B. Geburt auf einem mächtigen Throne, ist eine große Einwirkung auf die menschlichen Verhältnisse möglich, ohne daß im geringsten Größe der Persönlichkeit vorhanden sein muß. Mit Rücksicht auf die Umstände muß daher zwischen bloß einflußreichen und großen, also genialen Individuen unterschieden werden, welche Unterscheidung durch eine Vergleichung solcher Personen untereinander leicht vorzunehmen ist.

Auf dem heutigen Standpunkte wissenschaftlicher Einsicht kann man natürlich nicht mehr, wie einst, daran denken, in solchen großen Individuen ›Werkzeuge‹ einer Vorsehung, oder Realisation eines ›absoluten Geistes‹ in seiner ›weltgeschichtlichen Entwicklung‹ oder dergleichen mehr, zu erblicken. Wir müssen vielmehr in der Natur dieser Männer einen gewissen Fond von Eigentümlichkeiten oder Fähigkeiten als vorhanden voraussetzen, durch welchen Fond

ihre Bedeutung unter jenen Verhältnissen zu erklären ist, unter welchen sie leben.

Wahr ist es, daß die Schätzung dieses Fonds und dieser Bedeutung eine nur subjektive ist und bleibt, daß die Meinungen in dieser Beziehung sehr oft weit auseinandergehen, gerade so wie bei der Bewertung des Schönen, und daß selbst in jenen Fällen, wo wir eine individuelle Größe zugeben, uns eine erschöpfende Analyse derselben, ebenfalls wie bei Beurteilung des Schönen, versagt bleibt.

So gut ich das auch weiß, so drängt es mich doch, meine Auffassung der Bedeutung einer Anzahl persönlicher Kulturfaktoren wenigstens in kurzer und mehr andeutender Weise, so wie sie sich mir beim Nachdenken über eine Charakteristik Voltaire's entwickelte, hier darzulegen. Ich stelle es dem Leser anheim, mir zuzustimmen oder nicht.

Es handelt sich also um nähere Betrachtung der Persönlichkeiten, die einen bedeutenderen oder bedeutendsten Einfluß auf den Gang der Ereignisse in der Kulturgeschichte ausübten, wobei wir unter »Ereignissen« nicht bloß physische, greifbare Vorgänge, sondern auch die Entstehung von weitverbreiteten Denkarten oder -Richtungen, sowie von Gefühlsweisen oder Massenempfindungen verstehen. Von fachlichen, an sich noch so bedeutenden Leistungen in Wissenschaft, Kunst, Technik und Politik sehen wir hier ab, weil wir eben nur solche persönliche Einwirkungen auf Denken oder Empfinden als Ereignisse in der allgemeinen Kulturgeschichte ansehen, die über jedes Fach oder engere Gebiet hinaus, also auf große Teile der menschlichen Gesellschaft sich erstrecken. Jene großen fachlichen Leistungen sind zwar Teile partieller Kulturkategorien, wirken aber nicht direkt auf Denken oder Empfinden der großen, außerfachlichen Menschenmassen ein.

Es werden daher selbst so große Forscher wie Newton oder Faraday, so große Dichter wie Sophokles, Dante

oder Shakespeare, oder Techniker wie James Watt und Politiker wie Cromwell nicht hierher gehören. Homer könnte nur dann mitgezählt werden, wenn er die Mythen, die er als Dichter behandelte, selbst erfunden hätte. Andererseits unter den Gesetzgebern Moses, wenn man von ihm noch die einstmalige, jetzt endgültig widerlegte Auffassung hätte, der zufolge er der Verfasser der »Gesetzgebung Moses'« war. Paulus setze ich jedoch als reale Person und die sogenannten Paulinischen Briefe in der Hauptsache als von ihm herrührend voraus, obwohl man in der allerneuesten Zeit die Echtheit *aller* dieser Briefe und sogar die Existenz des Paulus selbst bezweifelt, denn diese Ansichten sind bisher noch zu wenig anerkannt. Bekanntlich wird auch die Existenz Jesu als historische Person von mancher Seite angezweifelt, ich betrachte aber hier den Namen »Jesus« als Zusammenfassung gewisser charakteristischer Aussprüche und Situationen und spreche übrigens über diesen Punkt an einem anderen Orte. —

Da scheint es mir nun, daß man zwei wesentlich verschiedene Kategorien der einflußreichen Individuen unterscheiden kann: Solche, bei denen sich vornehmlich oder ausschließlich ein durchdringender *Verstand* geltend macht, und andererseits solche, bei denen der Einfluß auf die Kultur- oder Geschichtsentwicklung auf origineller und starker *Phantasie* oder auf ebenso beschaffener *Empfindung* beruht.

Große Energie kann bei beiden Kategorien vorkommen. Ein außerordentlich impulsives Temperament gehört zur zweiten, denn dies ist ja nichts anderes als eine das ganze Individuum erfüllende Empfindungsfähigkeit, die nicht einmal eine einseitige zu sein braucht, sondern in allem, was jenes Individuum unternimmt, von selbst in vehementer Weise, und andere mitreißend, zutage tritt.

Zu der ersten Kategorie, den Verstandesgenies, kann man rechnen bei den Griechen: Demokrit, Epikur, Themi-

stokles, Aristoteles; bei den Römern: Cäsar; bei den neueren Italienern: Machiavelli, Galilei, Napoleon, Cavour. Lionardo war unter anderem auch ein Verstandesgenie, hatte aber keinen Einfluß auf den Gang der Kultur, bloß aus dem Grunde, weil er seine Studien nicht publizierte; bei den Engländern: Shakespeare, Hobbes, David Hume, Darwin; bei den Franzosen: Montaigne und Voltaire; bei den Deutschen: Friedrich der Große, Bismarck, Karl Marx.

Zur anderen Klasse der großen Genies kann man zählen: Buddha, Plato, Jesus, Paulus, Mohammed, Plotin und Meister Eckart, Luther, Giordano Bruno und Spinoza, endlich Rousseau.

Einige wenige Männer gehören in beide Kategorien zugleich, so: Confucius, Kant, Goethe.

Es kommt nun durchaus nicht darauf an, daß man die hier angeführte Liste anders ausgefüllt oder vollständiger wünscht; es werden wohl kaum zwei Personen in solchen Aufstellungen genau übereinstimmen, und niemand ist in solchen Dingen oberste Autorität. Möge sich jeder nach Belieben diese Liste umformen, aber obige Aufzählung im ganzen und großen wenigstens insoweit akzeptieren, um die nachfolgenden Betrachtungen auf sich wirken lassen zu können. —

Die Verstandesgenies machen den Eindruck der Helligkeit, des Lichtes, eines sonnigen Tages, die Phantasie- und Gefühlsgenies den Eindruck einer mondhellen Nacht; keine Klarheit, keine Bestimmtheit, aber voll Erregung unausschöpflicher Gefühle.

Wir haben also auch hier, wenn wir die Großen der Menschheit in Gedanken an uns vorüberziehen lassen, etwas Analoges wie den Unterschied zwischen Klassikern und Romantikern in dem engeren Gebiete der Kunst.

Ästhetisch betrachtet sind die Verstandesgenies als Individuen weniger interessant, als die anderen; besonders

darum, weil ihnen das ins Unbestimmte sich verlierende Dunkel fehlt, und Unbestimmtheit bei den meisten Menschen den fälschlichen Schein des Unendlichen erweckt; hingegen bringen jene auch nicht den mitunter schwülen und niederdrückenden Eindruck hervor, der von den »Romantikern« der Kulturgeschichte ausgeht und der daraus zu erklären ist, daß alles, was sie uns sagen oder bieten, gewissermaßen nur wie eine zum Trost erfundene Hypothese, ohne sicheren Grund und ohne bestimmtes Ziel auftreten kann.

Aber trotzdem, welch tiefgehende, seien es stille, seien es aufwühlende Wirkungen! Verweilen wir ein wenig bei ihnen; es ist interessant und angenehm, gerade ihnen ins Auge zu sehen.

Da haben wir Plato: Er übernimmt und erfindet grundlegende metaphysische Ideen und ist so der Nährvater der ganzen späteren europäischen Metaphysik; er ward hierdurch und besonders durch seine Unsterblichkeits- und Seelenlehre von größerem Einfluß auf das dogmatische Christentum als Jesus oder irgend wer anderer; und erhob die Geschlechtsliebe in wohl verhältnismäßig kühle, aber doch ideale Regionen. Durch all dies beherrschte er die Philosophie, Theologie und Poesie des Abendlandes in einer von niemandem übertroffenen Weise.

Von Plotin stammt jenes halb metaphysische, halb theologische Weltgefühl, das wir das mystische nennen.

Um von dem Einfluß Jesus' von Nazareth zu sprechen, kann man dem Kunstphilosophen Vischer sehr wohl zustimmen, der sagte: es sei mit der Erscheinung Jesu der Menschheit (in Europa und Amerika) eine »neue Seele« gegeben worden.

Man kann dasselbe von Buddha bezüglich Asiens sagen; Buddha wie Jesus haben in ethischer und religiöser — jener mehr in metaphysischer — Beziehung ein neues großes Gefühl in die Welt gebracht.

Paulus verdanken wir einerseits die scharfe theologische Formulierung der einflußreichsten christlichen Dogmen, an denen dann noch viele andere Männer, (wie Augustinus und Luther und Calvin) weiter arbeiteten, und die (zumeist in sehr trauriger Weise) bis in das intimste Privatleben, aber auch in große Massenbewegungen hineinspielten; andererseits aber auch den grandiosen Gedanken einer universellen Religion, also eines Internationalismus von höchster Bedeutung, indem er das zuerst von den Stoikern in die Welt gebrachte Gefühl des Kosmopolitismus und der Humanität zur Durchbrechung der jüdischen Religion anwandte, und so jenes Gefühl in einer der wichtigsten Beziehungen vorbereitete und realisieren half. Man darf Paulus dieses enorme Verdienst nicht schmälern wollen, selbst wenn er seine große Rolle nur aus Ehrgeiz und Eifersucht auf die Apostel der Judenchristen übernommen hätte. Denn er übernahm nicht nur die stoische Idee der Menschenbruderschaft für den allerdings noch immer beschränkten Kreis der ›Christen‹, sondern machte sich auch unter beständigen Gefahren zum reisenden Agenten dieser Idee. Er übertraf durch sie Jesus selbst, der nur eine religiöse (etwa auch soziale) Reform innerhalb des Judentums angestrebt hatte, und der Beweis dafür liegt nicht nur in einigen der Aussprüche Jesu, sondern namentlich darin, daß seine sämtlichen Jünger fanatische Judenchristen waren, und die Apostel, die mit ihm so intim verkehrt hatten, mußten doch seine Idee und Ziele gewiß sehr genau kennen.

Luther brachte in die religiöse Empfindung der Christen einerseits ein gewisses trotziges, andererseits ein solides, bürgerliches Element hinein. Jener Trotz, vermöge dessen Luther sogar den Einfall haben konnte, ›Gott die Schlüssel hinzuwerfen,‹ wenn er sein Gebet um Genesung des kranken Melanchthon nicht erhören würde, grollte noch lange Zeit in der Protestantenwelt, und am deutlichsten bei den Puritanern, in mannigfaltigen Formen nach und hat

dort gar nicht Unbedeutendes zuwege gebracht. Wenn aber Carlyle Cromwell den größten Protestanten nennt, so kann ich ihm nicht beistimmen; für mich ist und bleibt doch immer Luther der größte »Protestant«. Freilich hat er, wenn man sein ganzes Wirken vom intellektuellen Standpunkte aus beurteilt, seine Verdienste um die Kräftigung der Gemüter wiederum durch die Stärkung des christlich-religiösen Gefühls mehr als kompensiert, und er hat mehr als jeder andere dazu beigetragen, den Humanismus zu bremsen. Er war nun eben so!

Von Giordano Bruno und Spinoza datiert in Europa das sogenannte pantheistische Weltgefühl, dem sich die höchsten Intelligenzen, darunter ein Lichtenberg, ein Goethe hingaben, und für das sogar ein so unmystisch angelegter Geist wie Voltaire eine so große Sympathie besaß, daß er den Spinozismus, nach seinem eigenen Ausdruck, »eigentlich immerwährend hinter dem Kopfe« gegenwärtig hatte.*) Und — wer würde das vermuten? — er nannte Spinoza den »religiösesten aller Menschen«, genau wie Schleiermacher in seinen »Reden« von ihm sagte, und wie auch in unseren Tagen der religiös viel weicher geknetete Renan bei der Denkmalsenthüllung im Haag es aussprach: Spinoza habe unter allen Menschen Gott am nächsten geschaut.

Rousseau verdanken wir unser heute so allgemeines Naturgefühl, ferner eine ganz neuartige, edle Glut in den Sexualempfindungen, sowie auch, infolge seiner mit Herzblut und mit noch mehr Galle geschriebenen Bücher, unsere die Gesellschaft so tief aufwühlende, cholerische politische Empfindung. Durch diese dreifache Richtung seines Einflusses auf Europa — in jüngster Zeit erregt sein Contrat social sogar die politischen Leidenschaften der Japaner — ist Rousseau ein Phänomen seltenster Art, und man könnte beinahe sagen, noch lange nicht genug bewundert. Er ist

*) Welches Detail ich Nourrisson's »Voltaire« entnehme.

wohl seit Jesus von Nazareth das originellste und für Europa einflussreichste Gemütsgenie und auch von Rousseau kann man sagen, er habe uns eine »neue Seele« gegeben.

Wenn man die Tätigkeit Rousseau's mit jener aller anderen französischen Philosophen und Schriftsteller seiner Zeit — Voltaire inbegriffen — vergleicht, so könnte man sagen: daß sie alle die vorhandene dumpfe politische Atmosphäre, um sie erträglicher zu machen, immer mehr und mehr parfümierten, Rousseau aber Fenster und Türen weit aufriß und einen Strom frischer Luft hereinließ, um die schlechte auszutreiben. Auszunehmen von diesem Vergleich wäre also Rousseau's gegnerisches Verhalten in Beziehung auf Kultur und Aufklärung.

Was das moderne Naturgefühl betrifft, so sind — ich sage hiermit nichts neues — Goethe, Byron, Chateaubriand und unzählige andere geringere Dichter, Maler, ja beinahe die ganze Bevölkerung Europa's, soweit sie nicht dem Landvolk angehört, seine Schüler. Was Liebe betrifft, so ist Goethes Werther, Schiller wahrscheinlich in vielen seiner Gedichte sicherlich aber in seinen Erstlings-Dramen, ist sogar Beethoven und Richard Wagner, dessen Tristan und Isolde« eine in düsterer Glut noch übertrumpfte »Neue Heloise« genannt werden kann, ohne eben diese Neue Heloise Rousseau's nicht zu denken.*)

---

*) Es wäre wohl sehr interessant, in einer eingehenderen Weise die vier originellen weiblichen Individualitäten und ihre Bedeutung in der europäischen Gefühlsgeschichte zu vergleichen, die uns von Plato in der Diotima, von den Evangelien in der Maria Magdalena, von Dante in der Beatrice und von Rousseau in der Julie der Neuen Heloise hingestellt wurden. Diese vier merkwürdigsten aller Frauenzimmer haben nicht nur in der Kunst, sondern durch suggerierende Kraft in ihrer Darstellung selbst im alltäglichsten Leben, ohne daß man es ahnt oder glauben würde, einen enormen Einfluß ausgeübt. Ich überlasse gerne die Durchführung dieser psychologischen Studie jenen, die mehr Kenntnisse und Fähigkeiten auf diesem Gebiete besitzen als ich. Ich begnüge mich mit der Freude, an diese Gegenüberstellung halb ernst, halb spielend zu denken, und mit der Erwartung, durch diesen ganzen Gedanken vielleicht auch manchen Leser angenehm anzuregen.

Bei den meisten tief schmachtenden Adagios von Beethoven glaube ich — und Nietzsche spricht irgendwo einen ähnlichen Gedanken aus — stets den heißen Atem jenes Liebesromanes zu verspüren; ja in manchen Beethoven'schen Stücken auch etwas von dem politischen Trotz und dem Freiheits- und Gleichheitszorn Rousseau's. Denn in Beethoven's Musik finde ich nicht nur die Schwärmerei der Neuen Heloise, sondern ich höre darin auch die Sturmgefühle der französischen Revolution, also wiederum Rousseau, rumoren, wie auch philosophische Stimmungen und Betrachtungen über das Elend der Welt, die Kämpfe, die Tröstungen und Hoffnungen der Menschen — was alles mitunter beim Anhören Beethoven'scher Musik durch das Gemüt des Hörers ziehen kann; und nimmt man dazu noch seine religiöse Musik, so erklärt sich bei Beethoven der Eindruck einer fast alle Seiten der Menschengefühle umfassenden künstlerischen Persönlichkeit, wie sie speziell auf dem Gebiete der Musik kein zweitesmal mehr vorkommt. Allerdings gilt das Gesagte nur für jene, die, wie ich, es in jener Musik finden oder zu finden glauben; womit ein Problem berührt erscheint, dem ich in der speziellen Betrachtung »Über ein musikästhetisches Problem« (am Schluß dieses Buches) einige Worte widmen will.

In der Politik steht Rousseau's Einfluß nicht nur auf die Volksmassen, sondern auch auf die Gelehrten und großen Geister, wie z. B. Kant, Schiller (in seinen politischen Dramen), Fichte und viele Andere fest, und gerade in diesem Gebiete zeigt sich am deutlichsten die Originalität seines Charakters. Denn mit ihm erscheint nicht nur, wie Brunetière richtig sagt, zum erstenmale der Plebejer in der Geschichte der Literatur, sondern — wenn man vielleicht von Thomas Münzer absieht — auch der erste und zugleich am gewaltigsten grollende Plebejer auf der politischen Bühne.

Im Gebiete der Pädagogik bildet Rousseau's »Emile«, diese schwungvolle und liebreich in den Gegenstand ein-

gehende Verarbeitung der Grundgedanken von Montaigne und Comenius, wie auch Locke's, die Basis unserer heutigen Erziehungs- und Unterrichtsmethoden.

Glücklicherweise blieben andere Seiten der Rousseau'schen Individualität ohne nachhaltigen schädlichen Einfluß; nämlich: seine reaktionäre Tendenz im Gebiete der Wissenschaft, Kunst und allgemeinen Kultur, die über den Naturzustand hinaus strebt; ferner jene im Gebiete der Religion; und endlich seine politische Ansicht über die Staatsomnipotenz.

Alle seine unvergleichliche rhetorische Kraft blieb in diesen Gebieten wirkungslos, denn ein anderer Riese, Voltaire, hatte ihm hier auf die Finger geklopft.

Und so seltsam es auch klingen mag, so steht es doch fest, daß Rousseau auch als Politiker zu den Reaktionären zu zählen ist. Was er auch mit seinem Gleichheits- und Freiheitsgroll Großes für Europa geleistet hat, kompensierte er zum großen Teile wieder durch seinen auf die Römer, und zwar auf die römische Republik (und auf die Spartaner) zurückweisenden Staatsbegriff. Über die sogenannte Bürgertugend, über einen fanatischen Patriotismus kam er nicht hinaus; bis zum frei im Universum auf sich selbst gestellten, mindestens in den Grundempfindungen mit allen Menschen kosmopolitisch fühlenden Individuum, das nur im Falle der Notwehr seinen eigenen Staat oder seine eigene Nationalität ausschließlich und über alles, sonst aber nur in sekundären Beziehungen zur Geltung zu bringen sucht — erhob sich Rousseau nicht. Bis zum reinen Menschentum ist er politisch nicht vorgedrungen.

Und er wußte das selbst sehr gut. Denn im ersten Brief seiner »lettres écrites de la montagne« sagt er ausdrücklich: »Humanität und Patriotismus sind unvereinbar.« Beide sind aber ganz wohl vereinbar. Man muß nur fundamentale Bedürfnisse oder Forderungen der Menschen von den sekundären zu trennen suchen; also die physische

Integrität von Individuen anderer Staaten oder Nationen, oder anderer Individuen überhaupt (daher auch des eigenen Staates) nicht irgendwelchen Luxusgefühlen opfern wollen, wie z. B. dem Ruhm oder der Ehre des eigenen Staates, oder der Ausbreitung seiner eigenen Religion oder Nationalität und dergl. mehr.

Wenn ich aber den Ausdruck »Luxusgefühle« gebrauche, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß Patriotismus, Nationalitätsgefühl, Anhänglichkeit an irgend eine Religion, untergeordnete oder gar verächtliche Gefühle seien. Sie können höchst edle, sehr warme Gefühle sein und sogar ihre Anhänger so weit führen, daß sie ihnen selbst ihr Leben opfern. Was aber jeder mit sich selbst machen will, das ist seine Sache; anderen Menschenleben oder physischen Integritäten gegenüber sind jedoch alle jene Empfindungen nur sekundär oder nur wie Liebhabereien anzusehen, denen zu Liebe man also nicht zum Mörder werden darf; ja der Mörder aus Not, der zugleich Räuber ist, steht ethisch nicht entfernt so tief und ist auch lange nicht so gefährlich, wie der Mörder aus jenen sogenannten idealen Beweggründen; dieses schon darum nicht, weil die letztere Art viel schwerer zu sättigen ist.

Der fanatische Patriotismus Rousseau's, den er aus der römischen Geschichte der früheren Zeit herholte und in seinem »Gesellschaftsvertrag« (namentlich im 4. und 5. Kapitel) und auch im »Emile« zum Ausdruck brachte, obwohl doch die größten Ethiker des Altertums, wie Sokrates, die Philosophen der Stoa, die großen römischen Kaiser, ja sogar schon der große Alexander, über einen solchen Patriotismus hinaus waren, wurde durch Voltaire's Internationalismus korrigiert.*)

*) Als ein Zeichen des Zurücktretens höherer ethischer Gesichtspunkte hinter die Ideale forcierter Züchtung streng nationalistischer Kulturen in unserer Zeit kann es dienen, daß einer der geachtetsten Altertumsforscher unserer Tage, Eduard Meyer, Alexander dem Großen den Vorwurf macht, durch sein Bestreben der Verschmelzung

Zur Zeit Voltaire's und Rousseau's, eigentlich am Ende des 17. und bis ungefähr um die Mitte des 18. Jahrhunderts, gab es in Europa einen allerdings höchst sonderbaren Internationalismus, genauer gesprochen: eine Indifferenz gegen jeden vaterländischen Begriff, und zwar aus egoistischen Gründen, indem die Adeligen, die ja meistens auch Soldaten waren, jedem beliebigen Staate ihre militärischen Dienste anboten, wenn sie nur hoffen konnten, Karriere zu machen.*) Es war das also eigentlich ein Geschäft mit der Geschicklichkeit im Mordhandwerk. Diese Art von Internationalismus der Aristokratie, der sich, etwas abgeschwächt, noch heute in der Form der Mitgliedschaft fremdstaatlicher

der griechischen mit der orientalischen Kultur jene, die hellenische, vernichtet zu haben. Alexander und die Diadochen hätten — meint Meyer in dem Aufsatz: »Die Kulturfeindlichkeit des Weltbürgertums« (Beilage zur M. A. Z. No. 31 des J. 1902) — dem hellenischen Mutterboden die besten Kräfte entzogen und entfremdet. Dabei geht Meyer von der unrichtigen Voraussetzung aus, der Kosmopolitismus sei die »angemaßte Herrschaft einer besonderen Kultur über ihr natürlicherweise nicht zugehörige Völker und Gegenden«, während doch im Gegenteil eine solche Herrschafts-Anmaßung gerade nur Sache der Vertreter nationalistischer oder Rasse-Kulturen ist. Der wahre Kosmopolitismus ist gesittet, läßt jede kulturelle Eigenart gelten, trachtet aber nach Annäherung oder Vermischung verschiedener Kulturkreise, und zwar ohne Gewaltsamkeit, also nur in jenen Bestandteilen der Kulturen, die eine solche Annäherung oder Vermischung vertragen. Auch scheint diese Voraussetzung oder Definition des Kosmopolitismus Alexander's Bestrebungen in Asien, die ja viel mehr auf Verschmelzung als auf ein Aufdrängen griechischer Kultur gerichtet waren, zu widersprechen — ich sage dies mit der einem bedeutenden Forscher gegenüber gebührenden Bescheidenheit — was er ja selbst durch die bekannte Anordnung von Heiraten zwischen Griechen und Persern symbolisch andeuten wollte. Das Ideal nationalistischer Kultur ist nichts anderes als eine ästhetisierende biologische Geschichtsauffassung, die es auf die Pikanterie abgesehen hat, abgegrenzte Gruppenanlagen ins Maßlose entwickelt zu sehen; ungefähr so wie es manche Viehzüchter machen, die nichts höheres kennen, als Monstra von Rassetieren aufzuzüchten, und den Wert von Kreuzungen verschiedener Rassen, aus Liebhaberei von Sonderbarkeiten, nicht anerkennen wollen. Eine ins Endlose fortgesetzte Rasse-Kultur in Form kultureller Inzucht muß zu ebensolchen Monstrositäten führen, wie es die gewissen maßlos dicken Schweine und Ochsen sind.

*) Das war auch bei dem großen Prinzen Eugen von Savoyen der Fall, der, ein geborener Pariser und seiner kleinen Gestalt wegen von Ludwig XIV. zurückgewiesen, in österreichische Dienste trat.

politischer Vertretungskörper manifestiert, steht ethisch ohne Zweifel unter allen anderen: dem schwarzen, wie dem goldenen, am tiefsten. Der sogenannte rote Internationalismus ist überhaupt nicht tadelswert, sondern neben dem edelsten und echtesten Patriotismus mindestens gleichberechtigt.

Es ist daher ein sehr wichtiges Datum, daß Voltaire Friedrich dem Großen zum Siege bei Roßbach über die — Franzosen Glück wünschte;*) wie Mahrenholtz in seinem Werke über Voltaire mit Recht sagt: aus Haß gegen das Jesuitenregiment in Frankreich. Mit diesem Glückwunsch beginnt für die Neuzeit die ethische Staatsauffassung, die sich eben seit Voltaire Bahn gebrochen hatte: ihr huldigten die großen Deutschen, ein Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller; und es sei hier auch Hegel nicht vergessen, der den Ausgang der Schlacht bei Jena ruhig, d. h. ganz objektiv, als den Sieg einer höheren Zivilisation über eine niedrigere betrachtete, und ganz wie Goethe über diese Dinge dachte, der zu Eckermann sagte: »Und unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte! Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und am heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß . . . .«

Diese Gesinnungen des herrlichen Mannes waren eben genau jene, die Voltaire als der Erste in unsere Gedanken-

*) Wobei er gleichzeitig Geld für die gefangenen und verwundeten französischen Offiziere nach Berlin sandte.

welt brachte; und mit allem Grunde konnte Goethe es gegen Eckermann aussprechen: »Sie haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine grossen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluss auf meine Jugend gehabt . . . .«

Diese ethische politische Gesinnung ist, trotz mancher zeitweiligen nationalistischen Rückfälle, nicht mehr aus der Welt zu schaffen; besonders, seitdem die große sozialistische internationale Strömung der Arbeiterklasse in ihr (von Marx) erzogen, von anderen darin bestärkt und nunmehr großgewachsen ist. —

Wie man aber sieht, ist es hier durchaus nicht darauf abgesehen, »grosse Gefühle« zu rauben oder sie zu degradieren.

Die Ansicht, daß das Vaterland dort sei, wo man sich wohlbefindet, welche Ansicht »von Euripides bis Voltaire« vertreten wurde, ist ebenso berechtigt, wie jene, derzufolge der Patriotismus nichts mit der Nützlichkeit zu tun hat, sondern eine eigene Art von selbstlosem Gefühl repräsentiert.

Wenn man auch selbst dieses Gefühl nicht teilt, so kann man es doch, ähnlich wie das bei religiösem Gefühl der Fall ist, sehr gut und sogar sehr leicht verstehen.

»Vaterlandsliebe ist eine Zusammensetzung von Eigenliebe und von Vorurteilen, wobei das Streben nach dem Wohl der Gesellschaft den größten Teil der Tugenden ausmacht,« meint Voltaire. Die andere Auffassung des Patriotismus aber, nämlich als Gemütssache, wird sehr gut durch die Worte eines Voltaire-Gegners, nämlich Nourrissons, bezeichnet: »Vaterland ist mehr als Liebe zum Boden: Der Respekt vor der Tradition, der Kultus der Erinnerungen, die Neigungen der Familie erstrecken sich auf eine ganze Gesellschaft; und mit dem Gedanken an eine gemeinsame Zukunft, mit der

Sorge um gemeinschaftliche Größe, oder im Angesicht einer gegenwärtigen Gefahr werden gemeinsame Anstrengungen und hingebende Teilnahme erweckt, die bis zur Aufopferung des Lebens gehen.«

Am einfachsten könnte man wohl jene Art von Patriotismus, die nichts mit verstandesmäßiger Auffassung zu tun hat und nur eine besondere Beschaffenheit des Gemütes ist, als ein ins Große getriebenes Pietäts-Gefühl definieren.*)

So schön, ja mitunter erhaben, ein solches Pietätsgefühl auch sein mag, so darf man jedoch darüber das höhere Gebot der Menschlichkeit nicht vergessen. Man darf also von niemandem ein solches patriotisches Gefühl verlangen, wenn er es nicht selbst besitzt; noch weniger darf man Opfer von ihm erzwingen wollen, die an seine fundamentale Individualität, d. i. an seine physische Integrität, rühren. Und ebensowenig darf irgend ein Gefühl, wie es u. a. die Vaterlandsliebe ist, zum Anlaß genommen werden, die physische Integrität irgend eines Menschen in der Welt zu verletzen.

Die Achtung vor der Existenz menschlicher Individuen muß also als oberste ethische Maxime jede andere beherrschen, und eben diese Achtung muß das gemeinsame Band sein, das alle Menschen der Erde umschlingt, und das nie, selbst durch die wärmste Vaterlandsliebe nicht, zerrissen werden darf. Und jene Achtung aller Existenzen muß auch die Basis alles Völkerrechts bilden.

Der so aufgefaßte Internationalismus ist daher, auf den Patriotismus bezogen, ein Gefühl erster Ordnung, dieser selbst ein Gefühl zweiter Ordnung, und nur wenn er sich jenem unterwirft, also vor menschlichen Existenzen — innerhalb oder außerhalb des Vaterlandes — Halt macht, ist der Patriotismus ein gesitteter; wenn aber nicht — Barbarei. Das

---

*) Wenn ich nicht irre, gebrauchte auch Bismarck einmal in einem Privatgespräche diese Definition.

ist unter den oben angewendeten Ausdrücken: »fundamentale« und »sekundäre« Forderungen zu verstehen. Und es ist leicht einzusehen, daß dieser hier aufgestellte Grundsatz die Basis des Völkerrechts werden muß, wenn wir überhaupt in Kriegs- und Friedensfragen aus dem heutigen Stadium der Wildheit herauskommen wollen. Nicht minder klar ist es, daß nicht nur das äußere Staatsrecht (Völkerrecht), sondern auch das innere Staatsrecht auf genau demselben Grundsatz basieren muß; doch ist uns an dieser Stelle die Hauptaufgabe die gewesen, dem fanatischen Patriotismus den gesitteten gegenüber zu stellen und das Verhältnis zwischen dem letzteren und dem berechtigten Kosmopolitismus zu präzisieren.*)

---

*) Man wird wohl leicht den Zusammenhang bemerken, der zwischen diesen Gedanken und jenen besteht, die früher gelegentlich des Kriegs- und Friedensproblems entwickelt wurden. In präziser und zusammenhängender Form wurden sie von mir im Jahre 1880 in einem Aufsatz dargelegt, welchen ich unter dem Titel »Über die notwendige Verbesserung der Gesetzgebung« als Einleitung zu einer Schrift über die Lösung der sogenannten sozialen Frage verfaßt hatte. Damals schrieb nämlich Isak Pereire einen Preis aus für die besten Schriften zur Beseitigung des Pauperismus, und ich beteiligte mich an dieser Preisausschreibung, obwohl ich eine Grundbedingung Pereire's — er wollte nämlich von »Sozialismus« nichts hören — nicht erfüllte, also keine Aussicht auf einen Preis hatte. Jener Einleitung nun, welche die Grundzüge eines neuen, ethisch fundierten Staatsrechts enthält, gab ich das Motto: »Für sekundäre Bedürfnisse das Majoritätsprinzip, für fundamentale das Prinzip der garantierten Individualität«; und daß dieses Prinzip geeignet ist, die wichtigsten sozialen und staatsrechtlichen Probleme zu lösen, wird man leicht einsehen, wenn man die Methode studiert, nach der in meinem Buche »Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben« und in meinem »Fundament eines neuen Staatsrechts« (erschienen im Jahre 1905) die soziale Frage und das Kriegsproblem behandelt wurden. Seit der Konzeption jener staatsrechtlichen Abhandlung ist nunmehr ein Vierteljahrhundert vergangen, und die genaue Beobachtung aller Vorgänge in unserem öffentlichen praktischen Leben und in der wissenschaftlichen Welt, u. a. auch der zunehmenden Übelstände des Parlamentarismus — zeigte mir immer deutlicher, daß die europäische Gesellschaft nicht wird umhin können, sich in der von mir angegebenen Richtung zu reformieren.

Allerdings wird das erst dann ernstlich begonnen werden, bis man endlich einsehen wird — wovon ich mich bereits seit mehr als dreißig Jahren überzeugt habe — wie unfruchtbar alle die zehntausend Streitigkeiten verschiedener Interessenkreise, die unzähligen kleinen Mittelchen und Flickarbeiten, die immerwährenden Anhäufungen von Reden, Ab-

So weit auch Voltaire's politische Geistesrichtung von der heutigen sozialistischen Bewegung entfernt ist, findet doch in diesem höchst wichtigen Punkte eine Gemeinsamkeit, ja fand, ohne Zweifel, ein segensreicher Einfluß Voltaire's auf die geistigen Führer der Internationale und hierdurch auf diese selbst statt.

Ob es sich um Frankreich oder um Preußen, um Polen oder um Rußland handelte, immer war Voltaire nur darum bemüht, die Regenten für den Fortschritt in jeder Beziehung anzufeuern, und wie seine Briefe an Friedrich den Großen, an Katharina II. und andere zeigen, waren für ihn der heute noch maßgebende Länderhunger und das dynastische Gefühl ganz einflußlose, wesenlose politische Faktoren. Wenn schon Provinzen erobert werden sollten, wünschte er das nur insofern, als sie in die Hände besserer Regierungen und höherer Zivilisation fallen konnten.

Mit Recht sagte daher Condorcet von Voltaire, daß er der erste war, der die Interessen der Menschen in allen Ländern und allen Zeiten umfaßte.

Kein größerer Kontrast aber ist wohl denkbar, als diese Gesinnungen Voltaire's und die Staatsauffassung Rousseau's. Die letztere führt unbedingt früher oder später zu dem, was sie gerade verhüten will, nämlich: zum Vaterlandsverrat; unter Vaterland, natürlich, nicht verstanden: die Landkarte, oder die Dynastie, oder irgend ein Formales, wie z. B. ein zum Staatsfetisch erhobener Ehr- und Würdebegriff, sondern: die Menschen eines bestimmten Staates; und unter »Verrat«: jenen an ihrem Wohlergehen. Und jene Gesinnungen Voltaire's ziehen sich mehr oder weniger deutlich durch alle seine Schriften und Worte, während man bei Rousseau's Staatsanschauungen die schwüle Atmosphäre eines Begriffsfanatikers verspürt; so daß er in politischer Beziehung ver-

handlungen und Büchern über sozialwissenschaftliche, geschichtsphilosophische und anthropologische Theorien und die endlosen Kontroversen über nationalökonomische Schulbegriffe sind und bleiben.

dirbt, was er in anderen Gefühlsgebieten und in seinem Erziehungssystem für Erhöhung der Individualität Großes getan. —

Es wäre sinnlos, nicht nur die enorme Bedeutung, sondern auch die nach vielen Richtungen segensreiche Einwirkung Rousseau's auf die Entwicklung des modernen Europa zu negieren; er ist ganz wohl als eine Ergänzung zur Voltaire'schen Geistesrichtung zu schätzen, und es ist eben dem gleichzeitigen Erscheinen dieser beiden großen Ingenien zu danken, daß wir in vielen Beziehungen schon ziemlich weit gekommen sind und wohl hoffen können, auch noch weiter zu kommen.

Ausschließlich Voltaire'scher Geist — es würde den meisten Menschen doch am Ende etwas kühl zu Mute; ausschließlich Rousseau'sche Gefühle — es könnte uns vielleicht zu schwül werden! —

Und dieser Gedanke läßt sich auch verallgemeinern: Man muß es nämlich zugestehen, daß sowohl die Verstandes- als die Gemütsgenies für den menschlichen Fortschritt notwendig sind; oder objektiver ausgedrückt: daß die Menschheit keine von diesen beiden Größen-Kategorien auf die Dauer entbehren will.

Um das einzusehen, braucht man nur daran zu denken, wie der gesellschaftliche Zustand beschaffen wäre, wenn bloß eine dieser beiden Richtungen vorhanden wäre. Es wäre daher auch ungerechtfertigt, die eine auf Kosten der anderen prinzipiell zu erheben, wenn es auch oft unausweichlich wird, die eine oder die andere in ihrer speziellen Gestaltung, mit Hinblick auf zweckmäßig erscheinende Tendenzen, zu bekämpfen.

Der Wahrheit, d. i. der Erfahrung gemäß, muß es aber gesagt werden, daß die wirklich schädlichen Ausschreitungen, welchen der objektiv urteilende Staatsmann oder Sozialphilosoph mitunter entgegenarbeiten muß, auf Seite des Gefühls- oder Phantasiegebietes liegen. Allzu extreme Ver-

standesperioden in der Kulturgeschichte bringen kaum positive Übelstände, höchstens eine gewisse Langeweile oder Blasiertheit, in der betreffenden Epoche hervor.

Wohltätige wie — im Sinne des eben Gesagten — schädliche Wirkungen können also bei beiden Kategorien eintreten. Und was den persönlichen Charakter ihrer großen Repräsentanten betrifft, so kann Güte — auf die bei Beurteilung von Menschen jeder Art alles ankommt — bei Verstandes- wie bei Gemütsgenies vorkommen, während man gewöhnlich geneigt ist, eine Unvereinbarkeit von Güte und großem Verstand vorauszusetzen, ebenso wie man Gemütsmenschen sich schwer als böse vorzustellen gewillt ist; während doch die Erfahrung immer wieder zeigt, daß beides gleich unwahr ist.

In welch hohem Maße sich hervorragender Verstand mit Güte, Milde und ethischer Größe überhaupt vereinigen kann, zeigt am besten eine Erscheinung wie die des Julius Cäsar. Von niemandem in der Welt bis auf den heutigen Tag an Verstand übertroffen, vielleicht nicht einmal erreicht — Goethe meinte allerdings, mit Napoleon sei der größte Verstand auf Erden erschienen — besaß er, um es kurz auszudrücken, weniger Galle, als irgend ein Mensch, der je gelebt hatte; während dagegen das enorme Gemütsgenie Rousseau davon mehr besaß, als vielleicht irgend ein anderer. Und dabei war Rousseau nur ein Mann der Feder, Cäsar aber ein Mann der Tat, der größten Öffentlichkeit, ein Politiker in dem damaligen Rom, und überdies Soldat!

Man könnte, als mit dieser Eigenschaft begabt, nämlich: ohne Galle zu sein — womit unendlich viel Gutes gesagt ist — vielleicht noch einzelne Anachoreten anführen; aber selbst von diesen kann, wenn man die Quelle ihrer Milde, den religiösen Wahn nämlich, berücksichtigt, mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß ihnen ihre Einsamkeit hierbei sehr zu statten kam; ein Franz von Assisi, in einem späteren Zeitalter und in öffentlichem Leben, würde wahr-

scheinlich ein Torquemada sein; und auch Torquemada konnte bekanntlich als Knabe nicht dem Schlachten eines Huhnes zusehen, ohne in Tränen auszubrechen.

Cäsars Rede im Senat bei Gelegenheit der Debatte über die Verschwörung des Catilina ist an politisch-ethischer Größe von nichts übertroffen und steht herrlich da, selbst neben den edelsten und zartesten Stellen in den Evangelien; zugleich voll Klugheit und, was in Anbetracht ihrer milden Gesinnung geradezu wunderbar erscheint, mitten in dem Toben heftigster politischer Leidenschaften gehalten.

So viel ich weiß, werden unserer Jugend weit mehr die politischen Unternehmungen, Kriegszüge, Brückenbauten Cäsars erläutert, als seine humanen Gesinnungen in Reden und Taten. Und doch gäbe es kaum eine wirksamere moralische Erziehungsmethode, als auf solche Beispiele eindringlich hinzuweisen, und speziell auf die praktische Ethik des außerordentlichsten, gesittetsten aller Soldaten: auf Julius Cäsar.

Die Verstandesgenies (der Tat oder der Schrift) könnte man vielleicht mit voller Berechtigung die »Weltlichen«, die Gemüts- und Phantasiegenies die »Geistlichen«, »Priesterlichen« nennen. Jene kommen aus dem Leben und bleiben im wirklichen Leben. Diese kommen wie aus einer unbekannten, fremden Welt; jene wachen mit uns, diese träumen mit uns, vielleicht besser: wir träumen mit ihnen. —

Es gibt aber nicht nur unangenehme und schreckliche Träume, sondern auch Träume im Schlaf — und Träume im wachen Zustand. Gerade die letztere Art nun spielt im Völkerleben die größte Rolle und zugleich die furchtbarste; kein Träumen im Schlaf zerrüttet bekanntlich den Organismus, und zumeist die Psyche, so sehr, wie jenes halb absichtliche, halb unabsichtliche Traum-Phantasieren im Wachsein.

Die forcierte Phantastik bei sonstigem Wachsein und das Sträuben gegen die Erweckung aus diesem partiellen

Traumzustande bezeichnet einen ungeheuren Zeitraum im Zustande Europas: das Mittelalter. Es dauerte ungefähr vom dritten Jahrhundert nach Ermordung Julius Cäsars angefangen bis zum Tode Voltaire's, in schwächerem Maße dauert es eigentlich noch bis zum heutigen Tage.

Theoretisch beginnt es schon viel früher, nämlich mit der unvergleichlich interessanten, fruchtbaren, aber ebenso kühnen, ja frechen und überaus schädlichen metaphysischen Erfindung Plato's: die Ideen seien allein das wahrhaft Seiende, und die von uns allen erlebte Welt nur ein unvollkommenes Abbild desselben.

Seit dem Auftauchen dieser Erfindung beginnt ein vielverzweigtes, unaufhörlich gärendes Bestreben der Geister, Wirkliches für Nichtwirkliches, Erfundenes für Wirklichkeit, das Unwahrscheinliche für wahrscheinlich, ja das Unmögliche für gewiß zu halten, und mit allen Mitteln der Überredung, Spitzfindigkeit, des Enthusiasmus und selbst physischer Gewalt der Menschheit aufzudrängen.

Ganz wie bei Plato wird die direkt erlebte Welt als Schein, als minderwertig betrachtet, hingegen eine phantastisch ausgeschmückte erfundene Welt als das allein Reale hingestellt. Das taten aber nicht nur die Theologen allein, sondern in ihrer Weise auch Philosophen; und diese, sowie Ästhetiker und Schriftsteller überhaupt, haben mitunter sogar noch heute den Drang, das, was ist, gering zu achten, und das, was nicht ist, als das eigentliche Wahre oder Tiefe zu proklamieren. Noch in unserer Zeit bezeichnet ein einflußreicher Schriftsteller, Carlyle nämlich, in seinem Buche Über Helden und Heldenverehrung das Christentum in dem oben angegebenen Sinne. Er sagt dort: Das Christentum, das heißt, der Glaube an Unsichtbares, nicht nur als an etwas Wirkliches, sondern als an das allein Wirkliche ; und Carlyle ist in diesem Sinne selbst ein Christ.

Nichts ist merkwürdiger, aber auch trostloser, ja tragischer, als anzusehen, wie viele Jahrhunderte, man kann

sagen mehr als anderthalb Jahrtausende hindurch die begabtesten Geister sich alle mögliche Mühe gaben, alles dasjenige, was so schwer zu glauben war, durch schweißvoll herausgepreßte Argumentationen wie in einer Art von Rausch oder Wut sich selbst und dann den tausenden Anderen aufzudrängen. Und wer nicht wenigstens die Hauptschriften der größeren Kirchenväter und Scholastiker angesehen hat, der kennt den menschlichen Geist in einem seiner bedauernswertesten Zustände nicht; der hält noch immer Vernunft für das Charakteristikon der menschlichen Psyche, der weiß noch nichts von der mächtigen Fähigkeit der Menschheit — nicht bloß zur Weisheit, sondern auch — zur Dummheit; der ahnt noch nicht, daß nicht nur die Vernunft Systeme errichten kann, sondern, daß die Absurdität das ebenso gut trifft. Kurz: der weiß nicht, daß man selbst eine Anhäufung von vielen Millionen Menschen wie Inwohner eines ungeheuren Hauses von Irren ganz besonderer Art betrachten muß; als Irre, die in hundert anderen Richtungen des Lebens sich ganz normal benehmen, in religiöser Beziehung aber voll von fixen Ideen und immerwährend damit beschäftigt sind, neue fixe Ideen aus sich heraus zu projizieren.

Je ein einfaches altes Wort drückt diesen psychischen Zustand in seinen verschiedenartigen Entwicklungen aus: Aberglauben als ungeordneten; Religion als theoretisch geordneten, systemisierten; Kirche als äußerlich organisierten und hierdurch einer staatlichen Anerkennung fähigen, derartigen Zustand.*)

Je niedriger das wissenschaftliche Niveau der Völker steht, desto weniger schädlich ist der Aberglaube ihrer geistigen und auch ihrer nervösen Konstitution. Denn es herrscht kein oder wenigstens kein bedeutender Widerspruch zwischen ihren Meinungen und ihren sonstigen Überzeugungen, die sie zumeist den alltäglichen Erfahrungen entnehmen.

*) Ich finde, daß Hobbes ebenfalls Religion als staatlich sanktionierten Aberglauben definierte.

Eingehendere Prüfungen der natürlichen und geschichtlichen Ereignisse finden noch nicht statt, eine Vergleichung zwischen diesen und den vom Aberglauben für wahr gehaltenen gibt es für sie nicht, sie leben also mit diesem allen in einer gewissen Naivetät, ohne von einem wissenschaftlichen Gewissen gestört zu werden, in ihrem Wahn weiter. Es gibt daher noch nichts, was unserer Theologie und Scholastik entspricht.

Theologie und Scholastik, diese greifbaren Beweise eines schlechten intellektuellen Gewissens, gab es im alten Griechenland und auch in Rom nicht. Dogmen und sonstige kirchliche Lehrmeinungen fehlten und man hatte daher nicht nötig, sie argumentativ plausibel zu machen; die Wunderberichte der Mythologie wurden vom Volke naiv hingenommen, ohne allzugroße Innigkeit, und ohne mit einer damals noch fehlenden vernünftigen wissenschaftlichen Erkenntnis der Welt in Widerspruch zu geraten. Aber im späteren, im mittelalterlichen Europa entwickelte sich die religiöse Phantastik in immer heißerem Tempo, die Unvereinbarkeit derselben schon mit dem gewöhnlichen Menschenverstande wuchs immer mehr, der Widerspruch mit der fortschreitenden Kultur wurde immer größer, und damit auch die Korruption der Psyche, die Erschöpfung der geistigen und auch der moralischen Konstitution der ganzen Gesellschaft.

In der neueren und neuesten Zeit, in der trotz aller Bemühungen freier Geister noch immer abergläubische Vorstellungen von selbst hochgebildeten Männern aufrechterhalten wurden und noch werden, ist der Gegensatz zur hochentwickelten wissenschaftlichen Erkenntnis umso krasser, obwohl dieser ganze korrupte Zustand infolge der kulturellen und politischen Fortschritte kein so allgemeiner mehr ist, wie er es im Mittelalter war.

Man wird wohl schon bemerkt haben, daß es sich hier nicht um Betrachtung der schlimmen Folgen in moralischer und politischer Beziehung handelt, die mit der Religion, je reicher und weiter sie entwickelt ist, desto mehr und

unausweichlich verbunden sind, man kennt sie ja schon zur Genüge — sondern ich möchte hier auf einen Punkt aufmerksam machen, der bisher garnicht ins Auge gefaßt wurde, d. i. wie schon oben angedeutet wurde, auf die Zerrüttung der Psyche und des Nervensystems, sogar rein physiologisch betrachtet.

Dem einfachen, gesunden Verstande widersprechende Behauptungen für wahr halten, entgegen der fortschreitenden Kenntnis der Natur und der Geschichte absolut unbewiesenen, unbegreiflichen Vorstellungen sich unterwerfen und mit möglichster Innigkeit hingeben; und das alles Jahrhunderte lang so fortsetzen — woher soll den Europäern ein gesundes Nervensystem kommen? Wie kann man sich noch darüber wundern, daß die klassischen Völker und daß die Chinesen und Japaner eine so ungleich gesündere geistige Konstitution, so viel weniger Anlage zum Irrsinn, so viel stärkere Nerven besaßen, resp. besitzen, als die Europäer seit vielen Jahrhunderten?

Daß diese Schwächung der nervösen Natur bei den Ariern nicht in ihrer Rassenanlage begründet ist, sieht man daraus, daß in ihren heidnischen Zeiten von einem solchen Nervenzustande keine Spur zu finden ist. Auch die zunehmende Komplikation aller Verhältnisse und die Erschwerung der ökonomischen Existenz kann höchstens eine teilweise Erklärung bieten, denn auch die Japaner und Chinesen müssen schwer arbeiten, leben viel kärglicher als die Arier und haben dennoch, wie jeder weiß, das gesündeste Nervensystem, aber keine Kirche, ja nicht einmal eine Religion, sondern nur nichtsystemisierten, wenn auch (bei den Chinesen) sehr starken Aberglauben; sie sind ohne alle Innigkeit für Transzendenzen und frei von unsern aufreibenden Widersprüchen mit wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Und weil ihr Aberglauben nicht zur Religion und zur Kirche entartete, so blieb er ein unschuldiger, naiver, unschädlicher Aberglaube.

In einem Werke über Hysterie spricht der Autor*) von einem »dumpfen Hinbrüten mit Lenkung der Aufmerksamkeit auf Phantasiespiele ..... Die Aufmerksamkeit auf äußere Sinnesreize ist abgeschwächt, aber immer noch so weit erhalten, daß das zufließende Empfindungsmaterial mit dem Komplex der Ich-Vorstellung in normale Beziehung tritt. Das Selbstbewußtsein ist also niemals gestört«; ferner:

»Das wissenschaftliche Kriterium der pathologischen Lüge besteht bekanntlich darin, daß dem Patienten die Unterscheidung zwischen wirklichen erlebten Vorgängen und Phantasievorstellungen nicht mehr möglich ist;« und »es wird auch von Fällen berichtet, in welchen hysterische Patientinnen sich selbst wegen schwerer Verbrechen, die sie gar nicht begangen, denunziert hatten.«

Man vergleiche diese Beschreibungen mit dem »dumpfen Hinbrüten« in Andacht vor religiösen Wahngebilden, mit dem Glauben an die Berichte über Wundervorgänge, mit den krankhaften Zerknirschungen und den sich förmlich entpreßten Selbstanklagen, sei es vor sich selbst oder in der Beichte; mit der Furcht vor der Hölle, vor dem Verworfensein vor Gott und dergl.; man wird die Analogie ganz genau vorhanden finden.

Der von keinem Zweifel, von keinem Widerspruch berührte Aberglaube, wie er noch in unwissenschaftlichen Stadien der Menschheit oder bei ungebildeten Volksschichten in selbst schon vorgeschrittenen Zeiten herrscht, ist also unbedingt als eine eigene Art von Massen-Hysterie anzusehen. So war die europäische Bevölkerung im ersten Mittelalter, so ist ein Teil derselben in einzelnen Ländern noch heute beschaffen; man denke an das heutige Spanien, große Teile von Österreich, an die russische und polnische Landbevölkerung, an Belgien, einzelne Departements von Frankreich, an Westfalen usw.

---

*) Professor Binswanger.

Seit dem späteren Mittelalter jedoch bis heute, als die wissenschaftlichen Einsichten immer mehr zunahmen, wurde der Zwiespalt mit dem abergläubischen Instinkte immer heftiger, und, da dieser dennoch — durch Suggestion seitens einzelner ehrlicher Schwärmer, zumeist aber durch egoistische Agitationen privater Streber oder ganzer Gesellschaftsschichten in Schule und öffentlichem Leben — immer neue Nahrung fand, entstand an Stelle der reinen Hysterie ein anderer pathologischer Zustand der Psyche, welcher Zustand zwar einigermaßen an die sogenannte »Simulation der Hysterie« erinnert, jedoch, wohl viel richtiger, als eine religiös geartete Selbstbefleckung angesehen werden muß.

Wir werden hier unwillkürlich an die Erscheinung der Selbstbefleckung im sexuellen Gebiete erinnert. Auch da zwingen sich so viele, Bilder, die sie in sich selbst erzeugen, mit forciertestem Aufwand an Phantasie für etwas Reales anzusehen, sie strengen ihre Psyche dabei aufs Äußerste an, um sich über den Widerspruch mit der Wirklichkeit hinwegzutäuschen, und zerrütten hierdurch ihr Nervensystem und ihre ganze Persönlichkeit. Auch diese Menschen sagen, sie hätten von ihrer Phantastik mehr Vergnügen, als von allem dem, was ihnen die reale äussere Welt in dieser Hinsicht bieten könne; genau so, wie diejenigen, die da behaupten, die religiösen Vorstellungen und Phantasiespiele beseligen sie mehr, als alles andere, als alle Wirklichkeit.

Man kann das zugeben — allein, muß man fragen, mit welchen Folgen? Auf wessen Kosten? Antwort: Auf Kosten der moralischen und intellektuellen Gesundheit aller Generationen durch Jahrhunderte hindurch!

Daß es in der neueren Zeit besser geworden ist, daß die religiöse Selbstbefleckung im großen und ganzen abgenommen, wenn auch nicht aufgehört hat, ist zweifellos. In dieser Gesundung liegt eben die Charakteristik dessen, was

man »Neuzeit« im Gegensatz zum »Mittelalter« nennt; Europa beginnt, sich von dem Erschöpfungszustande nach seinen Phantasieausschweifungen allmählich zu erholen. —

Wiederum sind es große Männer, denen wir dies verdanken; Männer, die die Europäer an den Schultern packten und aus ihrem »dumpfen Hinbrüten« aufzurütteln suchten; jeder von ihnen in seiner Art.

Und hierzu war nötig, daß jeder dieser großen Erwecker vor allem gegenüber geistigen und moralischen Mächten einen außerordentlichen Mut besaß: Er durfte, wenn schon nicht ganz und gar, so doch wenigstens vor irgend etwas, keine Furcht haben.

Mit Furcht- und Respektlosigkeit, mit einer besonderen Kraft und Initiative des Charakters weit mehr noch als mit wissenschaftlichen Fähigkeiten, mußten diese Männer begabt sein, die, einer nach dem andern, das Mittelalter niederzwangen; und selbst von diesen Starken blieb mancher auf halbem Wege stehen.

Den Anfang machte, wie mir scheint, Macchiavelli. Er zuerst hat konsequent eine rein weltliche Politik dargestellt und eine gründliche Scheidung derselben von aller Theologie vorgenommen und zum Bewußtsein gebracht. Und er hat damit gut gemacht, was uns vor ihm durch Dantes schwüles, niederdrückendes, den Atem beengendes »dumpfes Hinbrüten« mit größtem Aufwand an dekorativer Phantasie in seiner »Göttlichen Komödie« aus Italien gekommen ist.

Copernikus katte keine Furcht vor der Bibel, er hätte sonst nicht die Astronomie reformieren können.

Luther fürchtete nicht den Papst, nicht die Mönche und die ganze katholische Kirche. Vieles andere, z. B. die Bibel und sogar den Teufel, respektierte er allerdings noch.

Galilei fürchtete weder die Bibel noch den Aristoteles, sonst hätten alle seine Talente nicht hingereicht, die moderne Naturwissenschaft zu begründen. Man wird das sofort ein-

sehen, wenn man sich den vielleicht größten physikalischen Experimentator der Welt, Faraday, an seine Stelle denkt: Faraday hätte nichts angenommen und nichts zu erforschen gesucht, was der religiösen Autorität widersprochen hätte. Das können wir nach seinem uns bekannt gewordenen ganzen Charakter sehr wohl behaupten.

Descartes respektierte die ganze bisherige Philosophie, Aristoteles wie die Scholastiker, nicht, als er es unternahm, die autonome, individuelle Philosophie zu begründen. Allerdings blieb er auf halbem Wege stehen.

Giordano Bruno und Spinoza hatten weder vor der Bibel noch vor irgend einer positiven Religion überhaupt Furcht.

Mit Achtung muß man ferner Thomasius und namentlich Bayle nennen.

Und man kann in gewissem Sinne auch Ariosto und besonders Cervantes mit hierher rechnen, denn sie töteten den Respekt vor dem Rittertum.*)

Zu dieser Zeit schrieb Shakespeare seine Dramen, ein Dichter, der wie keiner vor ihm — vielleicht Euripides ausgenommen — frei war; der der Bibel wie allem Aberglauben furchtlos, und dem Menschenleben objektiv, wie Galilei der Natur, gegenüberstand.

Und endlich kam VOLTAIRE, der vor gar nichts in der Welt Furcht hatte, und der nie auf halbem Wege stehen blieb!

Eben weil er so gar nichts fürchtete, erscheint er noch heute, nahezu anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode, so gewaltig — nicht als fachlicher Forscher, sondern als Kämpfer, Erwecker und als Aufrüttler; als der trefflichste aller »Minierer«, als derjenige, der gar keinen falschen Schein duldete, alle Masken herunterriß; dessen Schriften (namentlich in seinen letzten zwanzig Jahren) so gar keine bloßen

---

*) Betreffs Cervantes stammt diese Bemerkung, aber in tadelndem Sinne, von einem sehr tapferen Soldaten, dem der »Don Quixote« durchaus nicht recht war, nämlich dem russischen General Skobeleff.

Literaturproduktionen, sondern Schlachten, und zwar lauter gewonnene Schlachten sind; der alle Bastionen des Mittelalters, wenn schon nicht erstürmte, so doch mürbe schoß, und der mehr als irgend ein anderer Mensch durch die Gesundheit seines Naturells der Feind alles »dumpfen Hinbrütens« in geistzerrüttendem Phantasiespiel war. Daher kommt es, daß, wie ein klerikaler Gegner, Nourisson, richtig sagt, schon der bloße Name Voltaire's zu einem Kriegsgeschrei geworden, und einer Standarte gleicht, um die sich kampflustige Parteien zu gruppieren pflegen.

Was Verneinung für den Fortschritt, für das Glück der Menschheit bedeuten kann, sieht man eben am besten bei einer objektiven Würdigung Voltaire's; weit besser noch als bei den sogenannten negativen Leistungen Kant's.

Und was Voltaire seinen Intentionen nach für die Reinigung der geistigen Atmosphäre der Europäer bedeutet, erkennt man sofort, wenn man ihn mit den meisten seiner, selbst bedeutendsten, Zeitgenossen vergleicht, die ebenfalls große Schritte nach vorwärts machten; und wenn man an viele, selbst große oder nicht unbedeutende Männer denkt, die nach ihm kamen. Und dabei handelt es sich, wenigstens in der Hauptsache, immer um den Aberglauben.

* * *

Es ist nicht zu leugnen, daß die eigentliche, gründliche Reinigung der geistigen Atmosphäre, namentlich der städtischen Bevölkerung, Europa's in religiöser Beziehung nur auf Rechnung von Voltaire's Witz und Spott zu setzen ist. Denn man braucht sich bloß vorzustellen, daß die Schriften der englischen Deisten, denen allerdings Voltaire so viele ernste Argumente entnahm, und sämtliche Schriften der Nachfolger Voltaire's bis zum heutigen Tage, Feuerbach und Strauß mitinbegriffen, allein vorhanden wären, aber nicht Voltaire's Schriften, so wird man wohl sofort fühlen, daß

nur ein ganz kleiner, höchstgebildeter Teil der europäischen Menschheit vom Aberglauben so befreit wäre, wie es heute nahezu die Majorität derselben ist.

Man darf aber nicht meinen, zu einer solchen befreienden agitatorischen Wirkung sei eben bloß Witz und Spottsucht notwendig; etwas unendlich größeres muß man besitzen: jene Reinheit, man könnte sagen Keuschheit, gegenüber aller Halbheit, Unwahrhaftigkeit, Verstiegenheit und kritiklosen Schwärmerei in Fragen der Religion und Metaphysik, wie sie eben Voltaire besaß.

Über die Bedeutung und die Wirkung von Spott, Witz und Satyre gegenüber positiven Religionen herrschen sehr unrichtige Vorstellungen. Man hält eine solche Kampfesweise für eine untergeordnete und verschließt sich sogar der Tatsache, daß der »Voltairianismus« eine geistige Strömung Europa's bedeutet, über die sich die Anhänger und Vertreter sogenannter geoffenbarter Religionen bis auf den heutigen Tag nicht genug entrüsten können.

Es ist zwar richtig, daß die ernsten Argumentationen in Voltaire's antireligiösen Pamphleten, seine Entrüstung und sein Zorn in seinen Aufsätzen und Büchern, ebenfalls sehr viel zur Erschütterung des religiösen Wahns beigetragen haben, aber der hohe Wert seines Spottes darf darum doch nicht unterschätzt werden. Worin besteht aber dieser Wert?

Man wird ihn sofort durchschauen, wenn man sich an das bei seinen Gegnern so beliebte Schlagwort erinnert, daß Voltaire's Witze oder, wie man gerne verächtlich sagt, seine »Witzeleien« gegen religiöse Dinge, frivol seien. Dieser Ausdruck »frivol« zeigt ganz deutlich, was da vorgeht.

Ich möchte an die bekannte Anekdote erinnern, wonach einer Anzahl von Gelehrten die Frage vorgelegt wurde, wie es komme, daß das Gesamtgewicht von einer Tonne Wasser und einem außerhalb der Tonne befindlichen Fisch größer sei als das Gesamtgewicht beider, wenn der Fisch im Wasser der Tonne herumschwimmt. Alle Gelehrten bis auf

einen zerbrachen sich die Köpfe, dieses Rätsel zu lösen, nur dieser eine gab dem Frager die Frage zurück: Ob diese Behauptung denn überhaupt wahr sei, er möge doch den praktischen Beweis dafür liefern.

Die merkwürdige Tatsache, daß so viele Gelehrte die Behauptung akzeptierten, obwohl sie allen ihren bisherigen physikalischen Erfahrungen widersprach, wäre schwer zu erklären, wenn nicht noch ein charakteristisches Detail in jener Erzählung mit enthalten wäre. Diese Vexierfrage wurde nämlich nicht von dem ersten besten, sondern von einem König den Gelehrten vorgelegt; Lichtenberg, bei dem ich diese Erzählung zuerst fand, berichtet nämlich, es sei das König Georg III. von England gewesen. Und gerade dieser scheinbar nebensächliche Umstand erscheint mir als das Wichtigste bei der ganzen Geschichte. — Denn nur der Respekt vor einem König war es, der die Gelehrten um ihren gesunden Verstand und um den Mut des Zweifels oder der gänzlichen Abweisung eines Widersinnes gebracht hatte.

Wie die Furcht vor Gespenstern die Kraft raubt, sie auf ihre Realität hin zu prüfen, so wirkt die Ehrfurcht vor Hirngespinnsten auf die Vernunft lähmend ein, hindert uns, sie zu analysieren, und treibt uns an, ihnen Wert und Bedeutung zu verleihen.

Und das zeigt sich bis auf den heutigen Tag, wo noch immer religiöse Lehren nur darum ernst genommen und, obwohl sie mit Vernunft und Wissenschaft im Widerstreit stehen, nicht im Vorhinein verworfen werden, weil man Sklave des anerzogenen Respekts vor jenen Lehren ist. Witz und Satyre geben uns wenigstens den Mut, zu zweifeln, wenn schon nicht den, zu verwerfen, und mehr braucht es nicht, um uns frei zu machen. Alle Untersuchungen historischer und philologischer Natur, insoweit sie zur Bekämpfung positiver Religion und nicht zur objektiven wissenschaftlichen Vermehrung unserer Kenntnisse dienen sollen,

haben immer die Schwäche eines apriorischen Respekts vor den religiösen Behauptungen zur Voraussetzung. Das wird schon dadurch bewiesen, daß kein Christ, er sei noch so gelehrt, vom Glauben, z. B. an den Islam, nur deshalb frei ist, weil er dessen Lehren und Behauptungen, das Leben Mohameds und die ihn betreffenden Legenden, einer gründlichen Untersuchung unterzogen, und erst dadurch gefunden hat, es sei nichts damit.

Diesen Mangel an unbegründetem Respekt bei Voltaire und bei allen jenen, die ihm darin gleich sind, nennen nun die Verteidiger der positiven Religion: »frivol«, um pfiffigerweise in dieser so wichtigen Beschaffenheit der Gesinnung etwas Un-Ethisches vermuten zu lassen.

Weit entfernt, daß der Spott und Witz Voltaire's über religiöse Gegenstände als ein Zeichen von Oberflächlichkeit gelten darf, muß man im Gegenteil alle jene oberflächlich nennen, die, ohne Witz, mit großem Ernst sich jenen Dingen soweit gefangen geben, um ihnen durch allerlei Deutungen und Wendungen einen Sinn unterzulegen; denn nichts kann oberflächlicher sein, als ohne Prüfung sofort anzunehmen, eine Tonne Wasser und der Fisch würden an Gewicht verlieren, wenn man den Fisch in die Tonne steckt, und zwar bloß darum anzunehmen, weil es — ein König sagt.

Was Religion betrifft, so ist an Voltaire in der Tat keine einzige schwache Seite zu finden; und trotzdem er im Laufe eines langen Lebens auch manche Widersprüche mit früher ausgesprochenen Ansichten aufweist, so ist doch auch in Beziehung auf Metaphysik, namentlich insoweit sie sich mit religiösen Fragen beschäftigt, eine gewisse konstante Grundauffassung bei Voltaire zu konstatieren, über die die klarsten Denker noch heute nicht hinaus sind.

Daß das ganz besonders für die Negationen gilt, ist gewiß; allein in positiver Beziehung sind wir heute auch nicht weiter, als zu Voltaire's Zeit, trotz allen Aufwandes von weitläufigen Untersuchungen, trotz aller wissenschaft-

lichen Fortschritte und ungeachtet der Erweiterung unserer Kenntnisse der außereuropäischen Leistungen im Gebiet der Metaphysik und Religion.

Es ist erfreulich, ja wahrhaft erfrischend zu sehen, daß Voltaire bezüglich des vielleicht am wenigsten kindischen religiös-metaphysischen Begriffs, nämlich des Gottesbegriffs, frei, besser gesagt, leer ist. Seine ganze Überzeugung vom Dasein eines Gottes pflegte er nur mit der Frage zu begründen: »Wer hat das alles gemacht?« eine Frage, die auch Napoleon in Egypten an die Gelehrten der Expedition — gelegentlich eines Gespräches in sternklarer Nacht — richtete und, man muß es sagen, eine Frage, die auch den ungebildeten Menschen zum scheinbaren Beweise des Daseins eines Gottes dient. Daß man dann weiter fragen kann: »Und wer hat nun diesen Gott gemacht? Und wenn er gar nicht gemacht ist, könnte nicht auch die Welt, ohne jeden Gott, ebenfalls gar nicht gemacht sein?« — welche Einwendung ja nicht neu ist —, daran denkt man sonderbarerweise nicht, weder der ganz Ungebildete, noch ein Napoleon, der sogar noch Laplace den Vorwurf machte, in seiner Darstellung des Weltsystems sei Gott gar nicht zu finden.

Aber Voltaire war im Innersten seines Wesens wirklich frei, und jenes Argument »Wer hat das alles gemacht?« scheint für ihn doch durchaus kraftlos gewesen zu sein; denn wie wir schon sagten, er hatte eine gewisse Sympathie für, oder doch einen gewissen Respekt vor Spinozas Pantheismus, und, wie wenig ernst er die Idee eines Gottes-Daseins nahm, geht am besten aus jener Stelle in dem Gedichte: Les systèmes hervor, wo Voltaire Spinoza an den Thron Gottes herantreten läßt:

»Da näherte sich dem großen Wesen, verborgen unter dem Mantel seines Meisters Descartes, ein kleiner Jude, mit langer Nase, blassem Teint; arm, aber zufrieden, ein einsamer Denker, von subtilem und tiefem Geist, weniger gelesen als

gefeiert. »Verzeiht mir,« sprach er ganz leise zu Gott, »aber — unter uns — ich denke, daß Ihr gar nicht existiert! Ich glaube, es mathematisch bewiesen zu haben.« —«

Kann man einen Mann, der so spricht, noch einen wirklichen, ernsten Deisten nennen, als den man Voltaire zu bezeichnen gewohnt ist? Gewiß nicht; ein Deist kann solche Scherze nicht machen. Und ebensowenig kann der einen Glauben an das Dasein eines persönlichen Gottes besitzen, der den Satz aussprach: »Wenn Gott nicht existierte, so müßte man ihn erfinden.«

An einer anderen Stelle sagt Voltaire: »Das Wort Natur bedeutet nur die Gesamtheit der Dinge, nicht ein absolutes Wesen;« über welchen Gedanken wir heute noch nicht hinaus sind, wenn wir nicht willkürliche Einfälle zur Grundlage einer Metaphysik machen wollen, und über den der Mensch auch niemals wird hinaus können. Zeigen uns schon solche Äußerungen, wie reinlich Voltaire's Denken und Fühlen in Beziehung auf religiöse Dinge war, so gewinnen wir diesen Eindruck auf andere Weise auch noch dadurch, daß wir seine mehr als sechzig Jahre fortgeführte schriftstellerische Tätigkeit in dieser Hinsicht verfolgen und sehen, wie da keine einzige schwache Stelle zu finden ist, die uns an seiner wurzelhaften Geistesfreiheit zweifeln lassen könnte. Wie wohl ist uns daher bei ihm zu Mut!

Vergleichen wir aber z. B. einen viel späteren genialen, höchst trotzigen und vielfach oppositionellen Geist wie Lord Byron mit Voltaire. Byron kämpft mit Gott; in seinen sogenannten Mysterien schlägt er sich mit Gott, Engeln und Teufeln, und sogar mit ihrer biblischen Auffassung herum, und befestigt gerade dadurch die Voraussetzung ihrer Existenz, anstatt sie zu negieren;*) und auf mich

*) Es ist zu bedauern, daß diese Methode, jene veralteten Superstitionen philosophischen Dichtungen zugrunde zu legen, noch heute angewendet wird. Im Jahre 1903 erschien z. B. etwas derartiges unter dem Titel »Mythen und Mysterien« von Paul Heyse; darin begegnen wir wieder den alten Bekannten: Kain, Lilith und Genossen.

wenigstens machen alle seine anscheinend kühnen Ausfälle den Eindruck von Rodomontaden eines eben flügge gewordenen Studenten, der orthodox erzogen wurde, in einem gewissen Augenblick etwas von Freigeisterei in sich aufnahm, und nunmehr zu trotzen und zu poltern beginnt, aber gar nicht weiß, daß er sich mit lauter Hirngespinnsten herumschlägt. Also ein noch unfreierer Verstand, als ihn Don Quixote besaß, da dieser Windmühlen für Riesen hielt; denn hier war doch wenigstens etwas da, die Windmühlen nämlich. Ja, diesem Byron saß das alte Testament noch so tief in seinem Denken, daß er in »Harolds Pilgerfahrt« die Erbsünde in vollem Ernst in poetische Verwendung nahm! »Unser Leben ist ein Fehler der Natur«, heißt es dort, »nicht in Harmonie mit all den Dingen, eine schwere Last, ein nicht zu entwurzelndes Mal der Sünde.« Voltaire wäre der Gedanke, die Leiden des Lebens von der Erbsünde oder der Sünde überhaupt herzuleiten, weder im Wachen noch im Traume, weder in gesundem noch in krankem Zustande eingefallen; meines Wissens berührte er diesen Gedanken nur in der Weise, daß er die Frage aufwarf: Und was haben die armen Tiere getan? . . . Sie haben nicht von der verbotenen Frucht gegessen und gebären dennoch unter Schmerzen?!

Dieselbe Reinheit des Geistes wie gegenüber allem Religiösen zeigte Voltaire in seinem Verhalten zur Metaphysik, dieser etwas vornehmeren Schwester der Religion. Obwohl ohne spezielle Befähigung oder Muße zu eindringenden erkenntniskritischen Untersuchungen, durchschaute er dennoch, kraft seines großen Verstandes und seiner unerschütterlichen Herzhaftigkeit gegenüber allen Schwächlichkeiten die Haltlosigkeit aller Metaphysik; und die Erfahrung mit allen metaphysischen Systemen vor und nach Voltaire zeigt — bei aller Hochachtung vor der geistigen Energie ihrer Erfinder — wie richtig seine Ansichten hierin waren.

Voltaire wird übrigens als philosophischer Kopf — meiner Meinung nach — sehr unterschätzt. Wenn man aus seinen zahlreichen Aufsätzen eine Anzahl ihm eigentümlicher Argumentations- und Betrachtungsweisen, sowie positive Ideen oder Aperçus, die er allerdings nicht weit genug verfolgt, zusammenstellen würde, so wäre damit ein noch heute anregendes und namentlich als Einleitung in philosophisches Denken sehr nützliches Werk getan. Man sieht das schon aus der schönen, wenn auch kurzen Darstellung von Voltaire als Philosoph in dem Buche von David Strauß. Ich möchte übrigens bei dieser Gelegenheit durch ein Zitat aus Schopenhauers »Die Welt als Wille und Vorstellung« (II. Bd. S. 669) zeigen, was dieser strenge Zensor aller Philosophen von Voltaire als Philosophen hielt.

» . . . Im neuen Testamente ist die Welt dargestellt als ein Jammertal, das Leben als ein Läuterungsprozeß, und ein Marterinstrument ist das Symbol des Christentums. Daher beruhte, als Leibnitz, Shaftesbury, Bolingbroke und Pope mit dem Optimismus hervortraten, der Anstoß, den man allgemein daran nahm, hauptsächlich darauf, daß der Optimismus mit dem Christentum unvereinbar sei; wie dies Voltaire, in der Vorrede zu seinem vortrefflichen Gedichte »Le désastre de Lisbonne«, welches ebenfalls ausdrücklich gegen den Optimismus gerichtet ist, berichtet und erläutert. Was diesen großen Mann, den ich, den Schmähungen feiler deutscher Tintenklexer gegenüber, so gern lobe, entschieden höher als Rousseau stellt, indem es die größere Tiefe seines Denkens bezeugt, sind die Einsichten, zu denen er gelangt war: 1) die von der überwiegenden Größe des Übels und vom Jammer des Daseins, davon er tief durchdrungen ist; 2) die von der strengen Nezessitation der Willensakte; 3) die von der Wahrheit des Locke'schen Satzes, daß möglicherweise das Denkende auch materiell sein könne; während Rousseau alles dieses durch Deklamationen bestreitet, in seiner Profession de foi du vicaire

Savoyard, einer flachen protestantischen Pastorenphilosophie; wie er denn auch, in eben diesem Geiste, gegen das soeben erwähnte, schöne Gedicht Voltaires, mit einem schiefen, seichten und logisch falschen Räsonnement zu Gunsten des Optimismus polemisiert, in seinem bloß diesem Zweck gewidmeten, langen Briefe an Voltaire, vom 18. August 1756. Ja, der Grundzug und das πρωτον ψευδος der ganzen Philosophie Rousseaus ist dieses, daß er an die Stelle der christlichen Lehre von der Erbsünde und der ursprünglichen Verderbtheit des Menschengeschlechts eine ursprüngliche Güte und unbegrenzte Perfektibilität desselben setzt, welche bloß durch die Zivilisation und deren Folgen auf Abwege geraten wäre, und nun darauf seinen Optimismus und Humanismus gründet.«

Und in der Abhandlung »Über die Freiheit des menschlichen Willens« kommt Schopenhauer ebenfalls mit großer Hochachtung auf Voltaire zu sprechen.

Mir scheint die zweite der von Schopenhauer an Voltaire gerühmten Einsichten, nämlich die von der Unfreiheit des menschlichen Willens, diejenige, die am meisten Voltaire's philosophisches Naturell beweist, und es gilt das weniger für diese Grundansicht selbst, die sich bei ihm bekanntlich erst später (nach vielen Kontroversen mit Friedrich dem Großen) festsetzte, als für die Argumentation, mit der Voltaire die Nezessitation des Willens stützte.

Seine hierhergehörigen Bemerkungen sind nicht nur schlagend, sondern auch sehr weittragend, und in folgenden Sätzen enthalten: »Der Mensch ist frei, insoferne er das kann, was er will, aber er ist nicht frei, zu wollen; es ist unmöglich, etwas ohne Ursache zu wollen;« .... »Wir sind ebensowenig Herren unserer Träume wie unserer Gedanken,« und in dem bedeutenden Aperçu: »Wir können nie vorher bestimmen, welchen Gedanken wir in der nächsten Minute haben werden.«

Zu dem Problem der Willensunfreiheit möchte ich mir

einige Aufklärungen zu geben erlauben, deren mir dasselbe noch heute zu bedürfen scheint. So sehr ich nämlich die Argumentation Voltaire's und namentlich Schopenhauers als beweiskräftig ansehe, so glaube ich doch, es sei zur Herbeiführung einer vollen Überzeugung und Einsicht in diesen schwierigen Gegenstand notwendig, auch darzulegen, woher — trotz aller Gegenbeweise — doch der Schein der Willensfreiheit entstehe und wie man diesen Schein analysieren müsse. Dieser Punkt ist nicht nur für die theoretische Philosophie von größter Wichtigkeit, sondern auch für die Anwendung auf die Geschichtsphilosophie, namentlich die sogenannte »materialistische«, wo die Unterscheidung zwischen den sich spontan entwickelnden »Geschichtsgesetzen« (oder dergl.) und den aus unserem freien Willen unternommenen Änderungen des historischen oder sozialen Verlaufes der Begebenheiten eine so grosse Rolle spielt.

Ich möchte also darauf aufmerksam machen, daß die Analyse der Tatsache, dem Scheine nach frei zu sein von mir im Jahre 1878 in einer, allerdings sehr kurzen, Stelle des Werkes »Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben« gegeben, und offenbar dieser Kürze wegen vollständig unbeachtet gelassen wurde. Diese Stelle lautet in der dritten Auflage identisch mit der in der ersten (und zwar auf S. 60 und 61 der ersteren) folgendermaßen:

»Wenn wir gewisse Bemühungen und Richtungen der Vergangenheit tadeln, und wenn wir sagen, es hätte auch anders sein können, so halte man uns nicht das Naturgesetz, die Notwendigkeit, daß es so und nicht anders geschehen mußte, entgegen. Gewiß, was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden.

Wir meinen, wenn von Vergangenheit in Form eines »Sollens« gesprochen wird, stets nur dasjenige, was wir für die Zukunft zu tun hätten, und hierin hindert uns keinerlei Bedenken; wer, von der Notwendigkeit alles Geschehens ernstlich überzeugt, die Hände in den Schoß fallen ließe und

glauben sollte, daß alles Bemühen nutzlos und der Mensch in seinen Bestrebungen doch nicht frei sei, der würde einem Mißverständnis dessen, was Freiheit der menschlichen Tätigkeit in Beziehung zum Naturganzen betrifft, zum Opfer fallen.

Menschliche Tätigkeit erscheint uns frei vor ihrem Eintritt, notwendig nach ihrem Eintritt in das Weltgetriebe.

Es ist daher nur eine Zeitfrage, wie unser Gebahren charakterisiert wird.

So lange unsere Handlungen nicht als eingetreten oder abgeschlossen von uns angesehen werden, halten wir uns in ihrer Wahl für frei, und wir wählen in der Tat; je mehr Zeit aber nach ihrem Verlauf verflossen ist, desto mehr erkennen wir ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Es sind eben unsere Ideen, unsere Triebe, unsere Argumente nicht weniger Bestimmungsgründe des Verlaufs der Natur, als alles Andere, nur wissen wir nicht, in welchem Maße sie ein von uns angestrebtes Resultat herbeiführen werden. Nachher erst sehen wir, welche Triebkräfte den höheren Treffer gemacht haben. . . .«

Man erkennt also, daß der Anschein von Freiheit bloß darin seinen Grund hat, daß wir in dem Moment unserer Entschließungen dem Komplex hier bestimmender Umstände zu nahe stehen und in die richtige Sehweite erst dann gelangen, wenn der Zeitabstand ein genügender geworden ist. Eine hinreichende zeitliche Entfernung von den konkurrierenden Faktoren ermöglicht es uns sodann, eine so erschöpfende Analyse vorzunehmen, daß wir unsere Abhängigkeiten durchschauen können, wenn wir nur ehrlich und unerschrocken genug dazu sind. Auf diese Weise ist Determination mit dem Schein von Freiheit sehr gut zu vereinigen, und der Dualismus von unmittelbarer Gegenwart und einer selbst noch so nahen Vergangenheit genügt, diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen. Während Kant zum Behufe dieser Schwierigkeit den Dualismus des empirischen

und des intelligibeln Ichs erfand, welchen Dualismus wir, als eine ganz willkürliche metaphysische Erfindung, von uns weisen müssen, ist es daher bloß nötig, an seiner Stelle jenen anderen Unterschied von gegenwärtigem und vergangenem Zustande unseres Ichs ins Auge zu fassen, über dessen Zulässigkeit und Realität kein Zweifel obwalten kann.*)

Was nun die Metaphysik betrifft, so ist sie für Voltaire bloß »das Feld der Zweifel und der Roman der Seele«, welcher Gedanke in unserer Zeit oft in der Form von »Begriffsdichtung« zum Ausdruck gebracht wurde. »Sie hat das Gute,« sagt Voltaire ein anderes Mal,**) »daß sie keine beschwerlichen Vorstudien braucht; hier kann man alles wissen, ohne jemals etwas gelernt zu haben« . . . und »wenn man nur einen etwas subtilen und falschen Geist hat, so kann man sicher sein, weit zu kommen.«***) Im Jahre 1739 schreibt er: »Die Metaphysik ist nur ein Spiel des Geistes . . . . . die ganze Theodicee von Leibnitz ist nicht so viel wert wie ein Experiment von Nollet«†) und ganz kurz zu sprechen, war ihm außer Mathematik und Experimentalwissenschaft überhaupt eine jede Behauptung zweifelhaft.

---

*) Diese hier dargelegte Auffassung des Freiheitsproblems weist übrigens auf eine eingehendere Behandlung des Ich-Problems hin, das mit jenem in tiefwurzelnder Weise zusammenhängt, und die ich an anderem Orte noch zu publizieren hoffe. Auch möchte ich noch hinzufügen, daß mir seit dem ersten Durchdenken obiger Lösung des Problems der Willensnezessitation stets dunkel vorschwebt, daß ich sie bei irgend einem älteren Philosophen gelesen oder, als von ihm herrührend, zitiert irgendwo gefunden hätte, speziell scheint mir Bacon von Verulam der Urheber derselben zu sein; ich konnte aber trotz eifrigen Suchens nirgendwo eine Bestätigung meiner Vermutung finden.

**) Im Artikel »Trinité« des Philosophischen Wörterbuchs.

***) Ganz ähnlich äußerte sich Goethe zum Kanzler Müller (im Jahre 1825) über den Hang der neuen Zeit zum Mystizismus »daß man dabei weniger gründlich zu lernen pflege. Sonst habe man viel sein müssen, um etwas zu scheinen.«

†) Dem Physiker, der sich namentlich als Elektriker einen Namen machte.

Mit einer solchen Auffassungsart aller Dinge wäre aber vielleicht die neue Zeit gegenüber dem Mittelalter, wenigstens in intellektueller Beziehung, am präzisesten definiert.

* * *

Man wird mit der Beschreibung von Voltaire's Eigenart nicht so bald fertig, und es scheint mir, man könne von ihm mit Recht sagen: Diesem Menschen imponierte gar nichts in der Welt; was noch mehr besagt als der Satz: Er hatte vor nichts Furcht.

Alle die hundert Arten von Furcht wie von grundloser Ehrfurcht, die fast alle anderen Menschen niederbeugten, kennt er nicht. Das zeigt sich in seinen Schriften, in seinen Korrespondenzen mit den mächtigsten Persönlichkeiten Europa's und auch in seinem persönlichen Verkehr mit den sogenannten Großen. Diese Eigenschaft bewirkt den Hauptreiz bei dem Studium seiner Individualität und erfüllt uns in einzigartiger Weise mit solchem Lebensmut und solcher den Dingen überlegenen Heiterkeit.

Ihm imponierte wirklich gar nichts! Weder Schulmeinungen noch Dogmen, nicht alte Sagen der Geschichte, nicht metaphysische Systeme, weder mächtige Religionen, noch Gewohnheitstorheiten irgendwelcher Art, nicht Minister, nicht Könige.

Und es ist daher nur natürlich, daß alle jene, die sich gerne fürchten, die ein gewisses geheimes Grauen vor irgend etwas lieben, die gerne einen trüben Respekt und dunkle Ehrfurcht verspüren, daß alle jene von tiefem Widerwillen gegen Voltaire erfüllt sind. Denn sie schämen sich vor ihm; wie jemand, der im geheimen Winkel auf unanständigen Handlungen ertappt wird. Sie haben ein schlechtes Gewissen in ihrer Vernunft, die ihnen Vorwürfe macht, schon wenn sie die Physiognomie Voltaire's vor sich sehen, aber welche doch nicht die Kraft hat, sie von ihrem Fürchten und

Ehrfürchten zu befreien. Es ist ganz begreiflich, wenn ein Graf Joseph de Maistre, ein Mann, der alles Heil nur von der Wiederherstellung des mittelalterlichen Papsttums erwartet, der an Astrologie glaubt, die Planeten von Geistern führen läßt und Kriege für sehr erwünscht hält, um die »erschlaffte Menschheit aufzufrischen« — in seinen Soirées de Saint-Pétersbourg beim Anblicke des Porträts von Voltaire ausruft: ». . . . Seht doch diese freche Stirne, die nie vor Scham errötet, diese zwei ausgebrannten Krater, in denen nur noch Unzucht und Haß kochen; diesen Mund, der von einem Ohr zum andern reicht, und diese von grausamer Bosheit zusammengekniffenen Lippen, die wie eine Feder stets bereit sind, sich zu entspannen, um Blasphemieen oder Sarcasmen heraus zu schleudern. Sprecht mir nicht von diesem Menschen, ich kann nicht einmal den Gedanken an ihn ertragen. Ah! Wie viel Schlimmes hat der uns angetan!«*)

Die Kategorien von Menschen, die sich über Voltaire ärgern, sind beinahe unzählbar; und aus seiner Grundeigenschaft, sich von nichts imponieren zu lassen, erklärt sich das so leicht, daß man stets mit voller Sicherheit voraussagen kann, wer sich in jedem gegebenen Falle über ihn ärgern wird. Man lese im Buche »Ménage et finances de Voltaire« von Louis Nicolardot**) die Zusammenstellung aller feindseligen Aussprüche über Voltaire nach, so wird man eine sehr interessante Anregung zur Lösung einer derartigen psychologischen Aufgabe erhalten; und immer gelingt es leicht, die Wurzel der Feindseligkeit im Charakter oder in der Lebensstellung der Gegner zu entdecken. — Vielleicht am interessantesten ist die Gegnerschaft Napoleon's.

Es ist ja gar keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn Napoleon und Voltaire gleichzeitig gelebt hätten, jener diesem

---

*) Aus Nourrisson's »Voltaire« zitiert.

**) Wohl einem der wütendsten klerikalen Gegner Voltaire's.

nicht im mindesten imponiert hätte. Und das fühlte Napoleon sehr wohl, das mußte er instinktiv aus dessen ganzem Wesen heraus erkennen. Napoleon hatte eine solche Antipathie gegen Voltaire, daß er — wie, ich glaube, Arago in seinem Essay über Volta erzählt — aus dem Worte »Voltaire«, das über der Saaltüre der Akademie der Wissenschaften in großen goldenen Lettern stand, die drei letzten Buchstaben aus dem Marmor auskratzen ließ, um an Stelle Voltaire's den Namen des großen italienischen Physikers zu setzen.

Und über Voltaire als Schriftsteller soll er, wie Nicolardot*) berichtet, sich geäußert haben: »Voltaire ist voll von Schwulst und Flitter; immer falsch; er kennt weder die Menschen, noch die Dinge, nicht die Größe, nicht die Leidenschaften. Es ist zum Erstaunen, wie wenig er es verträgt, gelesen zu werden. Wenn der Pomp der Diktion, das Blendwerk der Szene, nicht mehr die Analyse und den guten Geschmack betrügen, verliert er sofort neunhundert von tausend.«

Napoleon verhinderte auch jeden Wiederabdruck von Voltaire's Werken.

Aus diesem allen merkt man ganz deutlich heraus, daß Bonaparte sogar durch den toten Voltaire so irritiert wurde, als ob der lebende vor ihm gestanden und nicht genug Ehrfurcht und Bewunderung vor dem allmächtigen Soldatenkaiser gezeigt hätte.

Und dieses Gefühl Napoleons war auch ein ganz richtiges.

Denn ein Mann, der in seiner Sphäre selbst ein Genie wie Bonaparte war, der den König von Preußen ganz wie irgend einen anderen Kameraden seiner Gesellschaft, bald liebenswürdig, bald höhnisch behandelte und infolge eines ihm bekannt gewordenen malitiösen Zuges Friedrichs seine Reise nach Potsdam mit den Worten antrat: »Ich will ihn

---

*) »Ménage et finances de Voltaire« par Louis Nicolardot (1887) II. Band, S. 348.

lehren, sich auf die Leute zu verstehen«; der, wie man von ihm sagte, die Größe bewunderte, aber die Großen verachtete — ein solcher Mann hätte selbst vor einem Geiste wie Napoleon nicht entfernt jene schüchterne Bewunderung gehegt, die die größten Genies diesem gegenüber empfanden, wie z. B. ein Goethe oder ein Byron. Und wer seinen »Mahomed« dem Papste widmet, der wäre auch sehr dazu geneigt gewesen, von Napoleon das Wort »tragediante« — mit gebührender Vorsicht — zu gebrauchen, das Pius VII. diesem entgegenschleuderte; und all das Boshafte, das Chateaubriand, die Staël und die anderen glänzenden Schöngeister gegen Napoleon unternommen, hätten diesen gewiß nicht entfernt so irritiert, wie das beleidigende Ausbleiben der Ehrfurcht oder der Furcht, das er schon in Voltaire's Physiognomie und selbst in seinen gewiß nicht ausbleibenden Komplimenten hätte bemerken müssen.

* * *

Die Deutschen haben eine schöne Sage von dem »Knaben, der das Fürchten nicht gekannt«. Richard Wagner hat Siegfried als einen solchen Knaben dargestellt, jenen jungen Helden, an Leib ein Riese, voll von Mut, leer an Wissen und Verstand, der sich an dem Anblick des großen Drachens, den alle anderen fürchteten, bloß belustigte.

Es ist sonderbar, daß diesen Sagen wie andern ähnlichen stets mehr oder weniger deutlich der Gedanke zugrunde liegt, daß der Mut, den man doch als eine Tugend ansieht, nur mit Mangel an Verstand und mit Unwissenheit verbunden sein kann. Von der Sage der Bibel angefangen, derzufolge Erkenntnis Sünde sei, trifft man immer auf solche kleinmütige und irrige Anschauungen, in denen geradezu eine Scheu vor Verstand und Wissenschaft zutage tritt, eine Art asketischer Stimmung, sich — besonders vor einem despotisch gedachten Gott — ja nur so klein zu machen

als möglich. Die ganze schiefe Auffassung Rousseau's und nach ihm vieler anderer: Kultur, Kunst und Wissenschaft als eine Art Sündenfall und nur Unkultur als mit Moral vereinbar anzusehen, gehört ebenfalls in dieses Kapitel.

Was bedeutet aber der Mut von hundert Siegfrieden gegen den Mut desjenigen, der nicht nur einen, sondern gar viele Drachen aus ihren Höhlen lockte und sie erlegte oder schwer verwundete!

Und das war auch überdies kein Riese an Leib, sondern ein immerwährend kränkelndes Männchen, und nicht darum so mutig, weil er gar so dumm und unwissend war; denn hier war es einer der genialsten und bildungsreichsten Menschen, die je gelebt haben, der das Fürchten nicht kannte. —

Indessen: Etwas Gemeinsames hatte Voltaire doch mit jenem Knaben oder jenem Siegfried; denn auch er hatte das Naturell eines Kindes.

So seltsam diese Ansicht im ersten Augenblick erscheinen mag, und so gewiß viele es als widerspruchsvoll und lächerlich finden werden, sich den geistreichsten Mann der Welt sein ganzes Leben hindurch als eine Art von Kind, als naiv, vorzustellen, so ist es darum doch nicht weniger wahr. Dieser Mann, gescheit wie der Tag, von beinahe universeller Bildung, der immer noch weiter, bis zum letzten Atemzuge, studiert und schreibt, der sich mit hundert Gegnern herumbeißt, sich, wenn er irgendwie Gefahr wittert, verstellt und versteckt, schlaue finanzielle Unternehmungen durchführt und hierdurch ein steinreicher Mann wird — wo, wird man fragen, bleibt da das »Kind?« Wo die Naivetät?

Und doch ist es so: Ja, einige seiner gescheiteren Zeitgenossen wußten das schon. Diderot wie Grimm sprachen mitunter von dem bösen »unbesonnenen Kinde«, von dem »großen Kinde in Ferney«; und nur unter dem Gesichtspunkte, daß Voltaire eine naive, kindliche Natur war, ge-

winnen alle seine oft seltsamen Handlungsweisen eine einheitliche Charakteristik. Er war und blieb bis zu seinem Ende ein Weltkind in jedem Sinne, den man diesem Ausdruck nur geben kann. —

Wenn wir unter »Naivetät« die Abwesenheit aller Selbstbespiegelung und ferner die Eigenschaft verstehen, in allen Handlungen und Reden ohne alle vorhergehende Reflexion und Berechnung, rein impulsiv seinem Naturell freien Lauf zu lassen — so war Voltaire gewiß naiv, ein naives Weltkind.

Alle seine Gewandtheit, sein feiner Takt, den er in jeder Umgebung, in den sogenannten höchsten Kreisen und selbst bei Hofe zeigte, stehen mit seiner Eigenschaft, naiv und kindlich zu sein, durchaus nicht in Widerspruch. Denn man kann naiv sein, ohne dumm und ohne tölpelhaft zu sein.

Er konnte alle Zügel fallen und sich frei gehen lassen, auch auf seine gute Naturanlage vertrauen; und wenn er Anstoß erregte, so geschah das fast nie darum, weil er einen falschen Schritt oder ein unrichtiges Vorgehen zu bereuen hatte, sondern seine Umgebung war meistenteils nicht fähig, diesen genialen Ingénu zu verstehen. Das: »Es schickt sich nicht,« »das paßt für einen alten Mann nicht,« »es ist unter der Würde eines berühmten Schriftstellers« u. dgl. gab es für den freien Geist Voltaire's nicht; und infolge dessen weist sein ganzes Leben so viele Züge von Natürlichkeit und Unmittelbarkeit auf, die bei einer solchen weltmännischen Gewandtheit, Intelligenz, Gelehrsamkeit, kritischen Kraft, solchem Alter, und in einer Gesellschaft, die voll von Noblesse der Manieren war, in Erstaunen setzen.

Und es ist von ganz einzigem Reiz, mitunter diese Naivetät mit den heftigsten Emanationen seiner großen Tendenzen und Anschauungen abwechseln oder geradezu verbunden zu sehen.

Als schon sehr alter Mann und Schloßherr von Ferney

führte Voltaire einmal die zu Besuch weilenden Damen — lauter Eleganzen der Pariser besten Gesellschaft und prüde Engländerinnen — in seine Stallungen, um ihnen das Bespringen der Stuten durch einen Hengst zu zeigen! Während die Damen, wie es sich schickte, ihr verschämtes Antlitz zur Seite wandten, rief Voltaire, der nichts davon merkte und immer nur den animalischen Vorgang beobachtete, voll Begeisterung aus: »Sehen Sie doch, meine Damen, dieses gewaltige Naturschauspiel! Welche Erhabenheit!« — Wenn das nicht die wahre Größe eines Philosophen wäre, so könnte man es die Unschuld eines Kindes nennen, aber es ist beides zugleich.

Nicht wenig naiv und kindlich war es auch, wenn — wie Charles Pougens berichtet — Voltaire sich zuweilen in den Morgenstunden mit seiner Haushälterin Barbara, einer dicken Schweizerin, in Disputationen einließ. Die Haushälterin nämlich drückte Voltaire ganz offen die tiefe Verachtung aus, die sie vor seinem angeblichen Esprit empfand, und mit dem ehrlichsten Glauben der Welt versicherte sie Voltaire, daß sie nicht begreife, wie es Leute geben könne, die in ihm nur eine Unze gesunden Verstandes entdecken.*)

Niemals jedoch zeigte Voltaire so deutlich seine unglaubliche Naivetät, seine Unbekümmertheit um das »Es schickt sich nicht für mich« und zugleich seine immerwährende Erfülltheit von seinen großen Tendenzen, als in jener Szene, da er, in seinem 76. Jahre, dem Bildhauer Pigalle zu seiner Büste sitzen sollte.

Voltaire war gegen die Herstellung seiner Statue, die seine Freunde, auf Anregung von Madame Necker, verlangten. »Ich zähle 76 Jahre,« schrieb er an Frau Necker, »und, wie man sagt, soll Pigalle mein Gesicht modellieren, aber dazu wäre vor allem nötig, daß ich ein Gesicht hätte, während man doch kaum dessen Stelle erraten könnte.

*) Nach Desnoiresterres zitiert.

Meine Augen sind drei Zoll tief eingesunken usw.« und an d'Alembert: »Der alte Affe, den Pigalle unter Ihren Auspizien in Marmor hauen will, hat alle seine Zähne verloren und verliert auch sein Augenlicht. Er ist ganz und gar nicht sculptable und in einem Zustande, nur Mitleid zu erregen.«

Voltaire drang aber mit dieser Absicht nicht durch und bequemte sich endlich dazu, Pigalle zu sitzen;*) jedoch hielt er keinen Augenblick still, hatte immerwährend seinen Sekretär Wagnière neben sich, dem er Briefe diktierte, dazu schnitt er Gesichter und amüsierte sich damit, Erbsen durch ein Blasrohr zu schleudern, nur um Pigalle die Ausführung seiner Aufgabe zu erschweren oder unmöglich zu machen.

Plötzlich verwandelte sich dieses weltberühmte, steinalte Kind in einen gewaltigen Kämpfer, da ein Zufall an seine große Aufgabe, die er keinen Augenblick seines Lebens aus dem Auge verlor, gerührt hatte.

Pigalle hätte unter diesen Umständen nämlich Ferney sicher unverrichteter Sache verlassen, wäre nicht am letzten Tage seines dortigen Aufenthaltes während des Modellsitzens die Rede auf die Anbetung des goldenen Kalbes in der Wüste gekommen. Voltaire, lebhaft interessiert, ließ sich von dem Bildhauer auseinandersetzen, wie viel Zeit wohl dazu gehöre, um ein solches Götzenbild aus Gold herzustellen; und als der Bildhauer meinte, dazu gehörten etwa sechs Monate — während bekanntlich in der Bibel von 24 Stunden gesprochen wird — wurde Voltaire durch die Erklärung des technischen Details einer solchen Bildnerarbeit und durch seine Freude, in der Bibel wieder eine neue Absurdität entdeckt zu haben, so gefesselt, daß er stille hielt und Pigalle wenigstens einen Entwurf für seine Statue mit nach Paris nehmen konnte.

---

*) Ich benütze hier die Darstellung in »La vie intime de Voltaire aux Délices et à Ferney« von Perey und Maugras (1892); sowie teilweise jene in Dr. Käthe Schirmachers »Voltaire« (1898).

Eine solche Mischung von Kindlichkeit mit Größe, von der man noch viele andere Beispiele in Voltaire's Leben findet, kennzeichnet, wie man schon lange weiß, eine ganz besondere Art von Genies. So war es bei Mozart, und auch in seinen jungen Jahren bei Goethe. Manche, namentlich Herder, glaubten, wie man weiß, dieses »ewige Kind« Goethe tadeln zu sollen; indessen hörte Naivetät jeder Art in Goethes Alter gänzlich auf, während sie bei Voltaire mit den Jahren eher zu- als abnahm. —

Damit ihm aber nichts zur vollen Kindlichkeit fehle, besaß Voltaire auch in hervorragendem Maße die Eigenschaft, leicht zu weinen.

Daß Tränen bei einem Voltaire nicht aus falscher Sentimentalität geflossen kamen, braucht nicht erst bewiesen zu werden; sein ganzes Wesen spricht gegen eine solche Voraussetzung.

Übrigens ist es bekannt, daß die meisten großen Pariser Schriftsteller des 18. Jahrhunderts leicht zum Weinen zu bringen waren. Man braucht nur an Rousseau oder an Diderot zu denken. Liebesangelegenheiten, Kunsteindrücke, neue und große philosophische, namentlich ethische Ideen oder Tatsachen lockten ihnen Tränen hervor. Rührung und Enthusiasmus waren bei ihnen etwas Alltägliches; zwei Naturanlagen, die man — allerdings neben manchen tadelnswerten, jedoch sekundären Eigenschaften — bisher in der Kulturgeschichte noch niemals in diesem Maße beisammen gesehen hatte, und die als ideale Grundlage in nicht ferner Zeit die Franzosen zu all' dem Edlen und zu jenen welthistorisch großen Momenten des politischen Lebens befähigten, die wir als die guten Seiten der französischen Revolution betrachten. Wenn man nun bedenkt, daß der neben Friedrich dem Großen gewaltigste Kämpfer der damaligen Zeit, Voltaire nämlich, so leicht zu rühren war und so leicht weinte — besonders im Theater zerfloß er oft in Tränen — so kann man daraus lernen, was es mit der so-

genannten starken und verschlossenen Männlichkeit auf sich hat, und daß es gar keinen Sinn hat, die stoische Ruhe und Unerschütterlichkeit im Affekt als eine Tugend und als Kennzeichen einer kräftigen Natur anzusehen. Wir sehen an Voltaire deutlich, daß sich große geistige Kraft mit Weichheit des Gemüts vereinigen kann; daß es durchaus kein Zeichen von Männlichkeit sein muß, Schmerz und Freude in seinem Innern verschlossen zu halten, und daß man, im Gegensatz zu einem theatralischen Stoizismus, sich der Tränen nicht zu schämen braucht, wenn die Natur sich in solcher Weise Luft zu machen sucht.

Finstere, harte oder vorurteilsvolle Geister mögen sich darüber lustig machen, daß Voltaire vom Sterbebette seiner Geliebten, der Marquise du Châtelet, — »an dem in seltsamer Vereinigung neben dem tiefgebeugten Voltaire sein bevorzugter Nebenbuhler und der Gatte, dem sie beide vorgezogen wurden, trauerten«, wie sich ein philiströser Biograph Voltaire's höhnisch ausdrückt — »hinwegtaumelnd, ohnmächtig auf der Schloßtreppe zusammenstürzte«; süffisante Ästhetiker mögen mit dem überlegenen Lächeln der Unwissenheit es sehr komisch finden, daß man ihn bei den Theateraufführungen in Ferney, namentlich bei seinen eigenen Stücken und als Mitspieler, heiße Tränen vergießen sah.

Und wer ist der rohe Geist, den es nicht rühren oder der es gar als Schwäche auslegen würde, wenn er vernimmt, wie der vierundachtzigjährige Greis in Paris in seinen letzten Tagen den Tod befürchtete; wie als er furchtbar litt, und Tronchet ihm riet, falls ihm sein Leben lieb sei, sofort in seine gewohnte Ruhe nach Ferney zurückzukehren, Voltaire ihn bei der Hand nahm, ihm unter immerwährendem Weinen dankte und stets die Worte wiederholte: »Sie sind mein Lebensretter, nur Sie!«

Es gibt Menschen, und Carlyle z. B. gehört zu ihnen, die alles, was nicht sie selbst betrifft, nach den Sprüchen der Fibel und mit der Beschränktheit eines Schulmeisters

beurteilen, — herrlich spricht über solche Menschen Wieland in der Einleitung zu der Übersetzung von Cicero's Briefwechsel —, die sich gern starke Geister dünken und sagen: Für einen Mann, und gar für einen Philosophen, schickt es sich nicht zu weinen; schickt es sich nicht, sich vor dem Tode zu fürchten, und schickt sich dies und jenes nicht. Da ist unsereins aus ganz anderem Holz geschnitzt. Wir? Wir verziehen keine Miene, wir sind Männer, wir sehen allen Schrecken ruhig ins Angesicht, uns wird man niemals weder Furcht noch Rührung ansehen.

Überlassen wir diese Helden sich selbst. Wer einem Manne wie Voltaire Schwäche vorwerfen will, weil er wie ein Kind leicht weinen und leicht lachen kann, und nicht wie vor dem Spiegel stets seine Attituden beobachtet, auf den paßt das Wort Goethe's vom hohlen Darm — das Gott erbarm«, und noch besser das derbere Wort von Napoleon: »Ein seidener Strumpf mit Dreck gefüllt.« —

Man vergißt, wenn man bei einzelnen Zügen in Voltaire's Leben moralisierend die Nase rümpft und sich selbst, ohne es auszusprechen, für eine höhere, moralisch kräftigere Natur als ihn hält — was namentlich bei deutschen Voltaire-Biographen häufig vorkommt — man vergißt in solchen Momenten, wer man selbst ist und wer Voltaire war. —

Gewiß war er ein Kind, das wurde ja eben zu zeigen versucht; aber was für ein furchtbares Kind konnte er auch sein, da, wo tausend Männer gezittert und wenigstens innerlich geweint hätten!

Allen dunklen Mächten gegenüber war er das schrecklichste enfant terrible der Welt. Dieses Kind konnte nicht wenig »frech« sein, und welchen Segen, welche Befreiung brachte nicht diese Frechheit in die Welt! Vor ihr hatte der ganze europäische Kontinent gezittert, und er tut es zum großen Teile heute noch. Die Frechheit dieses Kindes nahm uns die frühere Schüchternheit, die so sehr mit

Knechtssinn verwandt war; sie gab uns Zutrauen zu uns selbst und brachte uns zum Bewußtsein, daß nichts das Recht hat, zu bestehen, was sich nicht rechtfertigen kann.

Lassen wir also dieses Kind auch mitunter — weinen.

Er war ja auch ein unvergleichlich gutes Kind!

Aus jeder Biographie, selbst seiner Gegner, und auch aus den wenigen in diesem Buche mitgeteilten Daten kann und muß das jeder entnehmen. Er war gut und auch überaus gutmütig.

Daß er das war, kann übrigens wohl nicht besser bewiesen werden, als durch die Aussagen seiner Sekretäre, die immer um ihn waren und ihn in allen Details seiner Lebensführung beobachten konnten. Der eine, Collini, war 5 Jahre bei ihm, Longchamp sodann 8 Jahre und endlich Wagnière volle 24 Jahre; und nun möge man doch in den Memoiren dieser Männer nachlesen, was sie von der Güte und auch von anderen moralischen Vorzügen Voltaire's berichten. Dabei war Collini selbst ein gelehrter, intelligenter Mann, der sehr gut zu beobachten verstand, Wagnière ebenfalls ein durchgebildeter Geist und sie beide edle, wahrheitsliebende Naturen. Wagnière erzählt, daß alle, die mit Voltaire lebten, »seine katholische wie seine protestantische oder lutherische Dienerschaft, seine Vasallen wie die Bewohner seiner Provinz, in der er die letzten vierundzwanzig Jahre seines Lebens verbrachte«, Zeugnis ablegen konnten für die Wahrheit seiner Lobpreisungen von Voltaire's Charakter. Longchamp berichtet, daß er bei seinem Eintritt in Voltaire's Dienste mitunter über dessen brüskes Benehmen frappiert war, aber bald einsah, daß das »nur Äußerungen seines lebhaften Temperaments seien, die sich ebenso rasch besänftigten, wie sie hervortraten, daß sie eben nur vorübergehend und sozusagen oberflächlich, während seine Nachsicht und seine Güte solid und dauerhaft waren.«

Ähnlich sagt Wagnière, daß wenn Voltaire während eines Unwohlseins auffahrend gegen seine Dienerschaft gewesen

war, er einige Stunden nachher, wenn er sie wieder sah, sich vor ihnen entschuldigte: »Ich habe meine Leute ausgezankt, aber mein Gott, man muß mir verzeihen, denn ich litt wie ein Unglücklicher.«

Dies alles bezog sich auf seine Gutmütigkeit. Was seine Güte betrifft, über die ich ja schon oft sprach und noch sprechen werde, so ist es besonders charakteristisch, daß er, wie Wagnière berichtet, »Wohltaten erwies und dabei die Kunst besaß, die Eigenliebe jener zu schonen, die er verpflichtete«, eine Kunst, die, wie jeder Menschenkenner weiß, nur sehr selten geübt wird.

Wie gut er war, bezeugt selbst ein so prinzipieller Gegner wie Faguet: »Persönlich war er großmütig, wohltätig und lieh seine Feder den Verfolgten. Aber nicht genug daran, das Gold floß ebenso leicht aus seinen Händen in jene der Unglücklichen; Beweis dessen seine Briefe an seinen Pariser Intendanten, den Abbé Moussinot. Und er war immer großmütiger und wohltätiger, je reicher er wurde.«

Sonderbar ist es daher, daß Voltaire so beharrlich sein Geiz vorgeworfen wurde. Das wurde beinahe zum landläufigen Urteil und baute sich auf allerlei erfundenen oder falsch gedeuteten kleinen Affären auf, die von seinen Feinden ins Unmäßige aufgebauscht wurden. Gewiß ist es, daß Voltaire als kluger Finanzmann und Rechtskundiger sich niemals übervorteilen oder überhalten lassen wollte und es überdies verstand — wie sein Sekretär Collini erzählte —, seine Kapitalien geschickt zu verwenden, anzulegen und zu vergrößern. Ist schon Geiz an und für sich kein Fehler, falls er nicht mit einem harten Herzen gegen andere verbunden ist — wenn irgend jemand seine Freude daran hat, für sich geizig zu sein, so geht das niemanden etwas an — und daher auch eigentlich kein Punkt, der in der Biographie und Charakteristik eines Mannes der größten Öffentlichkeit hervorgehoben zu werden verdient, so ist noch weniger die kluge Finanzkunst eines solchen Mannes zu

tadeln, obwohl man gewohnt ist, zu denken, sie »schicke sich« für einen Dichter oder für einen Philanthropen nicht. Wohl dem Manne, sei er sonst, was er wolle, wenn er es versteht, sich pekuniär gut zu stellen, wohl für ihn und wohl für seine allgemeinen Zwecke, falls er welche hat.

Voltaire selbst sprach sich darüber in seinen Memoiren sehr gut aus. Nachdem er von den Annehmlichkeiten des von ihm gekauften Landsitzes erzählt hat, fährt er fort: »Es gibt da allerdings etwas, worüber meine teueren Mitbrüder unter den Schriftstellern vor Schmerz zerplatzen könnten; dennoch bin ich nicht reich geboren; dazu fehlt sehr viel. Man fragt mich, durch welche Kunst ich dazu gelangt bin, wie ein Generalpächter zu leben; es ist gut, wenn ich es sage, damit mein Beispiel nachgeahmt werde. Ich habe so viele Schriftsteller arm und verachtet gesehen, daß ich seit langem beschlossen hatte, deren Zahl nicht noch zu vermehren. . . . Man muß aufmerksam sein auf alle Operationen des Ministers. . . . Man muß in der Jugend ökonomisch sein . . . u. s. w.«

Diese teueren »Mitbrüder«, die nicht nur auf seinen früheren Wohlstand, sondern auch (und noch mehr) auf seinen Ruhm so eifersüchtig waren, ließen schon im Jahre 1733 »Porträts« von Voltaire in Paris zirkulieren, in denen unter anderem auch sein Geiz an den Pranger gestellt wurde. Erst viel später bekam Voltaire ein solches Porträt zu Gesicht. »Ich habe viel mehr Fehler,« schrieb er darüber am 4. August 1735 an Berger, »als man mir in diesem Werke vorwirft, und ich habe nicht die Talente, die man mir darin zuschreibt; aber ich bin dessen ganz sicher, daß ich die Vorwürfe der Gefühllosigkeit und des Geizes durchaus nicht verdiene. Meine Freundschaft für Sie schützt mich vor dem einen, und das Vermögen, das ich an meine Freunde verschwendete, vor dem anderen Vorwurf.« Und ich will hier die Tatsache hinzufügen, daß, wie Condorcet berichtet, Voltaire schon als junger, also noch durchaus

nicht so reicher Mann, wie er es im Alter war, sehr oft die Tantièmen aus den Aufführungen seiner Dramen den Schauspielern überließ und überdies junge Talente unterstützte.

In der Tat wußte Voltaire nicht nur Revenuen zu gewinnen, sondern auch in großem Stile, wie sich Collini ausdrückt, auszugeben, und er zeigte bei vielen Gelegenheiten eine Freigebigkeit, die weit über sein Vermögen hinausging.*) Er selbst sagte: »Ich lebe ebenso einfach wie Diogenes und Aristipp; es ist nur für die anderen, daß ich so viel Aufwand treibe.«

Und ein anderes Mal gebrauchte er bezüglich seiner Sparsamkeit, die eigentlich nur in einer zweckmäßigen Führung seines Haushaltes bestand, die Worte: »Man muß ökonomisieren, um freigebig sein zu können.«

Collini berichtet auch, und der Genfer Buchhändler Cramer bestätigte es, daß Voltaire seit seinem Aufenthalt in Ferney seine Werke den Verlegern ohne jeden Honoraranspruch überließ; und »niemals, fügt Collini hinzu, »war er darauf bedacht, sich auf irgend eines jener filzigen Manöver zu verlegen, deren man ihn beschuldigte . . . Knickerei gab es in seinem Hause niemals, und ich habe nie einen Menschen gekannt, der von seiner Dienerschaft so leicht zu bestehlen gewesen wäre.«

Besonders der letztere Umstand beweist wohl zur Genüge, daß bei Voltaire von Geiz gar keine Rede sein kann; und dem Vorwurfe, geizig gewesen zu sein, liegt, da er doch so sehr durch zahllose Tatsachen widerlegt wird, gewiß ein unbewußter Neid zugrunde, daß hier ein Schriftsteller einmal nicht darbte, wie fast alle anderen, sondern wie ein »Grand-Seigneur« leben konnte.

Allein sieht man denn nicht ein, welche Unterstützung der Souveränetät aller Welt gegenüber Voltaire auch durch seinen Reichtum besaß? Warum mißgönnte man ihm diese

*) Maugras »La vie intime . . .« (58).

Unabhängigkeit? Welch' pitoyablen Eindruck macht es doch, zu sehen, wie z. B. d'Alembert in seiner Armut von Friedrich dem Großen eine Pension und behufs einer Reise nach Italien zur Herstellung seiner Gesundheit eine spezielle Unterstützung annehmen mußte! Und nicht weniger trübe stimmt es, wenn ein Diderot, nur um leben zu können, seine Bibliothek der Kaiserin Katharina zum Kaufe anbieten mußte, und als diese ihm, wie bekannt, in großmütiger Weise entgegenkam, an d'Alembert einen Brief voll Jubel darüber schrieb, daß dieses Jahr »schlecht für die Feinde der Philosophie ausgefallen« sei; denn »hier ist eine Begebenheit . . . . usw.« »Ich bin nun glücklich und zwar vollkommen glücklich,« setzt er noch hinzu.

Man denke sich, Voltaire wäre in einer solchen Lage gewesen, wie d'Alembert, Diderot u. a. Es läßt sich dann mit Sicherheit annehmen, daß, selbst wenn er z. B. von Friedrich und Katharina unterstützt worden, also zwar vor Not geschützt gewesen wäre, dennoch sein imponierender Einfluß auf diese beiden und auf alle anderen einflußreichen Kreise Europas wesentlich geschwächt worden wäre; auch in seinen Schriften gewiß jener fast übermütige polemische Ton nicht zu finden gewesen wäre, der einem pekuniär Bedrückten so schwer zu Gebote steht, und der doch so wesentlich zu dem Eindruck von Voltaire's Werken beigetragen hat. Und daß ein armer Voltaire nicht jene grandiose Wohltätigkeit hätte ausüben können, durch die er so glanzvoll sein Dasein verschönerte, ist selbstverständlich.

Einen Fall, der zeigt, wie der »geizige« Voltaire zu geben pflegte, will ich nach dem Berichte des berühmten Schauspielers Lekain kurz anführen. Dieser, der Voltaire in einer Vorstellung von d'Arnaud's »Le mauvais riche« sehr gefallen hatte, antwortete ihm auf seine Frage, was für Zukunftspläne er habe: er kenne kein größeres Glück auf Erden, als Komödie zu spielen; er wolle daher das Metier seines Vaters (eines Goldschmieds) verlassen und trachten,

zu der Truppe der Schauspieler des Königs zugelassen zu werden. »Ah! Mein Freund,« rief Voltaire aus »tun Sie das niemals; spielen Sie Komödie zu Ihrem Vergnügen, aber machen Sie keinen Beruf daraus . . . Eines Tages wird Frankreich Ihre Kunst schätzen, aber dann wird es keine Baron, keine le Couvreur, keine Dangeville mehr geben. Wenn Sie auf Ihr Projekt verzichten wollen, so leihe ich Ihnen zehntausend Francs, um Ihr Geschäft zu beginnen, Sie werden sie mir zurückgeben, wann Sie können . . . .«

Es hat in Frankreich viele sehr reiche Schriftsteller gegeben — ich will nur Viktor Hugo nennen — und in Deutschland einige wenige, z. B. Goethe, Richard Wagner; allein man weiß nichts davon, daß sie je in nur einigermaßen ähnlicher Weise verfahren hätten, auch gegen strebsame Schriftsteller oder Künstler nicht.

Die obige Episode mit Lekain ereignete sich im Jahre 1750.*) Dieses System der Wohltätigkeit im großen Maßstabe setzte Voltaire bis an sein Lebensende fort. In dem Berichte des Fürsten von Ligne, der im Jahre 1763 in Ferney war, wird erzählt: »Er gibt Unterstützungen allen Unglücklichen, er errichtet Gebäude für arme Familien und ist ein Wohltäter in seiner eigenen Familie, wie in seinem Dorfe; ein guter und großer Mann zugleich; eine Vereinigung, ohne die man weder das eine noch das andere vollkommen sein kann: denn das Genie gibt der Güte eine größere Ausdehnung und die Güte dem Genie mehr Natürlichkeit.«**) Lekain berichtet unter anderem von der Undankbarkeit, die Voltaire so oft erlebte; von jenen Undankbaren, die über empfangene Wohltaten erröteten, und die um ihre Niederträchtigkeit auf das Aeußerste zu treiben, ihren Wohltäter in der unwürdigsten Weise verleumdeten. »Ich habe mehr

*) Siehe: Note sur M. de Voltaire et faits particuliers concernant ce grand homme, im 92. Bande der Ausgabe von Voltaire's Werken aus dem Jahre 1789.

**) Aus Desnoiresterres' Voltairebuch.

als einen dieser Sorte gesehen. Ich war Zeuge von Diebstählen, die Leute aus allen Ständen an ihm begingen. Er bedauerte die Einen, verachtete still die Anderen aber niemals nahm er Rache an irgend einem von ihnen. Die Buchhändler, die er reich machte . . . haben ihn immer öffentlich verrissen, aber niemand wagte es, gegen ihn gerichtlich vorzugehen, weil sie alle Unrecht hatten.«

Lekain fügt zur Beleuchtung von Voltaire's gutem Gemüt noch hinzu: »Er blieb immer seinen Freunden treu. Sein Charakter ist wohl impulsiv, sein Herz ist gut; seine Seele ist mitleidig und gefühlvoll . . . . Tief und gerecht in seinen Urteilen über die Werke anderer, voll von Liebenswürdigkeit, Höflichkeit und Grazie im gewöhnlichen Verkehr; unbeugsam gegenüber Leuten, die ihn angegriffen hatten — das ist sein Charakter, nach der Natur gezeichnet. Man wird ihm niemals vorwerfen können, auch den ärgsten seiner Feinde zuerst angegriffen zu haben.«

Und mit dieser Bemerkung Lekain's gelangen wir zu der schönen Seite in Voltaire's Charakter, die sich in seinen so lange währenden und so zahlreichen Kämpfen mit Gegnern und Feinden dokumentiert. Man muß über diesen Mangel an Galle, an Verbitterung geradezu staunen. Allerdings konnte er auch sehr wild werden, wenn er angegriffen wurde, und diese Kraftäußerung setzt die Gutmütigkeit des Naturells in um so helleres Licht, als sie eben nie in aggressiver Weise, sondern nur in der Notwehr hervortrat. »Jedoch nach den ersten an ihm begangenen Feindseligkeiten,« erzählt Lekain, »zeigte er sich wie ein Löwe«, »der aus seiner Höhle hervorkommt, ermüdet vom Gebelle der Hunde, die er schweigen machte durch den bloßen Anblick seiner gesträubten Mähne . . .« »Ich habe ihn tausendmal sagen gehört, daß er in Verzweiflung sei, nicht Crebillon's Freund sein zu können . . .«

Auch Grimm, ein Gegner Voltaire's, bezeugt in seiner

Korrespondenz, daß er nie der Angreifer war, und das tun auch viele andere.

Und da noch immer so vielfach die Meinung herrscht, Voltaire sei ein rücksichtsloser Streiter gewesen, der Lust am Streite gehabt habe, so seien einige seiner Aeußerungen über diesen Gegenstand in vertrauten Briefen hier angeführt.

»Nichts ist skandalöser und trauriger,« schrieb er im Jahre 1774 an Madame du Deffand, »als zu sehen, wie sich Leute von Geist gegenseitig zerfleischen; das sind Kinder derselben Familie, die die Erbschaft ihres Vaters zerstören. Die Kämpfe unter Schriftstellern sind umsomehr deplaciert, als man sie für Leute von mehr Vernunft hält. Ich habe niemals begonnen.«

An d'Alembert schrieb er: »Wohlan, verteidigen wir uns, aber greifen wir niemanden an.« Und an Le Franc: »Jeder Schriftsteller, der kein Spitzbube ist, ist mein Bruder. Ich habe eine Leidenschaft für die schönen Künste, ich bin vernarrt in sie. Daher betrübte es mich so sehr, wenn Schriftsteller mich verfolgen. Ich bin eben ein Bürger, der den Bürgerkrieg verabscheut und der ihn nur zu seiner Verteidigung führt.«

Und bei all' den Angriffen und Kränkungen, ja Niederträchtigkeiten, die Voltaire sein ganzes Leben hindurch sowohl von prinzipiellen Gegnern als von Neidern zu erdulden hatte, verlor er seine höhere Heiterkeit — wie wir schon oben einmal andeuteten — durchaus nicht; und es ist überaus wohltuend und tröstend und als Beispiel ermunternd, zu sehen, wie überlegen sich da ein Mensch allen Stößen und Schlechtigkeiten gegenüber zeigte; ich meine nicht in ihrer Besiegung, sondern in der Seelenstärke, sich durch sie nicht in seiner Stimmung beeinflussen zu lassen. Voltaire hatte wirklich den Teufel im Leibe, um all' das so ruhig hinzunehmen und zu verdauen, und ich erinnere mich oft, wenn ich diese seine Eigenschaft überdenke, an Napoleon, der beim Übergang über die Bere-

sina zu Marschall Ney, der sich wunderte, daß er von all' dem Unglück und der furchtbaren Kälte gar nicht berührt werde, ihm antwortete: »Ich habe den Teufel im Leibe.«

Da Kardinal Tencin, Erzbischof von Lyon, vor Gram über mißglückte politische Pläne starb, schrieb Voltaire: »Ich habe niemals begriffen, wie man aus Gram stirbt,« und diese Gesinnung bewährte er unzählige Male. Im Jahre 1766 schrieb er an den Kardinal von Bernis: »Was mich Elenden*) betrifft, so führe ich Krieg bis zum letzten Moment; mit Jansenisten, Molinisten, Frérons, Pompignans, zur Rechten, zur Linken, mit den Predigern und mit J. J. Rousseau. Ich empfange hundert Stöße, ich gebe davon zweihundert zurück, und lache . . . Gott sei Dank, ich betrachte diese Welt wie eine Posse, die mitunter tragisch wird.«

Man sieht aus diesem letzten Satz selbst hier wieder, wie Voltaire förmlich den Weltschmerz zurückdrängt, um, von ihm unbehelligt, weiterleben zu können.

Aber so mancher könnte zu dem allen einwenden: Kämpfen, siegen, dabei die gute Laune behalten — sei sehr schön, auch interessant, aber nicht das, was wir erstreben und nachahmen sollen. Das Höchste sei: »Dulden, dem Übel nicht wehren«, wie wir das in den Evangelien als Vorschrift ausgesprochen finden.**)

Hierauf ist zu erwidern: Diese Vorschrift einzuhalten, bietet, wenn man nur den Einzelfall betrachtet, gewiß einen ethisch schöneren Anblick; aber man darf dennoch nicht dazu raten, denn sie allgemein befolgen, heißt: den unzähligen, nie aussterbenden aggressiven menschlichen In-

*) Er nannte sich so, weil er behauptete, er sei immerwährend krank.

**) Ich möchte hier auf den Aufsatz: »Tolstoi und Jhering« von dem verstorbenen Dichter und philosophischen Schriftsteller Eduard Kulke aufmerksam machen, der dieses Thema in sehr schöner, wenn auch anderer Art als ich behandelt.

dividuen carte blanche geben und endloses Unheil über alle Nachgiebigen oder Schwachen heraufbeschwören. Denn das Leiden der Angegriffenen oder der Schwächeren entwaffnet die Aggressiven und die Nimmersatten durchaus nicht.

Und das sehen wir die ganze Weltgeschichte hindurch; denn z. B. alle Leiden der Sklaven, nicht nur in dem »heidnischen« Rom, sondern auch in den frommen christlichen Südstaaten der nordamerikanischen Union, haben ihre grausamen Herren nicht gerührt; die Sklavenhalter kannten die Evangelien auswendig, ihre Bischöfe doch gewiß nicht minder, aber beide kümmerten sich nicht um sie, die Bischöfe bewiesen sogar gerade aus der Bibel die Rechtmäßigkeit der Sklaverei. Erst ein blutiger Krieg konnte die Sklaven befreien. Und dasselbe war bei allen unterdrückten Gesellschaftsklassen der Fall; hätten sie dem Übel nicht gewehrt, so lägen sie alle noch heute am Boden.

Und dasselbe gilt für die privaten Beziehungen der Menschen. Also: Zwar nicht aus Prinzip strafen, aber sich wehren, das ist das Richtige. Wenn man aber denken wollte, die fortgesetzte moralische Erziehung der Menschen zu der Maxime, dem Übel nicht zu wehren, — wie das zum Beispiel Tolstoi meint — werde mit der Zeit Frieden in die Welt bringen, so erwidere ich:

Keine noch so lange Erziehungszeit wird hierzu ausreichen; und wenn sie wirklich ausreichen sollte, so vergehen Jahrhunderte und Jahrtausende, innerhalb deren Millionen menschlicher Individuen Leiden erdulden, die sie durch Anwendung von Notwehr verhindert oder doch abgeschwächt hätten. Diese duldenden Individuen aber dürfen wir nicht als etwas Vorübergehendes, als »Dünger« für eine höhere moralische Kultur der fernen Zukunft ansehen; wer das tut, dem fehlt die Achtung vor dem einzelnen menschlichen Individuum, welches heute und morgen wirklich lebt und leidet, aus falscher Rück-

sicht vor dem Individuum, das übermorgen lebt. Was hat aber dieses vor jenem voraus? —

Wie gütig und gutmütig Voltaire war, zeigte sich aber besonders in seinem Verhalten gegen seine Feinde; denn er war trotz aller Energie in der Abwehr jedes Angriffes überaus leicht geneigt, und fast immer sofort bereit, sich mit dem schlimmsten Feinde zu versöhnen; Rachsucht, nachtragenden Groll kannte er nicht.

Sein Sekretär Longchamp berichtet in seinen Memoiren, daß Voltaire niemals gegen jemand irgend welchen Groll behielt, wenn man ihm ehrlich entgegenkam und das ihm angetane Unrecht bedauerte; diese Versöhnlichkeit soll Voltaire selbst in den krassesten Fällen von ihm angetanem Unrecht bewährt haben.

Unendlich liebenswürdig zeigte sich Voltaire unter anderm nach seinem Streite mit Abbée Trublet, der nach heftigster Fehde den Vorschlag zur Versöhnung machte. »Ich bin nicht boshafter geboren als Sie,« heißt es in Voltaire's Antwortschreiben, und mit vollem Recht fügt er noch die Worte hinzu: »Ich bin ein im Grunde guter Mann.« — Voltaire selbst legte auf die Güte überhaupt so viel Wert, daß er von sich selbst sagte: »Ich habe einiges Gute getan, das ist das Beste meiner Werke.«

Es gibt aber einen entscheidenden experimentellen psychologischen Beweis dafür, wie der Kern seiner Natur gut und voll Menschenliebe und Wohlwollen war. Und zwar zeigte sich das in einer Szene, die sich auf sein Verhältnis zu J. J. Rousseau bezog, über welches wir uns vorher etwas eingehender aussprechen wollen. —

Es ist bekannt, mit welcher Beharrlichkeit Rousseau seinem giftigen Hasse gegen die Encyclopädisten und namentlich gegen Voltaire Ausdruck zu geben suchte.

Seine »Lettre sur les spectacles« war von dem Bestreben eingegeben, die Genfer gegen Voltaire und sein Theater aufzuhetzen; und er tat das mittelst so pharisäischer Argu-

mentation und mit so sonderbaren und gekünstelten Beweisen für seine These von der Schädlichkeit des Theaters, daß man im höchsten Maße überrascht wird, den sonst immer moralisierenden Wahrheitsschwärmer Jean-Jacques hier die Rolle eines verkniffenen Muckers übernehmen zu sehen.

Er, der die neue Héloise geschrieben und in einem Briefe an Duclos es selbst ausspricht, daß »die Lekture dieses Romans für Mädchen sehr gefährlich sei«, wirft dem Theater vor, daß es ». . . . . das Interesse für die Liebe verstärkt« . . . »Die Autoren bemühen sich, dieser gefährlichen Leidenschaft eine neue Energie und ein neues Kolorit zu geben . . . . . eine natürliche Wirkung solcher Stücke ist die, die Herrschaft des weiblichen Geschlechts zu erweitern, die Frauen und die jungen Mädchen zu Erziehern des Publikums zu machen und ihnen über die Zuschauer dieselbe Macht zu geben, die sie über ihre Liebhaber ausüben.« Und der Erdichter des fascinierenden Liebesverhältnisses zwischen Julie und St. Preux klagt das Theater an, durch seine »süßen Emotionen das Bedürfnis nach Liebe zu erwecken«!

So spricht derselbe Mann, der selbst Dramen geschrieben und bis ans Ende seines Lebens sehr gerne das Theater besucht hatte; der im Jahre 1770 in Lyon seinen »Pygmalion« auf einer Privatbühne aufführen ließ, und als er zum letztenmale Paris besuchte, sofort ins Theater ging! Aber sein Haß gegen Voltaire und die von ihm repräsentierte Kultur, seine Eifersucht darüber, daß dieser in Genf, Rousseau's Vaterstadt, Einfluß und Ansehen besaß, und der nach seinen litterarischen Erfolgen, namentlich mit der »Nouvelle Héloise«, ins Ungemessene gehende Hochmut führten Rousseau dazu, die große Sorge vor Korruption der Sitten der Genfer, zu deren Kurator und Protektor er sich aufwarf, vorzuschützen, diese sogar auch direkt gegen Voltaire

aufzuwiegeln und eine Art Verschwörung gegen diesen und sein Theater anzuzetteln.

Bald sprach er öffentlich die beleidigendsten, ganz unbegründeten Verdächtigungen gegen Voltaire aus, bald schrieb er ihm, gänzlich unprovoziert, die verletzendsten Briefe; und einmal, nämlich im Jahre 1764 in den Lettres écrites de la montagne, denunzierte er ihn sogar dem Genfer Magistrat als Verfasser des Pamphlets »Sermon des cinquante«, das Voltaire anonym herausgegeben hatte, als Urheber des gefährlichsten Angriffs auf die christliche Religion!

D'Alembert schrieb einmal: »Jean-Jacques ist eine wilde Bestie, man darf sie nur hinter Eisenstäben und mit einem Stocke berühren.« Und daß Voltaire ebenfalls oft die Geduld verlieren und bei seinem impulsiven Temperament in heftigster Weise reagieren mußte, ist selbstverständlich; es gibt keinen Menschen, der solchen unter der Maske der Tugend versteckten Perfidien gegenüber ruhig bleiben könnte. »Ich liebe weder seine Werke«, schrieb Voltaire einmal an d'Alembert, »noch seine Person, und sein Vorgehen ist hassenswert«, und ein anderesmal: »Wie gerne hätten wir diesen Narren unterstützt, wenn er sich nur nicht als falscher Bruder bewiesen hätte!«

Wenn man das Verhalten Rousseau's gegen Voltaire von den ersten Äußerungen an bis zum Abbruch ihrer Beziehungen, der in hellster Feindschaft erfolgte, chronologisch und aufmerksam verfolgt, so muß man über beide Männer in gleichem Maße erstaunen: über Rousseau's giftige Natur und über Voltaire's bis fast zum Schlusse unerschütterliche Milde in der Beurteilung Rousseau's. Selbst in seinen stärksten Entrüstungsausdrücken sucht er Rousseau's aggressives Vorgehen durch eine Krankhaftigkeit seiner Anlagen beinahe zu entschuldigen oder doch zu erklären, und immer wieder und trotz allem will er ihm wohl, wenn es aufs Äusserste ankommt, und anerkennt das bei ihm, was ihm prinzipiell zusagt, z. B. das Glaubensbekenntnis des Vikars.

Selbst der Vorwurf, den Manche Voltaire machen: auf Rousseau's Erfolge eifersüchtig gewesen zu sein, ist gänzlich unbegründet; denn aus seinen Kritiken des »Contrat social«, der »Nouvelle Héloise« und des »Emile« sieht man deutlich, daß die Einwendungen und Äusserungen der Antipathie vollständig dem Voltaire'schen Naturell und seiner seit langem bekannten Denkart entsprechen. Und er ließ es ja auch an Lob nicht fehlen. Nach dem Erscheinen des »Emile« und des »Contrat social« schrieb er an Beaumont: »Jean Jacques ist ein Narr, so viel steht fest. Nichtsdestoweniger rate ich Euch, meine Brüder, leset seine Bücher, macht Propaganda für die darin enthaltenen gesunden Lehren, die eine neue Bergpredigt sind.« Kann man nach solchen Worten noch von einer Eifersucht Voltaire's sprechen?

Auch die mitunter geäußerte Ansicht, daß der — geradezu furchtbare — »Sermon des cinquante« von Voltaire aus Eifersucht gegen den Erfolg des Glaubensbekenntnisses des Vikars und nur zu dem Zwecke so scharf verfaßt wurde, um »Rousseau's Kühnheiten zu übertrumpfen«, läßt sich sehr leicht widerlegen. Denn Voltaire hörte in seinen Gesprächen und Briefen gar nicht auf, diese Leistung Rousseau's aufs höchste zu rühmen; und andererseits verleugnete er ja — in gewohnter Vorsicht — seine Autorschaft des »Sermon.« Man pflegt doch aber nicht etwas, auf das man eifersüchtig ist, zu loben, und ebensowenig eine Arbeit, die man aus Ehrgeiz unternimmt, zu verleugnen?

Die Sache ist vielmehr die, daß Voltaire vom »Glaubensbekenntnis« so erfreut wurde, daß er als alter, aber noch immer frischer und mutiger Kämpfer durch dasselbe angeregt wurde, auch seinerseits wieder einmal einen Kapitalhieb zu versuchen. Eine prinzipielle sachliche Anregung involviert aber keinerlei persönliche Konkurrenzgedanken, das wird jeder zugeben, der in irgend einer Sache von einer Leistung eines anderen begeistert und dadurch unmittelbar zu selbständigem Schaffen angeregt wurde.

Bekanntlich war es Rousseau selbst, der die Ansicht von Voltaire's Eifersucht verbreitete, und in seinem Buche: »Rousseau juge de Jean-Jacques« bringt er sie in der giftigen Form zum Ausdruck, er bringe Voltaire um den ruhigen Schlaf, und dessen grobe Beleidigungen seien nur eine Huldigung wider dessen Willen. Wagnière, der 24 Jahre Voltaire's Sekretär in Ferney war, versichert jedoch, daß alle Personen, die Voltaire oft gesehen und genau gekannt haben, es bestätigen können, daß »sein Schlaf durch den Lärm, den Rousseaus Schriften machten, niemals auch nur im geringsten gestört wurde«.

Und wir kennen auch einzelne sehr bezeichnende Vorfälle und impulsive Äußerungen Voltaire's, die beweisen, daß in seinem Innern keine Spur von Eifersucht auf Rousseau vorhanden war. Unter anderen eine Szene in Ferney, da man über Necker sprach und gewünscht hatte, Voltaires Ansicht über diesen Staats- und Finanzmann zu hören. Sofort wandte sich jener zu einem an der Tafel sitzenden Genfer und apostrophierte ihn mit den Worten: »Euere Republik ist nicht wenig ruhmreich; sie hat Frankreich gleichzeitig einen Philosophen geliefert, um es aufzuklären (nämlich Rousseau), einen Arzt, um es zu heilen (Tronchin) und einen Minister, um seine Finanzen in Ordnung zu bringen (Necker).«

Überhaupt ist alles das, was von Voltaire's Eifersucht auf berühmte Schriftsteller so oft behauptet wurde, durch viele Tatsachen, und namentlich durch unberechnete Äußerungen seines impulsiven Temperaments zweifellos widerlegt. Man hat u. a. besonders viel von seiner Eifersucht auf Corneille, selbst Racine gesprochen. Aber Wagnière berichtet uns, daß, wenn Voltaire das Theater besuchte, er die schönen Stellen der aufgeführten Dramen — er wußte sie alle auswendig —, noch bevor die Schauspieler sie aussprachen, leise vor sich hinflüsterte, und wurden sie falsch deklamiert, murmelte er: »O, diese Unglückseligen! Henker,

der du die Schönheiten Corneille's umbringst!« Wurden aber jene Stellen schön rezitiert, rief er oft und ganz laut aus: »Schön! Bewunderungswürdig!« und, wie Wagnière hinzufügt, tat er das ausnahmlos bei jedem Autor, »obwohl man ihn der Eifersucht auf alle beschuldigte.«

Und da Eifersucht und Eitelkeit so oft beisammen sind und Voltaire seit jeher beschuldigt wird, eitel gewesen zu sein, mitunter sogar seine ganze Tätigkeit in diesem Sinne gedeutet wurde — wie wir das z. B. von Schlosser anführten —, so seien auch in dieser Beziehung noch einige Tatsachen angeführt, aus denen man ersehen wird, wie wenig Voltaire's Charakter verstanden — wenn nicht absichtlich mißverstanden wird.

Schon sein allbekannter Ausspruch bezüglich seiner gesammelten Werke: »Mit so großem Gepäck kommt man nicht auf die Nachwelt« zeigt Voltaire's nüchterne und von Selbstgefälligkeit freie Beurteilung der eigenen Leistungen. Bezüglich Einschätzung seiner Bestrebungen in den exakten Wissenschaften haben wir bereits oben Voltaire's höchst bescheidene Ansicht angeführt. Von seiner doch anerkannt großen Leistung in der Abfassung des »Essai sur les moeurs« sprach er überhaupt nicht, als ob dieses Werk keinen anderen Wert gehabt hätte als den, der Marquise von Châtelet das Studium der Geschichte angenehm zu machen. Und alle Schmeicheleien, mit denen ihn die Welt überhäufte, alle die Komplimente Friedrichs des Großen, Katharinas und der anderen Souveräne, des Adels, der berühmtesten Staatsmänner und Schriftsteller seiner Zeit »brachten ihn nicht dazu, an seinen Ruhm zu glauben«; »im Gegenteil,« berichtet Wagnière, »seine Bescheidenheit war eine ganz außerordentliche und aufrichtige.«

Und auf den Grund seiner Seele wird jeder ernste Mensch blicken und darüber erstaunen, wie frei von jeder Eitelkeit und Kleinlichkeit Voltaire war, wenn man dessen

Auffassung der unvergleichlichen Huldigungen während seines letzten Pariser Aufenthalts erfährt.

Als nämlich Wagnière bemerkte, daß alle diese Lobpreisungen und Huldigungen auf Voltaire nicht jenen tiefen und überwältigenden Eindruck machten, den man hätte erwarten müssen, sprach er ihm seine Überraschung, ja sein Erstaunen darüber aus. »O, mein Freund,« erwiderte ihm Voltaire, »Sie kennen die Franzosen nicht; sie haben dasselbe für den Genfer Jean Jacques getan, viele gaben Lastträgern einen Taler, um auf deren Schultern zu steigen und Rousseau vorübergehn zu sehn. Und dennoch hat das nicht verhindert, dann einen Verhaftbefehl gegen ihn auszufertigen, und er wurde genötigt, sich zu flüchten.«

Ich kenne nun gar keinen Mann in der gesamten Geschichte der Literatur und Kunst — vielleicht Michel Angelo ausgenommen —, der, noch dazu am Vorabend seines Todes und im Alter von 84 Jahren, so wenig von den überschwänglichsten Huldigungen erweicht worden wäre und seine Überlegenheit über die persönlichen Erlebnisse so sehr bewahrt hätte, wie hier Voltaire.

Wer von allen denen, die ihn immer und immer wieder »eitel« nannten, hätte die Kraft besessen, inmitten jener Szenen von überschwänglichster Begeisterung, wie sie nie ein Künstler erlebte, den Kopf so hoch zu halten? Ist ein eitles Naturell einer solchen Kraft fähig?

Und diese Kraft besaß Voltaire nicht darum, weil er der Anerkennung gegenüber fühllos war, denn er war ja bekanntlich z. B. im Theater, als seine »Irene« gegeben wurde, so tief gerührt, daß er in Tränen zerfloß und ausrief: »Ihr wollt mich unter Rosen ersticken!« Die Nüchternheit, mit der er trotzdem den Wert und die Bedeutung solcher Ovationen richtig beurteilte, stammt eben daher, daß er nicht eitel war, denn dem Eiteln schwindet in der Betäubung die Urteilskraft und die Übersicht über das Getriebe des Lebens.

*   *
*

Um eine bequeme Übersicht über das Verhältnis zwischen Voltaire und Rousseau zu verschaffen, lege ich im Nachfolgenden eine knappe Darstellung der Tatsachen und namentlich der schriftlichen Äußerungen beider vor.

Im Jahre 1755 sandte Rousseau seinen »Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes« an Voltaire; dieser dankte mit einigen sehr bekannten heiteren Bemerkungen, aber voll Klarheit und Weisheit des Urteils,*) zugleich wohlwollend und liebenswürdig, und am Schlusse schreibt er: »Herr Chapuis teilt mir mit, daß Ihre Gesundheit sehr geschwächt ist; Sie müssen sie in der Heimatsluft wiederherstellen, die Freiheit genießen, mit mir die Milch unserer Kühe trinken und unser Gemüse verzehren . . . . . .«

Darauf antwortete Rousseau: »An mir ist es, Ihnen in jeder Beziehung zu danken . . . . . . Die Ehre, die Sie meinem Vaterlande erwiesen, mitfühlend, teile ich auch die Dankbarkeit meiner Mitbürger, und ich hoffe, daß sie nur zunehmen wird, wenn sie aus den Lehren, die Sie Ihnen geben können, Nutzen gezogen haben werden. Verschönern Sie das Asyl, welches Sie gewählt haben, klären Sie ein Volk auf, welches Ihrer Ratschläge würdig ist, und Sie, der Sie die Tugenden und die Freiheit so gut zu schildern wissen, lehren Sie uns, dieselben in unseren Mauern zu lieben wie in Ihren Schriften**) . . . . . .« und als Erwiderung auf Voltaire's Einladung nach Délices schreibt Rousseau in seiner gewohnten Einfalts-Affektation

*) Man kann diese herrliche Zurückweisung der Rousseau'schen Kulturfeindschaft nicht oft genug lesen; sie ist inhaltlich wie formell ein Meisterwerk ersten Ranges. Und es ist interessant zu beobachten, wie aller Eindruck der berauschenden Rhetorik Rousseaus (die schon Kant geradezu fürchtete) in seinem Discours durch die kurze Behandlung des Gegenstandes durch Voltaire sofort verwischt wird. Voltaire's Brief ist vom 30. August 1755 aus Délices am Genfer See datiert.

**) Ich möchte den Leser dieser Stelle ersuchen, sich daran zu erinnern, daß Gustav Freytag von Voltaire nicht anders als von dem »schlechten Menschen« spricht.

und Naturliebe-Koketterie: ». . . . . ich würde es vorziehen, das Wasser Ihrer Quelle zu trinken, als die Milch Ihrer Kühe«; aus welcher Bemerkung zu erkennen ist, daß es Rousseau hier wirklich gelungen ist, selbst die Voltaire'sche »Kuhmilch« — als ihm noch viel zu viel civilisiertes Nahrungsmittel — durch Herabsteigen um noch eine Stufe tiefer, nämlich bis zum »Quellwasser«, zu stigmatisieren und zu übertrumpfen; die liebenswürdige Akkommodation Voltaire's an Rousseau's Natur-Einfalt nützte also Voltaire gar nichts, und er ist damit in der Tat nur schmählich durchgefallen.

Wir finden dann einen Brief Voltaire's an d'Alembert (vom 15. Dezember 1755), in welchem der gute Mann schreibt: »Man hat mich bezüglich des Gesundheitszustandes Rousseau's sehr beunruhigt, ich möchte gerne nähere Nachrichten haben. . . .«

Im Jahre 1756 sendet Rousseau ein langes Schreiben an Voltaire, in dem er gegen dessen kurz vorher publiziertes Gedicht über die »Zerstörung Lissabons« und über »das Naturgesetz« polemisiert. In diesem Briefe ist noch keinerlei persönliche Gegnerschaft zu bemerken; im Gegenteile; denn am Schlusse sagt Rousseau: »Gott verhüte, daß ich denjenigen meiner Zeitgenossen beleidigen möchte, dessen Talente ich am meisten ehre, und dessen Schriften am besten zu meinem Herzen sprechen . . . . . .«

Dieser Rousseau'sche Brief wurde erst im Jahre 1759 und zwar durch eine Indiskretion veröffentlicht, Voltaire selbst hatte seinerzeit Rousseau nur den Empfang bestätigt. Dieser Umstand aber scheint mir sehr die von da an wachsende gereizte Empfindlichkeit Rousseau's zu erklären; und diese meine Annahme wird durch eine Stelle in seinen »Bekenntnissen« vollauf bestätigt. Denn dort heißt es: »Später hat Voltaire die Antwort, die er mir versprochen, aber nicht gesandt hatte, veröffentlicht. Sie besteht in nichts anderem als in dem Roman »Candide«, von dem ich nicht reden kann, weil ich ihn nicht gelesen habe.« Wenn

Rousseau eine Schrift von Voltaire nicht las, so kann das offenbar nur in grollender Stimmung, in gekränktem Gefühl wegen der seinerzeitigen Nichtbeantwortung seines Schreibens seine Erklärung finden. Und man kann überhaupt die gereizte Stimmung und den später hervortretenden Haß Rousseau's gegen Voltaire vollständig durch den Ärger darüber erklären, daß seine Schriften, mit Ausnahme des Bekenntnisses des savoyschen Vikars und der Partie über den Selbstmord in der »Neuen Héloise«, von Voltaire niemals ernst genommen wurden. Wenn dieser Rousseau's Ideen oder Schriften einer Besprechung unterzog, so geschah dies stets entweder in Form der Satyre oder gutmütiger, aber darum doch nicht minder verletzender Scherze oder — in Privatbriefen — durch derbe Ausdrucksweise in der Argumentation. So hielt es ja Voltaire vom zweiten Discours Rousseau's angefangen, bis zu »Emile«, der »Neuen Héloise« und dem »Gesellschaftsvertrag«.

So ernst und im Grunde sachlich diese permanente Opposition eines Naturells wie jenes Voltaire's gegen die Äußerungen eines so entgegengesetzten Naturells, wie jenes eines Rousseau, auch war, so ist es doch leicht zu verstehen, daß dieser über sie tief gekränkt sein mußte, und der Ausdruck »Hanswurst«, den er in seinen Briefen, namentlich in den nach Genf gesandten der 60er Jahre bezüglich Voltaire's gebrauchte, zeigt deutlich, welcher Art Rousseaus Wut gegen Voltaire eigentlich war.

Der verletzten Eitelkeit schreibe ich es mit zu, daß Rousseau im Jahre 1758 jenen — schon oben erwähnten — Brief an d'Alembert »über das Theater« schrieb, in dem es nur auf Voltaire abgesehen war; und dies mit der echt Rousseau'schen — leider muß man auch sagen: jesuitischen oder auch pfäffischen — Art, den Angegriffenen in einem untergeordneten Punkte zu loben, um ihn scheinbar unparteiisch und sachlich desto mehr tadeln zu können. Rousseau nahm nämlich ausdrücklich die beiden Voltaireschen

Dramen: »Zaïre« und »Cäsars Tod« von den »verderbenbringenden« Theaterstücken aus. Zugleich leitete er in Genf eine förmliche Agitation gegen Voltaire's Theater-Bestrebungen ein; an den Dr. Tronchin schrieb er (am 27. November 1758): »Es würde ein Unglück sein, wenn Ihre Einsicht und Ihr Einfluß die Komödie nicht verhinderten, in Genf festen Fuß zu fassen und sich vor unseren Toren zu behaupten«; Rousseau wollte also Voltaire die Freude an einem Theater — das für diesen zeitlebens eine wahre Leidenschaft und Quelle des höchsten Vergnügens war — nicht einmal in seinem eigenen Hause gönnen. Bei der detaillierten Betrachtung von Rousseau's Vorgehen in dieser ganzen Angelegenheit erstaunt man über die Vehemenz seiner Agitation; man kann sich sie nicht erklären, ja man kann ihm kaum Aufrichtigkeit in seiner übermäßigen Sorge wegen des »Unheils« durch ein Theater in Genf zutrauen. Man muß aber bedenken, daß diese Heftigkeit in der Form und sein lautes Geschrei daher rührten, daß er Voltaire weh tun wollte; und daß andererseits die theaterfeindliche Gesinnung selbst nur ein Teil und ein Ausfluß der Genfer Erziehung und der ganzen heimatlichen Atmosphäre war. Denn seit Calvin war es Grundsatz im Genfer Staat, darin Frömmigkeit und Tugend zu sehen, wenn man nicht nur sich selbst weltliche Freuden entzieht, sondern womöglich und in strengster Weise auch anderen jede solche Freude verdirbt. Daher ließ ja auch Calvin sogar Knaben züchtigen, die an einem Sonntag auf der Straße sich unterhalten und getanzt hatten!

Dieser gallige Keim, andern gern die Freude zu verderben, pflanzte sich in Genf fort und war überdies ganz speziell in Rousseau in hohem Grade von Natur aus vorhanden. Seine ganze Opposition gegen alle Errungenschaften und Annehmlichkeiten der Kultur — für welche Annehmlichkeiten er selbst, wenigstens im allgemeinen, keine Hinneigung hatte — erklärt sich nach meiner Meinung am einfachsten auf

diese Weise. Kam nun eine so große Begabung für moralisierende Distinktion und Argumentation zu diesem überaus galligen Temperament, so war damit das Vorhandensein einer originellen — aber eben durch die Opposition sehr nützlichen — Persönlichkeit gegeben, der man zwar durchaus nicht nachahmte, der man aber doch erhöhte Aufmerksamkeit auf vorhandene Schäden verdankte. Aber — diese Negative darf man nicht überschätzen; es wäre, nur etwas langsamer, auch ohne Rousseau gegangen! Andererseits trifft das hier Gesagte nicht die positiven ganz enormen Leistungen Rousseau's, von denen oben die Rede war: die »neue Seele« seit der »Nouvelle Héloise« und die verbesserte Erziehungsmethode (seit dem »Emile«), die Erhöhung der Würde der einzelnen Persönlichkeit (durch seine politischen Abhandlungen).

Rousseau steht auch nicht allein mit der Lust am Freudeverderben, welche Lust ihrem Besitzer in der Form von Tugend und Frömmigkeit erscheint. Er hat mehrere Brüder, die sehr weit in der Zeit auseinanderstehen, nämlich nicht weniger als fast vierhundert Jahre.

Der Grundkerl von ihnen allen war Savonarola, dann kam Calvin, dann Rousseau, dann Robespierre.

Ohne jeden Funken von Heiterkeit, Humor oder Liebenswürdigkeit, absolut unfähig zu Gefühlen von Freundschaft, dabei von höchster Uneigennützigkeit, waren sie bis zum Exzeß von dem Trieb erfüllt, den Menschen die Freude zu verderben, und nicht weniger von dem Fanatismus, ihre religiösen oder politischen Ideen — selbst bis zum Menschenmord — rücksichtslos durchzuführen.

Savonarola wurde nur bei Zeiten selbst verbrannt, sonst hätte er, wenn sein System sich hätte ungestört weiter entwickeln können, andere verbrannt. Calvin verbrannte Servet. Rousseau will im Contrat social jeden hinrichten lassen, der die »bürgerliche Religion« verleugnet, und sein Schüler, Robespierre ließ, um nur den einen Fall

hervorzuheben, Anacharsis Cloots wegen seines Atheismus guillotinieren.

Wehe der Menschheit, wenn sie die Männer mit sogenannten »strengen Tugenden« zur Macht kommen läßt! —

Doch kehren wir zu Voltaire und Rousseau zurück.

Während Voltaire die Jahre hindurch Rousseau gegenüber gänzlich harmlos war, wuchs in diesem der Groll gegen Voltaire immer mehr, und als die »Nouvelle Héloise« einen so enormen Lärm in der Gesellschaft machte, kannte Rousseau in seiner Aggression keine Rücksicht mehr. Im Juni des Jahres 1760 richtete er an Voltaire einen Absagebrief, dessen Schlußsatz in seiner Brutalität beinahe unerreicht ist.

»Ich liebe Sie nicht, mein Herr,« schreibt Rousseau an Voltaire, der ihm gar nichts getan hatte, als im Glück und Ruhm zu leben und in Genf selbst angenehm zu verkehren, »Sie haben mir den für mich, Ihren Schüler und Bewunderer, empfindlichsten Schmerz zugefügt. Sie haben Genf für das Asyl, welches Sie dort fanden, ins Verderben gebracht.*) Sie haben mir meine Mitbürger entfremdet, zum Lohne für den Beifall, den ich dort an Sie verschwendete. Sie sind es, der mir den Aufenthalt in meiner Heimat unerträglich macht. Durch Ihre Schuld werde ich auf fremder Erde sterben müssen, jedes Trostes beraubt, den man Sterbenden gewährt und man wird mich verächtlich in die Grube eines Schindangers werfen, während Sie in meinem Lande alle Ehren bekleiden werden, die ein Mensch erwarten kann. Kurz, ich hasse Sie, da Sie es gewollt haben, aber ich hasse Sie als ein Mensch, der viel mehr verdiente, Sie zu lieben, wenn Sie es gewollt hätten.«

Soll Rousseau's Charakter verstanden sein, so müssen die Hauptstellen dieses merkwürdigen Schreibens näher be-

*) Nämlich: durch Theatervorstellungen.

leuchtet werden; derjenige, der diese Dinge nicht näher studierte, kann sie sonst nicht nach Gebühr würdigen.

Mit dem Satze: »Sie haben Genf für das Asyl, welches Sie dort fanden, ins Verderben gebracht,« vergleiche man die Stelle in Rousseau's Brief an d'Alembert »über das Theater«, in der das Lob gerügt wird, welches d'Alembert in dem Artikel »Genf« der Encyclopädie den Genfer Pastoren wegen ihrer aufgeklärten Gesinnungen spendete. Rousseau meint: man dürfe nicht jemanden wegen solcher Eigenschaften loben, welche man wohl selbst für rühmenswert hält, gegen welche aber der Gelobte, da er durch solche »schändliche Lobsprüche« beleidigt wird, protestieren muß.

Nun: genau das hier Getadelte tut Rousseau, indem er Voltaire vorwirft, Genf »verdorben« zu haben; denn dieser war durchaus nicht der Meinung, daß das Theater Genf verderben werde, wenn auch Rousseau das als eine notwendige Konsequenz, die jeder im voraus wissen müsse, ansieht. Der Ausdruck »zum Dank« verschärft die Ungerechtigkeit dieses Rousseau'schen Gedankenganges noch mehr, indem er Voltaire eine bewußte boshafte Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit gegen Genf unterstellt.

Der Satz: »Sie haben mir meine Mitbürger entfremdet« enthält eben die fortwährende ganz grundlose Verdächtigung, Voltaire intriguiere gegen Rousseau. Wie gewöhnlich sehr empfindliche Menschen die am wenigsten zartfühlenden sind und stets zu den leichtsinnigsten und gewissenlosesten Verdächtigungen hinneigen und hierdurch viel tiefer und immer wiederholt, wenn sie auch noch so oft durch die Erfahrung von der Unbegründetheit ihres Mißtrauens überzeugt werden, gerade die edelsten Menschen in kränkenderer Weise verletzen, als es einfach grobe Naturen tun können, so benahm sich Rousseau hier gegen Voltaire; wie ja auch gegen andere Männer seiner Bekanntschaft.

Mit Recht sagte daher ein neuerer französischer Schrift-

steller: Gefährlich war es, Voltaire zum Feinde, aber noch gefährlicher, Rousseau zum Freunde zu haben.

Nichts Tatsächliches lag vor, das die Verdächtigung rechtfertigen konnte; dennoch verleumdete Rousseau Voltaire in allen seinen Briefen und in seiner Umgebung so beharrlich, daß man in Paris schon begann, seinen Verdächtigungen Glauben zu schenken. D'Alembert wandte sich an Voltaire um Auskunft, und dieser antwortet ihm (am 15. September 1762): »Wie kann man denken, daß ich Jean-Jacques verfolgt habe? Das ist eine sonderbare Idee, eine absurde Idee. Ich habe mich über seinen »Emile« lustig gemacht, der gewiß eine platte Personnage ist, sein Brief hat mich gelangweilt. Aber es gibt trotzdem darin (im »Emile«) fünfzig Seiten, die ich in Marocquin einbinden lassen möchte.*) In Wahrheit: Sehe ich darnach aus, jemanden zu verfolgen? Glaubt man, ich habe großen Kredit bei den Berner Priestern? Ich versichere Sie, daß die Priesterschaft von Genf, wenn es ihr möglich gewesen wäre, die kleine Züchtigung, die sie Jean-Jacques zufügte, gerne mir selbst zugefügt hätte.«

Rousseau lamentiert dann in seinem Schreiben darüber, er werde durch Voltaire's Schuld »auf fremder Erde sterben müssen, jedes Trostes beraubt, den man Sterbenden gewährt u. s. w.« Hiermit vergleiche man die Stelle seines Briefes vom 18. Februar 1758 an Pastor Vernes in Genf, der ihn nach Genf eingeladen hatte: »Wozu würde es mir dienen, wenn ich mich zu Euch begebe, um zu sterben? Ach, ich hätte dort leben sollen! Was kommt darauf an, wo man seinen Leichnam läßt?«

Da muß man doch fragen: Wo hat nun Rousseau seine wahre Meinung ausgesprochen? Ich beantworte diese Frage dahin, er habe je nach den Umständen bald das Eine, bald das Entgegengesetzte gesagt.

---

*) Nämlich: Das Glaubensbekenntnis des Vikars.

Das hieße Komödie spielen? — Gewiß, aber nicht nur vor den anderen, sondern auch vor sich selbst. Rousseau war eben furchtbar irritiert darüber, daß Voltaire in Genf behaglich lebte und in Ansehen stand, er selbst aber nicht jene Anerkennungen und Ehrenbezeugungen erhielt, auf die er so sehnsüchtig wartete. »Sie, der Sie sagen,« schreibt er am 30. Mai 1762 an Moultou, »daß man mir in Genf so wohl will, antworten Sie mir über das Faktum, welches ich Ihnen jetzt vorlege. Es gibt keine Stadt in Europa, deren Buchhändler nicht mit dem größten Eifer Bestellungen auf meine Schriften machten. Genf ist die einzige, wo Rey (Rousseau's Verleger) kein Exemplar des Gesellschaftsvertrags absetzen konnte. Nicht ein einziger Buchhändler hat sich damit befassen wollen .....«

Und im April 1762 ebenfalls an Moultou: »Können Sie glauben, daß ich nicht bemerke, wie mein Ruf die Augen meiner Mitbürger verletzt? Und daß, wenn Jean-Jacques nicht ein Genfer wäre, Voltaire dort weniger gefeiert würde? Es gibt nicht eine Stadt in Europa, von der nicht Besuche nach Montmorency*) kommen, aber man bemerkt niemals die Spuren eines Genfers ......«

Rousseau hat also immerwährend den Kopf voll von eifersüchtigen und haßerfüllten Vergleichen zwischen sich und Voltaire, wobei er sich einbildet, nicht nur der tugendhaftere, sondern auch überhaupt bedeutendere von beiden zu sein.

Da ihn Pastor Vernes zu einem Besuche nach Genf einladet, antwortet ihm Rousseau (am 14. Juni 1759): »Was würde ich in Ihrer Mitte sein? In Gegenwart eines Meisters in Scherzen, der Sie so gut unterrichtet! Sie würden mich sehr lächerlich finden, und wir würden uns schwer verständigen.«

Noch deutlicher zeigt sich der heftige Trieb Rousseau's,

---

*) Seinem damaligen Aufenthalte.

sich über Voltaire zu erheben, in seinem Schreiben (vom 21. März 1763) an Moultou, in dem er sagt:

»Gewiß ist es auch das beste, was Voltaire für seinen Ruhm tun kann, sich mit mir auszusöhnen;« und am 31. Mai des Jahres 1766 schreibt Rousseau von Wotton aus an d'Ivernois: »Voltaire hat einen an mich gerichteten Brief drucken und durch seine Freunde verbreiten lassen, in dem die Arroganz und Brutalität ihre Gipfel erreichen und in dem er sich bemüht, mir den Haß der Nation zuzuziehen ...... Der törichte Stolz, den dieser arme Mann affektiert, ist eine Lächerlichkeit, die von Tag zu Tag zunimmt .... Er ist so einfältig, daß er nichts anderes tut, als aller Welt zu zeigen, wie er sich meinetwegen ängstigt.«

Wie man sieht, denkt Rousseau immerwährend an Voltaire als an seinen glücklichen Nebenbuhler; und wenn man sich an die vielen stoischen Redensarten in seinen Schriften erinnert, so erscheint diese kleinliche, fast schülermäßige Eifersucht auf Ruhm gewiß sehr sonderbar. Aber Rousseau war in der Tat von einer nahezu cholerischen Eitelkeit; und er wurde von ihr doppelt gequält, denn er dachte immer daran, daß es für einen so strengen Philosophen und Tugendhelden doch nicht passe, eitel zu sein, aber sein Naturell trieb ihn doch immer wieder dazu, bewundert oder mindestens angestaunt zu werden. In letzterer Beziehung ist es charakteristisch, daß er in Montmorency, wo er Gast des Marschalls und der Marschallin Luxemburg war, wo also die feinste Pariser Gesellschaft hinkam, nicht nur unwissentlich, sondern auch wissentlich Verstösse gegen das Zeremoniell beging.*)

Und was den innern Kampf zwischen seiner Eitelkeit und seinem eigenen Tadel dieser Eitelkeit betrifft, so ist eine Erfahrung der Frau von Genlis ungemein belehrend. In

---

*) Nach Mahrenholtz: J. J. Rousseau (S. 84).

seinem Buche: »Über Helden und Heldenverehrung« erzählt Carlyle: »Frau von Genlis nahm einmal Rousseau mit ins Theater; er hatte sich strengstes Inkognito ausbedungen — »er wollte »um alles in der Welt« nicht dort gesehen werden.« Zufälligerweise wurde der Vorhang dennoch etwas gelüftet: Das Parterre erkannte Jean Jacques, beachtete ihn aber nicht sonderlich! Er sprach seine größte Entrüstung aus, blieb den ganzen Abend über verstimmt, und sprach sehr mürrische Worte. Die kluge Gräfin gewann die feste Überzeugung, daß er nicht zornig war, weil er gesehen wurde, sondern, weil man ihm nicht zujauchzte, als er gesehen wurde.«

Nimmt man zu diesen Tatsachen noch die immerwährende Selbstbespiegelung, sowie das von sich in der Art Cäsars sprechen: »Jean Jacques,« anstatt »ich« und derlei Details mehr, so erkennt man die ganze eitle Natur Rousseau's in voller Deutlichkeit. —

In der Art der Beurteilung seines Charakters erging es — und ergeht es heute noch — Rousseau genau entgegengesetzt wie Voltaire. Dieser gilt, entgegen allen Tatsachen, für zu schlecht, jener für zu gut. Man kennt eben das zu wenig, was die intimere Umgebung Rousseau's von ihm hielt.

Grimm schrieb (im Jahre 1762): »Bis dahin (nämlich bis zum Erfolg seiner ersten Preisschrift für die Akademie von Dijon) war er ein Mann der Komplimente, galant, geziert, honigsüß im Umgang und durch forcierte Redewendungen beinahe ermüdend. Plötzlich aber hüllte er sich in den Mantel des Zynikers, und, ohne Natürlichkeit des Charakters, warf er sich auf das andere Extrem. Aber, während er mit seinen Sarkasmen herumwarf, verstand er es doch, stets Ausnahmen zu gunsten derjenigen zu machen, mit denen er lebte, wie auch mit seinem brüsken und zynischen Ton viel von jenem Raffinement und jener Komplimentier-Kunst zu vereinigen; das tat er besonders im Umgang mit Frauen.«

Da Grimm sich mit Rousseau entzweit hatte, so mißtraute ich dieser Schilderung. Aber sie wird in ihrer Wahrheit vollkommen durch Äußerungen eines absolut zuverlässigen Mannes bestätigt, nämlich des als überaus unparteiisch, nüchtern und redlich anerkannten d'Alembert. Denn in seiner Beurteilung des »Emile« sagt er: »Man muß Rousseau so genau gekannt haben wie ich, um zu sehen, in welchem Maße sein Geist an Schwungkraft gewann durch die Kühnheit, alles anzugreifen: ich habe ihn vor ungefähr zwanzig Jahren gesehen, da war er bedächtig, furchtsam und beinahe ein Schmeichler . . .«

Und an anderer Stelle lobt d'Alembert eine gewisse Stelle im »Emile«, indem er hervorhebt, sie sei »wahr, vernünftig, ohne Übertreibung und ohne affektierten Zynismus.«

Namentlich in Deutschland wurde Rousseau's Charakter unrichtig aufgefaßt, indem man in ihm ein Muster von Tugend und Edelmut sah. Diese Täuschung wurde dadurch hervorgerufen, daß Jean-Jacques in so heftiger Weise gegen die damalige Pariser Gesellschaft, namentlich ihren Luxus, auftrat, und so lebhaft für sogenannte Einfachheit der Sitten schrieb. Nun befand sich damals die ganze Bevölkerung Deutschlands, selbst das Publikum der größten Städte, noch in einem außerordentlich primitiven Zustande des häuslichen wie des gesellschaftlichen Lebens, voll von der philiströsesten Auffassung des Lebens überhaupt und in dieser Enge des Geistes daher gerne und stets geneigt, Glanz und Luxus, Geist und freieres Benehmen im Verkehr der Geschlechter für unmoralisch anzusehn; genau so, wie mitunter noch heute Dorf- oder Provinzbewohner alles städtische Leben, jede gelehrte oder geistreiche Konversation, in unbewußtem Neidgefühl für sündhaft oder mindestens unsittlich ansehn.

Da kam nun Rousseau den Deutschen als Strafprediger gerade recht, und sie faßten ihn als einen Sittenprediger

von reinster Seele auf; noch heute hält man ihn daher für einen Brennpunkt von »Tugend«, Voltaire aber, genau aus demselben Grunde, für frivol. —

Hier scheint es mir auch am Platze, die Frage zu behandeln, ob Rousseau wirklich alle jene Ansichten oder besser: Gefühle besaß, denen er so beredten Ausdruck zu geben wußte, oder ob er sie nur vorheuchelte, also bloß ein glänzender Schauspieler war.

Meine Ansicht ist die: daß beides zugleich der Fall war.

Man begegnet im Leben mitunter Menschen, und namentlich Frauen, denen es an edlen Gefühlen nicht mangelt, sei es gegenüber ihrer näheren Umgebung, sei es gegenüber Kunstwerken, die aber zugleich den Drang haben, sich an ihren eigenen Gefühlen zu berauschen, sie, wie eine Katze den Knäuel, hin- und herzuwerfen, und das alles weniger zu ihrem eigenen Vergnügen, als zu dem Zwecke, ihre schönen Gefühle vor anderen zu zeigen. Komödie ist also unbedingt dabei, aber Gefühle sind darum nicht minder vorhanden.

Genau so können wir von Rousseau, der überhaupt eine weibliche Natur war, sagen: Er war ein Schauspieler, aber kein Heuchler. Und infolge der Gleichzeitigkeit von Gefühl und Schauspielerei entwickelte sich bei ihm ein sehr merkwürdiger psychologischer Prozeß: Das eine erhöhte das andere und wieder umgekehrt, und so verstärkten sie sich gegenseitig und trieben sich wechselseitig immer mehr in die Höhe.

Man könnte diesen Prozeß wohl am besten mit jenem an einer Dynamomaschine vergleichen, bei welcher der Magnet den Strom im Anker hervorruft, dieser Strom dann den Magnet verstärkt, letzterer den Ankerstrom erhöht, und sofort, bis der elektrische Strom sein mögliches Maximum erreicht. Eine solche Hintereinanderschaltung von zwei Faktoren, die sich gegenseitig in die Höhe treiben, treffen

wir auch in Rousseau's Charakter, bei dem Gefühl und Schauspielerei sich gegenseitig immer mehr verstärken, bis sie endlich jenen Strom der Beredtsamkeit in seinen Schriften hervorbringen, der vielleicht in der ganzen Weltliteratur nicht seines Gleichen hat. Und nunmehr verstehen wir es auch, warum diese Beredtsamkeit nur in Rousseau's Schriften und nicht auch nur entfernt in seiner mündlichen Unterhaltung zu finden war; er brauchte eben Zeit, um einen relativ schwachen Kern von Gefühlen durch seine reflektierende Schauspielertätigkeit zu verstärken, das so erhöhte Gefühl erregte wiederum die Schauspielerei u. s. w., derlei konnte aber bei Rousseau's schwer beweglichem Geiste, da es ein willkürlicher und kein spontaner Prozeß ist, nicht rasch vollzogen werden, es mußte eben gemacht, mußte sozusagen fabriziert werden, obwohl der Autor am Schlusse seiner Tätigkeit sich selbst dieselbe Rührung und Ergriffenheit suggeriert haben mag, wie der Leser seiner Deklamation sie fühlt, und jener dann selbst glaubte, es sei das alles — Natur.

So kommt es, daß gerade jener Mann, der nicht aufhörte von Natur, Ungekünsteltheit, Einfachheit usw. zu schwärmen, den erkünsteltsten und berauschendsten Stil besitzt, was ja so oft hervorgehoben wurde und worüber sich schon d'Alembert, Kant, Béranger u. a. aussprachen, ja beklagten; während jener Mann, der nie mit Natur, Einfachheit und dergleichen viel Aufhebens machte, und den man sich gar nicht anders vorstellen will, als im Luxus, in verbildeter Gesellschaft und in Unnatur lebend, den einfachsten, ungezwungensten, ungeziertesten Stil besitzt, dem wir wenigstens bei europäischen Schriftstellern begegnen.*) Voltaire ist sogar noch einfacher und unmittelbarer als Montaigne, der, wenn man genauer hinsieht, mit seiner Offenheit und Ungebundenheit selbst etwas kokettiert. Und man begreift

*) Nur Julius Cäsar besitzt eine ebenso einfache Schreibweise; sie ist noch nackter, aber dafür weniger lebendig als jene Voltaire's.

es auch sehr gut, daß Voltaire, wie Wagnière erzählt, genau so gut sprach wie schrieb, und daß man ganz den gleichen Eindruck hatte, ob man ihn las oder ob man ihn hörte; genau so, wie das bei Goethe der Fall war, der ebenfalls stets nur an die Sache und nicht an den Effekt dachte, in jedem Augenblicke alles Erlebte und alle darüber angestellten stillen Betrachtungen gegenwärtig hatte, oder es im gegebenen Falle seiner Reflexion so unterwarf, als ob es erst soeben in seinen Kreis getreten wäre. Nur das Temperament macht zwischen Goethe und Voltaire einen Unterschied. Denn, wie sich Taine ausdrückt, »Voltaire denkt in Explosionen.«

Wenn aber irgend jemand daran zweifeln wollte, ob in Rousseau ein Fond von Komödiantentum steckte, so sei nur an jene Fälle erinnert, in denen dieses ganz unverhüllt und nackt, d. h. ohne Gleichzeitigkeit höheren Gefühls, zutage trat. Man lese z. B. seinen Brief an Friedrich den Großen, als dieser dem damals verfolgten Rousseau ein Asyl in seinem Staate anbot.

»Sie wollen mir Brot geben,« antwortet Rousseau, »gibt es unter ihren Untertanen keinen, dem es daran fehlte? ....« Diese ganz deplacierte Pose macht wohl auf jeden Menschen von ehrlichem Naturell einen höchst widerwärtigen Eindruck, und derlei theatralische Attitüden Rousseau's waren ja dann in der französischen Revolution das Vorbild zu vielen ähnlichen pathetischen Phrasen und Tiraden!

Wenn wir also alles zusammenfassen, so erblicken wir in Rousseau's Charakter die Gleichzeitigkeit von Eigenschaften, die begrifflich einander ausschließen: Edles, ästhetisches und moralisches Gefühl und Schauspielerei, Mitgefühl — mit unzivilisierten — und Groll und Mißgunst — gegenüber hoch kultivierten Menschen.

Und auch diese zwei Stimmungen, nämlich das Mitgefühl und der Groll trieben bei Rousseau ein ähnliches Spiel

miteinander wie seine allgemeine Schwärmerei mit seinem Komödiantentum, denn auch sie reagierten gegeneinander, bis sie die mögliche Grenze der Überhitzung erreicht hatten.

Aber aus nichts wird nichts; um einen solchen Prozeß möglich zu machen, muß er eben beginnen können, einer der beiden Faktoren muß also zu Anfang da sein, so wie bei dem Prozeß der Dynamomaschine wenigstens eine Spur von Magnetismus in den Magnetschenkeln vorhanden sein muß, und wie auch ein gewisser Fond von Schwärmerei in Rousseau's Seele jedenfalls gesteckt haben muß, bevor seine Schauspielerei zu wirken beginnen konnte. So mußte auch entweder Mitgefühl mit den niedrig gestellten Volksklassen oder Groll gegen die glänzende Pariser Gesellschaft im Vorhinein vorhanden sein. Aus allem nun, was ich von Rousseau weiß, schließe ich, daß der Groll zuerst vorhanden war, namentlich die oben erwähnten Aussprüche von d'Alembert und Grimm bestärken mich in dieser Annahme.

Der morosen Anlage in Rousseau's Naturell verdanken wir also den großen Fortschritt, daß immer mehr selbst das niedrigst gestellte Individuum innerhalb der europäischen Gesellschaft seine menschliche Würde und seine Menschenrechte zu fühlen begann.

* * *

Nun kehren wir abermals zu dem Konflikte zwischen Voltaire und Rousseau zurück.

Wie benahm sich jener den Angriffen Rousseau's gegenüber?

Als er jenen oben zitierten beleidigenden Absagebrief mit dem Schlußsatz: »Ich liebe Sie nicht, mein Herr . . . .« erhielt, schrieb er an Thieriot: »Ich erhielt einen langen Brief von Jean Jacques Rousseau, er ist ein kompleter Narr ge-

worden, schade!« . . . und im März 1761 an d'Alembert: »Dieser Erznarr, ... schreibt gegen das Theater, nachdem er eine schlechte Komödie gemacht . . . . verläßt seine Freunde; schreibt mir den impertinentesten Brief, den je ein Fanatiker gekritzelt hat. Er tut mir zu wissen: ‚Sie haben Genf korrumpiert, für das Asyl, das es Ihnen gegeben;' als ob ich mich je darum bekümmert hätte, die Sitten von Genf zu mildern, als ob ich irgend ein Asyl nötig, oder irgend eine Verpflichtung gegen diese Stadt hätte. Ich antwortete gar nicht auf diesen Brief.« An Damilaville zur selben Zeit: ». . . . Er beleidigt mich mit heiterem Herzen, mich, der ich ihm nicht bloß ein Asyl offerierte, sondern auch mein Haus, wo er wie ein Bruder gelebt hätte«; und an denselben am 31. Juli 1761: »Oh! Wie würden wir diesen Mann wertgehalten haben, wenn er kein falscher Bruder gewesen wäre!« Wiederum an Damilaville im Jahre 1764: »Ein Arzt müßte an Jean-Jacques eine Bluttransfusion vornehmen und ihm anderes Blut in die Adern spritzen, sein jetziges ist eine Komposition aus Vitriol und Arsenik. Ich halte ihn für einen der unglücklichsten Menschen, weil er einer der bösesten ist.« Im Jahre 1765: »Es ist greulich, daß es einem solchen Schurken gegeben war, das Glaubensbekenntnis des Vikars zu schreiben . . . . .« »dieser Judas der Bruderschaft . . . . .«

Und bei aller dieser Entrüstung hatte Voltaire noch immer, wie seit jeher, eine gewisse Sympathie für Rousseau. »Seien Sie versichert, daß unter allen jenen, die Ihre Schriften gelesen haben«, schreibt einmal dieses urgutmütige Groß-Genie an Rousseau, »niemand Sie mehr schätzt, als ich — trotz aller schlechten Scherze.«

Dem entsprechend gab Voltaire Moultou gegenüber seinen Wunsch zu erkennen, daß sie beide sich doch miteinander vertragen und aussöhnen sollten. Als aber Moultou Rousseau hiervon benachrichtigte und ihm mitteilte, nach der ganzen Haltung Voltaire's in ihrer Unterredung, »würde ich (Moultou)

schwören, daß er Sie liebt«, meinte Rousseau, Voltaire sei immer nur ein Komödiant, »der seine Rolle meisterhaft spielte«, der »den Ton zu wechseln weiß, je nach den Leuten . . . .« und »wenn er aufrichtig zurückkehrt, öffne ich ihm meine Arme. Es ist das beste für seinen Ruhm, sich mit mir zu versöhnen.«

Bei einer solchen Beharrlichkeit, Voltaire zu verdächtigen und der ebenso unberechtigten als beleidigenden Zumutung, daß dieser »aufrichtig zurückkehre«, war wohl auf eine Versöhnung nicht mehr zu rechnen.

Trotz alldem war er Rousseau im Innersten seines Wesens noch immer wohl gesinnt; und dafür existiert eben jener unbezweifelbare Beweis von Voltaire's unglaublicher Milde, Versöhnlichkeit und Mitleid mit dem Verfolgten, welchen wir einem Bericht des Fürsten von Ligne*) über seinen Besuch in Ferney entnehmen.**)

»Im Moment, wo er am heftigsten gegen Rousseau wütete,« schreibt der Fürst in seinen Mémoires du prince de Ligne, »und im selben Augenblick, wo er ihn ein Monstrum, einen Verbrecher nannte, gegen den es kein genügend strenges Gesetz gäbe, sagte jemand zu Voltaire: „Ich glaube, er selbst ist es, der soeben in Ihren Hof eintritt." „Wo ist er, der Unglückliche?" schrie er, „er möge nur kommen! Ich breite meine Arme aus, um ihn zu empfangen. Vielleicht ist er von Neuchatel und Umgebung davongejagt worden! Man hole ihn, führt ihn her zu mir, alles, was ich habe, soll ihm gehören!"«

So sah Voltaire's Inneres einem seiner mit Grund verhaßtesten Gegner gegenüber aus; von einer Heuchelei in

---

*) Nach Maugras wie auch nach Desnoiresterres.

**) Dieser Besuch fand vor der Denunziation in den Lettres écrites de la montagne statt, die dann allerdings Voltaire zur höchsten Entrüstung brachten, der er aber sofort in den Sentiments des citoyens Luft machte. Auch die wildesten Reden Voltaire's in dieser Schrift muß man ihm in Anbetracht der unerhörten Rousseau'schen Provokation und Denunziation nachsehen.

dieser Situation kann absolut keine Rede sein, und nun möge irgend jemand, namentlich von jenen, die seinen Charakter tadeln, hervortreten und ehrlich zu behaupten wagen, er besitze mehr Güte in seinem Wesen als Voltaire!

* * *

Es gibt aber noch eine ganz besondere Goldprobe darauf, ob ein Mensch einen Kern von Güte besitzt, das ist seine Fähigkeit, Freunde zu haben und ein Freund zu sein.

Und da finden wir nun die schöne Tatsache, daß Voltaire von früher Jugend an bis in sein hohes Alter von Freundschaftsgefühlen erfüllt war und auch wahre Freunde besaß.

»Niemand sprach je mit so viel Gefühl von dem Reiz der Freundschaft wie Voltaire, sagt Longchamp, »und das, was er an so vielen Stellen seiner Werke davon sagte, sei es in Vers oder Prosa, würde schon genügen, um uns zu überzeugen, wie sehr er selbst von diesem Gefühle durchdrungen war.«

Welch' eine reiche Anzahl von Freunden und Freundinnen zählte er zu den seinen! Allerdings war diese Hinneigung zur Freundschaft für ihn wie eine Quelle großer Freuden, so auch der Anlaß zu vielem Gram. Denn er hatte das Unglück, schon in seiner Jugend mehrere Freunde zu verlieren, besonders de Génonville, von dem er lebenslang mit größtem Bedauern sprach; der Tod des Präsidenten de Maisons und der Marquise du Châtelet kosteten ihn nicht weniger Tränen, und dann hatte er den Tod Vauvenargues', de Formont's und anderer zu beklagen. Andererseits hatte er das Glück, nicht einige seiner ältesten Freunde zu überleben, deren Umgang während nahezu sechzig Jahren die früheren Verluste einigermaßen aufwog, so z. B. d'Argental, den Marschall Richelieu, die Marquise du Deffand. Bis

zu ihrem Tode genoß er die langjährige Freundschaft von de Cideville, d'Argenson, des Abbé d'Olivet u. a. Und in der Mitte seines Lebens gewann er noch neue Freunde, denen er nicht minder anhänglich war, als den alten, wie de Saint-Lambert, Marmontel und d'Alembert.

Voltaire war unglaublich nachsichtig und übersah mit größter Leichtigkeit Fehler an seinen Freunden. So machte er es auch mit Frau du Deffand, die nicht wenig boshaft (dabei auch ungut) war und während sie in ihren Briefen an Voltaire von Freundschaft und Bewunderung überfloß, in den Pariser Gesellschaften sich ungerecht und rücksichtslos über ihn äußerte; aber, obwohl Voltaire von diesem allen wußte, blieb er ihr immer gleich anhänglich. Es soll — wie Longchamp, dem ich diese Daten entnehme, mitteilt — ziemlich viele Fälle gegeben haben, in denen sich die seltene Leichtigkeit und Nachsicht kundgab, mit der Voltaire selbst über Unrecht und Undankbarkeit junger Leute, die er mit Wohltaten überhäuft und früher für seine wahren Freunde gehalten hatte, hinwegsah und sich sogar hierüber unwissend stellte; wie er das besonders mit dem seiner unwürdigen Thieriot machte, von dem er sich nur darum nicht trennen wollte, weil ihre Verbindung schon von der Zeit her datierte, da sie beide aus dem Kollegium ausgetreten waren.

Man könnte hierin vielleicht einen Beweis von Schwäche erblicken, aber das wahre Motiv seiner Nachsicht war ein ganz anderes und ist ganz besonders geeignet, Voltaire's Charakter, seine Wärme und seinen Fond von Pietät ins Licht zu stellen. Wenn nämlich seine wahren Freunde ihm Vorwürfe darüber machten, seine Verbindungen mit Personen aufrecht zu halten, die sich durch ihre Undankbarkeit derselben unwürdig zeigten, so pflegte Voltaire bloß zu antworten: »Es ist etwas Heiliges in einer lange währenden Anhänglichkeit.« Dieses Gefühl genügte bei ihm, um alles zu verzeihen.

Und danach vergleiche man Voltaire mit seinem Bedürfnis und seiner Fähigkeit für Freundschaft mit irgend welchen anderen Männern der Literatur und Kunst.

Wie kühl zeigen sich uns Schiller und Goethe dagegen, wenn wir nach der Wärme ihrer freundschaftlichen Beziehungen fragen. Es ist zwar richtig, daß ihr gegenseitiges Verhältnis ein selten reines war, aber es war mehr ein objektiv kühles, vornehmes, und von ihren andern Freundschaftsverhältnissen konnten wir sehr wenig anführen, was sich auch nur entfernt mit der Fülle von Güte, Wärme, Offenheit, mit der ganzen Hingabe des Naturells vergleichen ließe, die wir bei Voltaire finden.

Er brachte nicht bloß Wärme und Zartgefühl, er brachte sogar einen wahren Ungestüm*) in seine freundschaftlichen Gefühle — seine Natur empfand es geradezu als ein Bedürfnis, sich zu attachieren und für andere zu interessieren; stets war er dienstbereit, und nie ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne einen Freund aus Verlegenheiten zu reißen. Noch ganz jung, liebte er die Jugend und wünschte nichts sehnlicher, als in ihrer Mitte zu leben. Bemerkte er irgend ein aufkeimendes Talent, so waren sofort seine Ratschläge, seine Sympathie und seine Börse zur Stelle. Seine naive Natur sympathisierte oft mit ganz unfähigen, aber einfachen und geradsinnigen Menschen, bei denen er sich wohl fühlte.

So hielt er es mit einem gewissen Linant, dem Sohne einer Gastwirtin, bei der er einst gewohnt hatte, einem ganz unbedeutenden Jüngling, den er unterstützte und zu dessen offenem und derbem Urteil er Vertrauen hatte. Als Voltaire sich anschickte, seine eben vollendete »Zaïre« den Schauspielern vorzulesen, mußte Linant mitkommen. »Ich wollte wissen,« schrieb Voltaire darüber an Cideville, »was so ein naives Herz und ein so geradsinniger Geist darüber denkt.«

*) Wie sich Desnoiresterres, dem ich das Material zu dieser Betrachtung entnahm, ausdrückt.

Wer würde das bei Voltaire voraussetzen, der immer als der Über-Zivilisierte, als ein Geist hingestellt wird, der von aller Natürlichkeit entfernt, sich nur in den Salons gelehrter Frauen und der Pariser Schöngeister wohl fühlen konnte und nur das Urteil dieser Kreise als das einzig berechtigte ansah?

Ein seltener Zug von Zartgefühl in seinen Freundschaftsgefühlen war unter anderen der folgende. Der oben erwähnte Thieriot, einer der jungen Freunde des noch sehr jungen Voltaire, hätte ihm eine beträchtliche Geldsumme übergeben sollen, behielt sie aber für sich und gebrauchte die Ausrede, sie sei ihm während des Besuches der Messe gestohlen worden. Voltaire, der nicht zu täuschen war, tat gar nichts weiter in dieser Sache, als daß er ihm schrieb: »Dieses Abenteuer, mein Freund, kann Ihnen wohl alle Lust benehmen, wieder in die Messe zu gehen, aber es soll mich nicht daran hindern, Sie immer zu lieben und Ihnen für alle Ihre Bemühungen zu danken.« Und an Destouches schrieb Voltaire über diese Sache: ». . . . . . ich wäre wohl unwürdig, Schriftsteller zu sein, wenn ich es nicht vorziehen würde, hundert Louisd'or zu verlieren, als meinen Freund in Verlegenheit zu bringen.«

Nach diesem allen denke man nun daran, wie oft Voltaire als ein trockenes Herz, als gemütlos und als (besonders in seiner Jugend) geizig hingestellt wird; und man wird wohl einsehen, wie richtig meine Bemerkung zu Anfang dieser Monographie sei, daß kaum ein Mann so verleumdet, so falsch beurteilt wurde wie Voltaire.

Und, was edelste Freundschaft betrifft, nun erst sein Verhältnis zu dem jung verstorbenen Génonville! Eines der zartesten Freundschaftsverhältnisse, von denen wir überhaupt Kenntnis haben.

Dieser Génonville, wie er sich nach seiner Mutter nannte, war der Sohn eines Parlamentspräsidenten in der Bretagne. Liebenswürdig, lebhaft und obwohl er sich dem

Richterstande widmen sollte, voll von Liederlichkeiten und Torheiten seines Alters. Diesem Jüngling wandte sich der junge Arouet (so hieß damals Voltaire noch) mit ganzem Herzen zu, und er ging darin so weit, ihn zum Vertrauten seiner Liebe, ja zum Dritten bei seinen Zusammenkünften mit seiner Geliebten, der schönen Schauspielerin Susanne de Livry, zu machen. Voltaire dachte gar nicht an die Gefahren eines solchen Vertrauens. Nicht lange, und Fräulein de Livry konnte den stürmischen Bewerbungen des liebenswürdigen und unbesonnenen Freundes ihres bisherigen Geliebten nicht widerstehen. Sie vergaß die herrlichen Plaudereien Arouet's, den prächtigen Unterricht, den er ihr in der Deklamation gegeben hatte, und verriet ganz einfach ihren Geliebten, wie Génonville seinerseits ihn verriet.

Aber hier erfolgte etwas, was von einer Gemütsart Voltaire's zeugte, die ohne Gleichen dasteht. Er wurde nicht eifersüchtig, geriet nicht in Wut, nahm sein Unglück mit Heiterkeit auf, und da er seine Geliebte verloren hatte, war das ein Grund mehr für ihn, nicht zugleich seinen Freund zu verlieren, den er mit so aufrichtiger Freundschaft liebte. Er verzieh vollständig, und der sechsundzwanzigjährige Voltaire schrieb sich die Sache mit folgenden Versen vom Halse:

»Je sais que par déloyauté
Le fripon naguère à tâté
De la maîtresse tant jolie
Dont j'étais si fort entêté.
Il rit de cette perfidie,
Et j'aurais pu m'en courroucer;
Mais je sais qu'il faut se passer
Des bagatelles dans la vie.«

So beliebt Génonville in allen Gesellschaftskreisen auch war, so hatte ihn doch niemand so gern wie Arouet. »Der kleine Génonville schrieb mir einen wunderschönen Brief in Versen, ich antwortete ihm, aber nicht so schön,« lautet ein

Billet Arouet's an Frau von Mimeure, »manchmal wünsche ich, daß Sie ihn nie kennen lernen, denn Sie könnten mich dann nicht mehr ausstehen.«

Dieser so herrliche und begabte junge Mann starb aber sehr früh, und man muß nun sehen, wie nahe Voltaire dieser Tod ging und wie er gar nie daran vergessen konnte. Noch zehn Jahre nach dem Tode Génonville's (im Jahre 1729) drückte er seinen Schmerz über diesen Verlust in einer Epistel »Aux mânes de Génonville« aus, die vielleicht auch in dem Leser eine solche Rührung hervorbringen wird wie in mir, und die ich im Anhang wiedergebe. —

Aber nach der Betrachtung dieser so edlen Freundschaft möchte ich nicht unterlassen, auf das Verhalten Voltaire's nach der sogenannten Treulosigkeit seiner Geliebten und seines Freundes näher einzugehen.

Daß ein betrogener Liebhaber die Sache gar nicht tragisch nimmt und dem glücklichen Nebenbuhler sogar in wärmster Freundschaft zugetan bleibt, dürfte höchst wahrscheinlich den meisten Lesern nicht nur als etwas Abnormes, sondern auch als etwas nahezu Lächerliches erscheinen. Man wird geneigt sein, ein Naturell, das zu derlei fähig ist, als ein kaltes, trockenes und daher gegenüber dem vorherrschenden »impulsiven« als ein inferiores anzusehen; man wird sich schmeicheln, ein lebhafteres, wärmeres Gemüt, eine höhere schwärmerische Natur zu besitzen und sich eine Art tieferen Fühlens zuzuschreiben, das sich eben nur in den Explosionen der Eifersucht, in der Rache an den Verrätern, selbst in deren Ermordung bewähren und genug tun kann, und jede solche Brutalität zu rechtfertigen vermag.

Ich muß nun sagen, daß, als ich zum erstenmale (d. i. vor mehreren Dezennien) das Verhalten Voltaire's in dieser Liebesaffäre kennen lernte, ich über eine solche Höhe eines Naturells, über eine so glückliche ethische Anlage — und was nicht zu vergessen ist, bei einem sonst so impulsiven Temperament — nicht wenig erstaunte.

Man denke nicht, daß die körperliche Schwäche Voltaire's seine geringe Erhitzung für erotische Erlebnisse erkläre und daß »jeder gesunde kräftige« Mann alles, selbst sein eigenes Leben oder das Leben anderer, in solchen Fällen, bei solchen Erlebnissen wie mit Génonville und der de Livry, einsetzen müsse. Denn einerseits sehen wir, daß auch die körperlich schwächlichsten Männer sich in aufbrausender Brutalität bei Liebes- und Eifersuchtsangelegenheiten mit den allerkräftigsten und allergesündesten messen können; und andererseits: denken wir doch an die alten Griechen in ihrer Blütezeit; sie waren ein überaus kräftiger und schöner Menschenschlag und dennoch spielte Brutalität aus Liebe und Eifersucht bei ihnen fast gar keine Rolle.

Wie viel Unglück und wie viel Absurditäten würden aber verhütet werden, dachte ich mir und denke ich heute noch, wenn alle Menschen solche Anschauungen über diese Dinge besäßen, die ihnen eine derartige Handlungsweise, wie jene Voltaire's, möglich machen könnte! Wenn man solche Angelegenheiten, ebenfalls von solcher Höhe herab betrachten und sie nur als von ganz sekundärer Bedeutung ansehen würde!

Man überdenke den Fall Voltaire-Livry-Génonville ohne unsere gewohnten Vorurteile und man wird einsehen, daß wir in Sachen der Liebe, wie in so manchem anderen Gebiete schöner Gefühle, immer mit latentem, uns unbewußtem Egoismus umherschwärmen; daß wir andere menschliche Individuen, die wir geschlechtlich lieben, wie eine Sache unseres Eigentums, statt als selbständige Persönlichkeiten ansehen; und daß wir stets sofort bereit sind, mit einem einzigen Sprunge uns aus sentimentalen und hinschmelzenden Gefühls-Wesen in wutentbrannte Barbaren zu verwandeln.

Voltaire hatte für Freundschaft weit mehr Wärme in seiner Empfindung, als für Geschlechtsliebe, und auch in dieser Beziehung steht seine Individualität in seltenem

Glanze dar. Man denke nur an Jean Jacques Rousseau, der nicht imstande war, einen einzigen Freund festzuhalten, und auch in der Tat bis an sein Lebensende ohne Freunde blieb, hingegen für Liebe zum anderen Geschlecht in seinem Naturell eine Glut ohne Gleichen besaß. Er ist in dieser Beziehung der Repräsentant der Europäer überhaupt, namentlich der modernen, bei denen Freundschaft weder im Leben, noch in der Religion, noch in der Literatur eine Rolle spielt; während Leben, Literatur und Kunst von geschlechtlicher Liebe strotzen.

Aber das muß durchaus nicht so sein; es ist das keine den Menschen angeborene notwendige Eigenschaft! Denn bei Chinesen und Japanern finden wir Freundschaft unvergleichlich hoch über geschlechtliche Liebe gestellt, sie findet sich dort im Leben ungleich häufiger als bei uns, spielt in der Literatur eine hervorragende Rolle und wird in den Moralunterweisungen des Konfuzius als eine der Grundtugenden hervorgehoben. Die höhere Stufe der Gesittung bei den ostasiatischen Völkern gegenüber jener bei den Europäern zeigt sich also auch hierin; und wir sind jenen Völkern gegenüber, trotz aller religiösen Schwärmereien und temperamentvollen, vielleicht tieferen, Kunstbetätigung, noch immer auf einer niedrigen, animalischen Stufe der Entwicklung zurückgeblieben. Es ist in der Liebe, wie in der Religion und wie in der Politik: Kratzt man den Europäer, so kommt sogleich das wilde Tier zum Vorschein.

Was aber Voltaire's Verhalten im Falle Livry-Génonville betrifft, so stimmt es sehr gut mit anderen Eigentümlichkeiten seines Charakters, die ebenso selten anzutreffen sind und ebenso auf den edlen ethischen Kern seiner Natur hinweisen, wie seine überlegene Ruhe nach dem Verrat an seiner Liebe.

Nur ein so gearteter Mensch konnte inmitten der heftigsten Kämpfe und Anfeindungen stets zur Versöhnung

bereit, unbeirrt in seiner Güte und Menschenliebe, frei von Verdrossenheit und mürrischen Stimmungen und immer liebenswürdig bleiben.

* *
*

Nein, es ist vergebliche Mühe, diesen Menschen vor der Welt anschwärzen zu wollen! Man braucht ja nur irgend ein Porträt, irgend eine gute Büste Voltaire's, sei es aus seiner Jugend, sei es aus seinen alten Tagen anzusehen, und jeder Unvoreingenommene wird sich gewiß sagen:

Bei diesem liebenswürdigen, häßlichen Schelm würde ich mich wohler fühlen, als bei irgend jemand anderem; und wenn ich eine Gefälligkeit brauchen sollte, so weiß ich es gewiß, er würde sie mir mit größter Bereitwilligkeit und Schnelligkeit und mit den anmutigsten Scherzen auf den Lippen erweisen!

* *
*

Und fassen wir alles zusammen, so können wir sagen:

Nach der Art seines Intellekts war Voltaire ein Geist, der vor nichts in der Welt Furcht hatte und dem nichts imponierte;

und nach seiner ganzen Individualität

das naivste, beste, mitunter recht unartige, gescheiteste, gelehrteste und gewaltigste Weltkind, das jemals existierte.

So war Voltaire.

Anhang.

Épître.

Aux mânes de M. de Génonville.*)

Toi que le ciel jaloux ravit dans son printemps.
Toi, de qui je conserve un souvenir fidèle
Vainqueur de la mort et du temps;
Toi dont la perte, après dix ans,
M'est encore affreuse et nouvelle;
Si tout n'est pas détruit, si sur les sombres bords
Ce souffle si caché, cette faible étincelle,
Cet esprit, le moteur et l'esclave du corps,
Ce je ne sais quel sens qu'on nomme âme immortelle,
Reste inconnu de nous, est vivant chez les morts;
S'il est vrai, que tu sois, et si tu peux m'entendre,
O mon cher Génonville! avec plaisir reçois
Ces vers et ces soupirs que je donne à ta cendre,
Monument d'un amour immortel comme toi.
Il te souvient du temps oû l'aimable Egérie**)
Dans les beaux jours de notre vie,
Ecoutait nos chansons, partageait nos ardeurs,
Nous nous aimons tous trois! La raison, la folie,
L'amour, l'enchantement des plus tendres erreurs,
Tout réunissait nos trois coeurs.

---

*) Die Orthographie ist genau die in meiner Voltaire-Ausgabe von 1785.

**) Das Fräulein de Livry, Voltaires Geliebte.

Que nous étions heureux! même cette indigence,
Triste compagne de beaux jours,
Ne put de notre joie empoisonner le cours.
Jeunes, gais, satisfaits, sans soins, sans prévoyance,
Aux douceurs du présent bornant tous nos désirs,
Quel besoin avions-nous d'une vaine abondance?
Nous possédions bien mieux, nous avions les plaisirs!
Ces plaisirs, ces beaux jours coulés dans la mollesse,
Ces ris, enfans de l'allégresse,
Sont passés avec toi dans la nuit du trépas.
Le ciel, en récompense, accorde à ta maîtresse,
Des grandeurs et de la richesse,
Appuis de l'âge mûr, éclatant embarras,
Faible soulagement, quand on perd sa jeunesse.
La fortune est chez elle où fut jadis l'amour.

Les plaisirs ont leur temps, la sagesse a son tour.
L'amour s'est envolé sur l'aile du bel âge;
Mais jamais l'amitié ne fuit du coeur du sage.

Nous chantons quelquefois et tes vers et les miens;
De ton aimable esprit nous célébrons les charmes;
Ton nom se mêle encore à tous nos entretiens;
Nous lisons tes écrits, nous les baignons de larmes,
Loin de nous à jamais ces mortels endurcis,
Indignes du beau nom, du nom sacré d'amis,
Ou toujours remplis d'eux, ou toujours hors d'eux-même,
Au monde à l'inconstance ardens à se livrer,
Malheureux, dont le coeur ne sait pas comme on aime,
Et qui n'ont point connu la douceur de pleurer!

Um die feine Seele Voltaire's zu zeigen und vielleicht manchem Leser einen ästhetischen Genuß, wie ich ihn habe, zu bereiten, reproduziere ich hier noch ein anderes Gedicht, das unter dem Titel: Les Vous et les Tu berühmt ist.

Es bezieht sich auf seine einstige Geliebte, dieselbe de Livry, von der in der vorhergehenden Epistel die Rede war. Fräulein de Livry hatte nämlich sehr bald alle Liebesverhältnisse abgebrochen und den reichen Marquis de Gouvernet geheiratet. Als Voltaire sie einmal besuchen wollte,

verwehrte ihm der Schweizer des Hôtels der Marquise den Einlaß. Voltaire, der an einen ganz anderen Empfang seitens der schönen Susanne de Livry gewöhnt gewesen war, sandte ihr hierauf die nachfolgende Epistel.

Les Vous et les Tu.

Philis, qu'est devenu ce temps
Oû dans un fiacre promenée,
Sans laquais, sans ajustemens,
De tes grâces seules ornée,
Contente d'un mauvais soupé
Que tu changeais en ambrosie,
Tu te livrais dans ta folie
A l'amant heureux et trompé
Qui t'avait consacré sa vie?
Le ciel ne te donnait alors
Pour tout rang et pour tous trésors,
Que les agrémens de ton âge;
Un coeur tendre, un esprit volage,
Un sein d'albâtre et de beaux yeux.
Avec tant d'attraits précieux,
Hélas! qui n'eût été friponné?
Tu le fus, objet gracieux!
Et que l'amour me le pardonne!
Tu sais que je t'en aimais mieux.

Ah Madame! que votre vie,
D'honneur aujourd'hui si remplie,
Diffère de ces doux instans!
Ce large suisse à cheveux blancs
Qui ment sans cesse à votre porte,
Philis, est l'image du temps:
On dirait qu'il chasse l'escorte
Des tendres Amours et des Ris;
Sous vos magnifiques lambris
Ces enfans tremblent de paraître.
Hélas! je les ai vus jadis
Entrer chez toi par la fenêtre,
Et se jouer dans ton taudis.

Non Madame, tous ces tapis
Qu' a tissus la Savonnerie,
Ceux que les Persans ont ourdis,
Et toute votre orfévrerie
Et ces plats si chers que Germain
A gravés de sa main divine;
Et ces cabinets où Martin
A surpassé l'art de la Chine;
Vos vases japonais et blancs,
Toutes ces fragiles merveilles;
Ces deux lustres de diamans
Qui pendent à vos deux oreilles;
Ces riches carcans, ces colliers,
Et cette pompe enchanteresse
Ne valent pas un des baisers —
Que tu donnai dans ta jeunesse.

Noch einmal traf Voltaire mit seiner Jugendgeliebten zusammen: das war im Jahre 1778 während seiner letzten Tage in Paris. Er besuchte die damals über achtzigjährige Madame de Gouvernet, die Witwe war und ihn daher nunmehr empfangen konnte. Als er von der Visite nach Hause kam, sagte er zu seiner Umgebung: „Ah, mes amis, je viens de passer d'un bord du Cocyte à l'autre". Und Madame de Gouvernet sandte am nächsten Tage der Nichte Voltaire's, der Madame Denis, ein Portrait Voltaire's, das er ihr während ihrer Liaison gegeben und das sie trotz des Bruches mit ihm und trotz ihrer Frömmigkeit treu aufbewahrt hatte. — Sehr, sehr gern hätte ich das Gespräch der beiden Alten mit angehört!

Über ein musikästhetisches Problem.

Bei der großen Rolle, die in der neueren Zeit die Musik in unserem Gefühlsleben spielt, ist es wohl angezeigt, hier noch ein musikästhetisches Problem zu berühren, auf das meine Bemerkungen auf S. 291 hinweisen.

Es ist gewiß, daß die sogenannte absolute Musik nicht imstande sein kann, so scharf umrissene, begrifflich präzisierbare Gefühle, wie z. B. »Freiheits- und Gleichheitszorn«, »Sturmgefühle der französischen Revolution« u. dergl. auszudrücken. Wenn gesagt wurde, ich oder andere können sie darin »finden«, so will das nichts anderes besagen, als daß diese oder jene Musik solche bestimmte Gefühle, oft sogar Gedanken, in dem Hörer anzuregen vermag. Und diese Möglichkeit hängt offenbar sowohl von dem Hörer, besonders seiner Assoziationsfähigkeit und Bildung, als auch von dem Kompositeur selbst ab.

Wieso ein physikalischer, nämlich ein akustischer Vorgang, wie es Musik ist — die auch nichts weiter ist als ein solcher Vorgang — bestimmbare, definierbare Gefühle, ja sogar Gedanken im Hörer anzuregen vermag, ist ein Problem für sich; und durchaus kein anderes als das Problem, das in dem gleichen Effekt liegt, wenn wir Haschisch, Opium, Lustgas, Champagner usw. genießen. Niemandem wird es einfallen, zu sagen: Der Genuß dieser Substanzen »drücke irgend etwas aus«, sondern er wird nur einfach die Tatsache konstatieren, daß sie tiefsinnige, mystische, heitere Gefühle und Gedanken anregen, indem sie den menschlichen Organismus in eine Stimmung versetzen, in der er relativ produktiver an solchen Gefühlen wird. Wäre die Herstellung

solcher Droguen nur eine besondere Fähigkeit Einzelner, so würden diese gerade so gut unter die Künstler gezählt werden müssen, wie heute die Musiker oder Dichter; denn bei diesen allen wäre das Gemeinschaftliche dies, daß sie vermöge ihrer natürlichen Begabung Schwierigkeiten überwältigen und Leistungen zustande bringen, wie es verhältnismäßig wenigen Menschen gegeben ist.

Damit ist die Sache aber noch nicht abgetan.

Wer die besondere Begabung für Herstellung von Droguen besäße, deren Genuß bei den Genießenden so bedeutende Empfindungen ins Leben zu rufen vermag, hätte an diesen Empfindungen selbst doch gar keinen Anteil; er besaß sie nicht, als er jene Substanzen komponierte und herstellte; er ist daher eigentlich nur ein Techniker, oder ein »technischer Künstler«. Solche technische Künstler gibt es ja auch in den bereits anerkannten Kunstgebieten, d. h. sie bringen ästhetische Stimmungen hervor, ohne selbst etwas zu fühlen; sie betätigen eben nur ihr Talent in Handhabung von Kunstmitteln. Das ist z. B. bei Farbenkünstlern in der Malerei und auch bei vielen musikalischen Kompositionen sowie bei Reproduktionen und Nachahmungen überhaupt der Fall; woher es auch kommt, daß man oft erstaunt, was für leere unbedeutende Individuen solche Männer sein können, die in dem Gebiete der Kunst doch einen sehr guten, ja berühmten Namen haben. Erst wenn man Grund hat zu glauben, daß der Künstler die in uns entstandenen hohen Gefühle (vielleicht auch die Gedanken) oder doch ihnen einigermaßen analoge selbst besaß, als er sein Werk produzierte, so daß wir als Receptive durch das physikalische Medium seiner speziellen Kunst imstande sind, ihm wenigstens einigermaßen nachzufühlen — erst dann steht die begabte und zugleich höhere Persönlichkeit vor uns.

Aus diesem Grunde wird niemals ein Beethoven mit einem noch so begabten Kunsttechniker oder Artisten in

eine Reihe gestellt werden. Es ist auch, objektiv genommen, nicht zu zweifeln, daß die Kenntnis der Lebensumstände Beethoven's, seiner großen Natur, seines hohen Idealismus, ja sogar seiner persönlichen Erscheinung, sehr viel dazu beiträgt, in seiner Musik vieles Große, das man ohne diese Kenntnis nicht in ihr finden würde, zu entdecken, d. h. anzunehmen, er habe das alles, und wahrscheinlich noch viel mehr als wir, beim Komponieren selbst empfunden.

In der Instrumentalmusik, die weder mit bestimmten sichtbaren Formen und Begriffen arbeitet, noch wie das Musikdrama von Wort und Szenerie unterstützt wird, ist die Kenntnis der Persönlichkeit mit ein wichtiger Teil des Eindrucks, und macht aus dem rein akustischen Vorgang eines Musikstückes eine besondere Art von Programm-Musik.

Auf diese Art wird es ermöglicht, daß durch den Gedanken an die Persönlichkeit des Künstlers gerade so gut dem bloßen musikalischen Tongemälde — unabhängig von seiner sinnlichen Wohlgefälligkeit — auch ein gewisser Inhalt, eine Bedeutung assoziiert wird, wie durch eine Überschrift, oder durch eine Angabe dessen, was dargestellt werden soll. Wir sehen hier, wie der an sich unbestimmte physiologische Eindruck bloßer Luftschwingungen auf den menschlichen Organismus durch solche Associationen sich in psychische Formen, Gefühle und Vorstellungen, umwandelt.

Und unter allen Arten der Kunst ist die Instrumentalmusik der interessanteste Fall für die Beobachtung des Weges, der von der innern Tätigkeit des Künstlers bis zur inneren Tätigkeit des Aufnehmenden führt. Es ist dies ein ganz analoger Vorgang, wie z. B. bei dem Prozeß der Telegraphie; das Endresultat hängt vom Aufgeber-Apparat, dem Vermittlungs-Apparat (z. B. dem Leitungsdraht) und endlich dem Empfangs-Apparat ab. In der Telegraphentechnik kann Empfangs- und Aufgabeapparat identisch sein,

in der Kunst niemals; wie groß aber die Verwandtschaft zwischen Anfangs- und Endstation dieses künstlerischen Prozesses, d. h. die Ähnlichkeit der Empfindungen zwischen dem Künstler und dem Hörer ausfällt, hängt eben sehr von der Beschaffenheit der Vermittlung, d. i. des objektiven Kunstwerks — das nur ein rein physikalisches Objekt ist — und der Art und Beschaffenheit des aufnehmenden Kunstfreundes ab.

Wenn aber der Eindruck der absoluten Musik durch die bloße Assoziation mit Inhaltsangaben oder mit Gedanken an die Persönlichkeit des schaffenden Künstlers erhöht wird, ja sogar eine außermusikalische Bedeutung erhalten kann, so könnte man vielleicht sagen:

Dann liegt das Große gar nicht in der Komposition, es ist nur eine äußerliche Zutat? — Gewiß: Die Größe der Persönlichkeit erhöht oder bereichert nicht nur die künstlerische Begabung für die Benutzung der Kunstmittel, sondern sie bestimmt und erhöht auch die Wertschätzung des rein physikalischen (akustischen) Kunstwerks. Und wenn irgend ein Künstler sich über eine solche Ansicht beklagen und darin etwa eine Herabsetzung seiner ganz besonderen technischen Künstlerschaft sehen wollte, so sagen wir ihm bloß dies: Sei auch Du eine große Persönlichkeit, so wird man dir in gleicher Weise entgegenkommen, wie z. B. einem Beethoven!

In der Kunstwelt handelt es sich ja nicht um eine schulmeisterliche Klassifizierung der Talente, sondern um die großen Wirkungen allein, die von den Künstlern als ganzen Persönlichkeiten ausgehen.*)

Und im Sinne dessen, was hier über das musikästhetische Problem gesagt wurde, kann man eben auch von Beet-

*) Diese Ansicht ergab sich mir schon vor mehreren Dezennien; nach Vollendung dieses kleinen Aufsatzes fand ich einige sehr entfernte Ähnlichkeit mit dieser meiner Hervorhebung der totalen künstlerischen Persönlichkeit in einigen Aufsätzen von Hausegger.

hoven sagen, er habe in die absolute Musik eine neue Seele gebracht, wie es oben von Rousseau betreffs unserer Gefühlsweise überhaupt gesagt wurde. Wie wir seit Rousseau den unmittelbaren Natureindrücken noch eine innere Bedeutung unterlegen, so tun wir — wenn auch nicht alle — es mit der Beethoven'schen Instrumentalmusik.

In diesem Falle liegt aber etwas Wirkliches, etwas Reales insoweit zu Grunde, als in Beethoven — wie wir es anders woher, nämlich aus seiner Biographie, wissen — in der Tat eine solche Seele vorhanden war und sich in seinen Kompositionen Luft machte. Bei dem Rousseau'schen symbolistischen Naturgefühl ist das aber nicht der Fall, denn in der Natur liegt nichts dergleichen, sie ist keine Künstlerin, wir supponieren ihr nur fälschlich unsere Gedanken oder Gefühle, und wir haben hier den Fall vor uns, daß der »Aufgabe-Apparat« mit dem »Empfangs-Apparat« gar keine psychische Verwandtschaft besitzt. Diese Unwahrheit, die in dem Ganzen liegt, nenne ich: Krankhaftigkeit. Über dieses spezielle Thema will ich aber an einem anderen Orte ausführlicher sprechen. —

Der von Seite 281 bis inkl. 311 reichende kulturphilosophische Abschnitt ist nahezu identisch mit meinem Aufsatze, der unter dem Titel »Voltaire« im Sommer des Jahres 1904 in der Wiener Wochenschrift »Die Wage« erschienen war.

Verbesserungen.

Es soll heißen auf

S. 14, Z. 9 u. 10 v. o.: „Es wird wohl schwer zu präcisieren sein, wenigstens begrifflich, wen wir für tief halten."

S. 20, Z. 20 u. 21 v. o.: „. . . nicht noch heute, auch auf Nicht-Franzosen, ja selbst auf die Deutschen, einen starken poetischen Eindruck . . ."

S. 26, Z. 2 v. u.: „. . . beschweren, vierundachtzig Krankheitsjahre . . ."

S. 38, Z. 10 v. o.: „Die Freude des Künstlers über die ästhetische Zustimmung auch nur . . ."

S. 40, Z. 7 v. u.: „Es ist aber für die Allgemeinheit, also vom Künstler selbst abgesehen, ganz und gar kein Grund . . ."

S. 43, Z. 8 v. o.: „. . . oder ungünstigen Art, wie sie ihre Leistungen beurteilt, gleich und vollkommen recht . . ."

S. 48, Z. 6 v. o.: „. . . wenige unter uns bei Shakespeare die vielen Silbenstechereien, Wortwitze u. dergl. . . ."

S. 66, Z. 5 u. 6. v. o.: „. . . davon abzustehen. Wir wissen auch aus Voltaire's Briefen . . ."

S. 74, Z. 1 u. 2 v. o.: „Im Jahre 1870 kam dann David Strauß mit seinem Buche: „Voltaire. Sechs Vorträge," welche Vorträge er vor der Prinzessin Alice von Hessen gehalten hatte."

S. 84, Z. 13 v. u.: „. . . gar nicht mitgeteilt habe . . ."

S. 90, Z. 21 v. o.: „. . . in tiefster Seele zuwider waren . . ."

S. 96, Z. 17 v. o.: „. . . als Löwenfuchs während seines langen Lebens durchzuführen verstand . . ."

S. 99, Z. 3 v. u.: „. . . weder an Besiegung seiner Gegner . . ."

S. 101, Z. 10 v. o.: „. . . . glänzendsten Zeit Voltaire's, nämlich in Ferney . . ."

S. 101, Z. 13 v. u.: „. . . so leicht zu machen . . ."

S. 101, Z. 5 v. u.: „. . . Briefe" zu bekennen . . ."

S. 104, Z. 7 v. o.: „. . . Energie durchzuführen, sei es mit welchen . . ."

S. 108, Z. 1 v. o.: „. . . könne J. J. Rousseau in einem Kultus kommunizieren, der . . ."

S. 112, Z. 11 v. o.: „. . . sondern stattete auch schon einmal . . .“
S. 114, Z. 7 v. u.: „. . . Wissenschaft, gegenüber der Kartesischen, auf dem Kontinent . . .“
S. 122, Z. 11 v. o.: „. . . ein eigenes Bewandtnis . . .“
S. 127, Z. 14 u. 15 v. o.: „. . . nicht gleichberechtigt sind? . . .“
S. 141, Z. 7 v. u.: „. . . den Deutschen Lessing gegenüber dem Franzosen Voltaire handelt . . .“
S. 146, Z. 6 v. o.: „. . . (im „König Friedrich der Große“) . . .“
S. 156, Z. 14 v. o.: „. . . an Algarotti . . .“
S. 170, Z. 7 v. o.: „. . . das Sichandieseitestellen . . .“
S. 201, Z. 7 v. u.: „. . . wundern kann, daß gesittete Menschen . . .“
S. 273, Z. 6 v. u.: „. . . Männer seiner Zeit und Umgebung, ja als einer der besten aller Zeiten. Und es ist . . .“
S. 278, Z. 9 v. u.: „. . . der niemals an seinem eigenen Glück zu arbeiten vergaß . . .“
S. 279, Z. 5 v. u.: „. . . Eigenschaften der Aristokratie — nämlich rücksichtsloser Standesegoismus und Kastenhochmut — fehlen . . .“
S. 279, Z. 5 v. u: „. . . . die Blüte der Elite einer hochkultivierten Nation.“
S. 290, Z. 11 u. 12 v. o.: „Auszunehmen von diesem Vergleich wäre Rousseau's . . .“
S. 311, Z. 22 v. o.: „. . . immer um den Aberglauben; nicht nur um den religiösen, sondern auch den historischen und um so manch' anderen Aberglauben.“
S. 342, Z. 12 u. 13 v. o.: „Ich empfange hundert Stöße, ich gebe dafür zweihundert zurück, . . .“

Von demselben Verfasser erschien:

Selbständige Schriften:

Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit (I. Aufl. 1878, 2. Aufl. 1879, bei E. Koschny, Leipzig. 3. Aufl. 1903 bei C. Reißner, Dresden).

Physikalische Grundsätze der elektrischen Kraftübertragung (1884, bei A. Hartleben, Wien).*)

Fürst Bismarck und der Antisemitismus (1886, bei H. Engel, Wien).

Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung (1886, bei C. Reißner, Dresden).

Flugtechnik, I. Heft (1889, bei H. W. Kühl, Berlin).

Phantasieen eines Realisten (unter dem Pseudonym Lynkeus). 1899, bei C. Reißner, Dresden. 2. Aufl. (2. bis 10. Tausend) im Jahre 1901.

Fundament eines neuen Staatsrechts (1905, bei C. Reißner, Dresden).

Voltaire. Eine Charakteranalyse, in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik (1905, bei C. Reißner, Dresden).

---

*) Eine energetische Abhandlung.

Einzelne Abhandlungen und kurze Noten:

Mathematik.

„Über die Auffindung der Schwerpunkte mittelst Zirkel und Lineal" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1860).

„Beiträge zu Weddle's Methode der Auflösung numerischer Gleichungen" (Sitzungsber. der K. Böhm. Akad. d. Wiss. 1861).

„Theorie der Convergenz unendlicher Reihen und bestimmter Integrale, die keine periodischen Funktionen enthalten" (Sitzungsber. der Kais. Akad. d. Wiss. 1865).

Physik.

„Uber die Benutzung der Naturkräfte" (enthält den ersten Vorschlag der elektr. Kraftübertragung), der Kais. Akad. d. Wiss. am 6. Nov. 1862 versiegelt eingereicht und in den Sitzungsber. 1882 publiziert.

„Über die Quelle und den Betrag der durch Luftballons geleisteten Arbeit" (Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wiss. 1875).

„Über J. R. Mayer's Mechanik der Wärme" (auch erkenntnistheoretischen Inhalts; im „Ausland" 1876).

„Über die Vorausberechnung der Verbrennungs- oder Bildungswärme für Knallgas und andere Gasgemenge" (Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wiss. 1889).

Elektrotechnik.

„Uber eine neue Konstruktion eines Daniell-Normalelements und die Herstellung von Spannungsetalons" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1887).

„Über einen Wechselstromapparat an Stelle der Induktorien für Meßzwecke" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1888).

„Über die Messung nicht-induktionsfreier Widerstände mittelst des Telephons" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1888).

„Über einen Kompensator mit Flüssigkeits-Rheostaten und Telephon für Volts-Messung" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1888).

„Über eine Anwendung gewisser Konstruktionen von galvanischen Elementen bei Meßinstrumenten" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1889).

„Über Edison's pyromagnetische Maschine" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1889).

„Elektrizitätserzeugung durch Wasserkräfte auf direktem Wege, d. h. ohne Anwendung hydraulischer Motoren" (Zeitschr. f. Elektrotechnik 1898).

Flugtechnik.

„Flugtechnische Studien: I. Über einige flugtechnische Grundfragen" (Zeitschr. für Luftschiffahrt 1896).

„Flugtechnische Studien: II. Über Sinkverminderung" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1899).

„Zur Beurteilung der v. Lößl'schen Sinkformel" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1899).

„Lenkbare Ballons" (ein Referat in der Österr. Wochenschrift für den öffentlich. Baudienst. Heft 26, Jahrg. 1904).

Maschinentechnik.

„Zur näheren Kenntnis der Kessel-Einlagen" (Dingl. Polyt. Journ. Jahrg. 1878).

„Über Kondensatoren und Kühlapparate mittelst bewegter Luft" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- und Arch.-Vereins 1887).

„Über Versuchsresultate und Betrachtungen betreffs Dampfkondensation mittelst bewegter Luft" (Wochenschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1888).

„Bericht über den Popper'schen Luftkondensator in dem Etablissement der HH. Siemens & Halske in Wien" (Wochenschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1890).

„Über einen Luftkondensator im allgemeinen und insbesondere den bei der 300pferdigen Fördermaschine auf dem Prokopschacht in Przibram aufgestellten Luftkondensator" (Österr. Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen 1891).

„Das selbstventilierende Gradierwerk" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1892).

„Formel für den Einfluß verschieden guter Luftleeren auf den Dampfverbrauch" (Zeitschr. d. Österr. Ing.- u. Arch.-Vereins 1893).

Nichtwissenschaftliche Gebiete.

„Charles Bradlaugh" („Neue Freie Presse" vom 3., 7. u. 8. Oktober 1880).

„China" („N. Fr. Presse" vom 26. August 1881).

„Einige Gedanken über Kant, Goethe und Richard Wagner" („N. Fr. Pr.", Juli bis Oktober 1903).

„Voltaire" („Die Wage" vom Juli 1904).

„Fundament eines neuen Staatsrechts" („Die Wage" im Jänner und Februar 1905).

